Gerstäcker

Germelshausen

Die versunkene Stadt

Werner

Der tote Chaussee-Einnehmer

Germelshausen

Im Herbst des Jahres 184- wanderte ein junger, lebensfrischer Bursch, den Tornister auf dem Rücken, den Stab in der Hand, langsam und behaglich den breiten Fahrweg entlang, der von Marisfeld hinauf nach Wichtelhausen führte.

Er war kein Handwerksbursch, der Arbeit suchend von Ort zu Ort ging, das sah man ihm auf den ersten Blick an, hätte ihn nicht schon die kleine, sauber gefertigte Ledermappe verraten, die er auf den Tornister geschnallt trug. Den Künstler konnte er überhaupt nicht verleugnen. Der keck auf einer Seite sitzende schwarze breitrandige Hut, das lange blonde, gelockte Haar, der weiche, noch ganz junge, aber volle Bart – alles sprach dafür, selbst der etwas abgetragene schwarze Samtrock, der ihm jedoch bei dem warmen Morgen ein wenig zu heiß werden mochte. Er hatte ihn aufgeknöpft, und das weiße Hemd darunter – denn er trug keine Weste – wurde um den Hals von einem schwarzseidenen Tuch nur locker zusammengehalten.

Als er ein Viertelstündchen von Marisfeld sein mochte, läutete es dort zur Kirche, und er blieb stehen, stützte sich auf seinen Stecken und lauschte aufmerksam den vollen Glockentönen, die wundersam zu ihm herüberschallten.

Das Läuten war lange vorüber, und noch immer stand er dort und blickte träumerisch hinaus auf die Bergeshänge. Sein Geist war daheim bei den Seinen, in dem kleinen, freundlichen Dorf am Taunusgebirge – bei seiner Mutter, bei seinen Schwestern –, und es schien fast, als ob sich eine Träne in sein Auge drängen wolle. Sein leichtes, fröhliches Herz aber ließ die trüben und schwermütigen Gedanken nicht aufkommen. Nur den Hut nahm er ab und grüßte mit einem herzlichen Lächeln der Richtung zu, in der er die Heimat wußte, und dann fester seinen derben Stecken fassend, schritt er munter die Straße entlang, der begonnenen Bahn folgend.

Die Sonne brannte indessen ziemlich warm auf den breiten, eintönigen Fahrweg nieder, auf dem der Staub in dicker Kruste lag, und unser Wanderer hatte sich schon eine Zeitlang nach rechts und links umgeschaut, ob er nicht irgendeinen bequemeren Fußpfad entdekken könne. Rechts zweigte zwar einmal ein Weg ab, der ihm aber keine Besserung versprach und auch zu weit aus seiner Richtung

führte; er behielt also den alten noch eine Zeitlang bei, bis er endlich an ein klares Bergwasser kam, an dem er die Trümmer einer alten steinernen Brücke erkennen konnte. Drüben lief ein Rasenweg, der in den Grund hineinführte, und doch mit keinem bestimmten Ziel vor sich – da er ja nur dem schönen Werratal zuzog, seine Studienmappe zu bereichern –, sprang er auf einzelnen großen Steinen trokkenen Fußes über den Bach zur kurz gemähten Wiese drüben und schritt hier, auf dem elastischen Rasen und im Schatten dichter Erlenbüsche, rasch und sehr zufrieden mit seinem Tausch vorwärts. »Jetzt hab' ich den Vorteil«, lachte er dabei vor sich hin, »daß ich gar nicht weiß, wohin ich komme. Hier steht kein langweiliger Wegweiser, der einem immer schon Stunden vorher sagt, wie der nächste Ort heißt, und dann jedesmal mit der Entfernung unrecht hat. Wie die Leute hier nur ihre Stunden messen, möcht' ich wissen! Merkwürdig still ist's aber hier im Grund. – Freilich, am Sonntag haben die Bauern draußen nichts zu tun, und wenn sie die ganze Woche hinter ihrem Pflug oder neben dem Wagen herlaufen müssen, halten sie am Sonntag nicht viel vom Spazierengehen, schlafen morgens erst in der Kirche tüchtig aus und strecken die Beine dann nach dem Mittagessen unter den Wirtstisch. – Wirtstisch – hm – ein Glas Bier wäre jetzt bei der Hitze gar nicht so übel; aber bis ich das bekommen kann, löscht auch die klare Flut hier den Durst.«

Und damit warf er Tornister und Hut ab, stieg zum Wasser nieder und trank nach Herzenslust.

Als er dadurch etwas abgekühlt war, fiel sein Blick auf einen alten, wunderlich verwachsenen Weidenbaum, den er rasch und mit geübter Hand skizzierte, und jetzt vollständig erfrischt und ausgeruht, nahm er seinen leichten Tornister wieder auf und setzte seinen Weg, unbekümmert, wohin er ihn führe, fort.

Eine Stunde mochte er noch so gewandert sein, hier ein Felsstück, dort ein eigentümliches Erlengebüsch, da wieder einen knorrigen Eichenast in seine Mappe sammelnd; die Sonne war dabei höher und höher gestiegen, und er nahm sich vor, nun rüstig auszuschreiten, um wenigstens im nächsten Dorf das Mittagessen nicht zu versäumen, als er vor sich im Grund, dicht am Bach und an einem alten Stein, auf dem früher einmal ein Heiligenbild gestanden war, eine Bäuerin sitzen sah, die den Weg, den er kam, herabschaute.

Von Erlen gedeckt, hatte er sie früher sehen können als sie ihn; dem Ufer des Baches aber folgend, trat er kaum über das Gebüsch hinaus, das ihn bis dahin ihren Blicken entzogen hatte, als sie aufsprang und ihm mit einem Freudengeschrei entgegeneilte.

Arnold, wie der junge Maler hieß, blieb überrascht stehen und sah bald, daß es ein bildhübsches, kaum siebzehnjähriges Mädchen war,

das, in eine ganz eigentümliche, aber äußerst nette Bauerntracht gekleidet, die Arme gegen ihn ausgestreckt hatte und auf ihn zuflog. Arnold wußte freilich, daß sie ihn sicher für einen anderen hielt und dieses freudige Begegnen nicht ihm galt.
Das Mädchen erkannte ihn auch kaum, als es erschrocken stehenblieb, erst blaß und dann über und über rot wurde und endlich schüchtern und verlegen sagte: »Nehmt's nicht ungütig, fremder Herr, ich – glaubte –«
»Daß es dein Schatz wäre, mein liebes Kind, nicht wahr?« lachte der junge Bursche. »Und jetzt bist du verdrießlich, daß dir ein anderes, fremdes und gleichgültiges Menschenbild in den Weg läuft? Sei nicht böse, daß ich's nicht bin.«
»Ach, wie könnt Ihr nur so reden«, flüsterte die Maid ängstlich. »Wie dürft' ich böse sein. – Aber wenn Ihr wüßtet, wie sehr ich mich darauf gefreut hatte!«
»Dann verdient er's aber auch nicht, daß du noch länger auf ihn wartest!« sagte Arnold, dem jetzt erst die wahrhaft wunderbare Anmut des schlichten Bauernkindes auffiel. »Wär' ich an seiner Stelle, du hättest nicht eine einzige Minute vergebens meiner harren sollen.«
»Wie Ihr nur so wunderbar redet«, sagte das Mädchen verschämt. »Wenn er hätt' kommen können, wär' er gewiß schon da. Vielleicht ist er wohl krank oder – oder gar – tot«, setzte sie langsam und recht aus vollem Herzen aufseufzend hinzu.
»Und hat er so lange nichts von sich hören lassen?«
»Gar sehr, sehr lange nicht.«
»Dann ist er wohl weit von hier daheim?«
»Weit? Gewiß – schon eine recht lange Strecke von da«, sagte das Mädchen; »in Bischofsroda.«
»Bischofsroda?« rief Arnold. »Da hab' ich jetzt vier Wochen gehaust und kenne jedes Kind im ganzen Dorf. Wie heißt er?«
»Heinrich – Heinrich Vollgut«, sagte das Mädchen verschämt; »des Schulzen Sohn in Bischofsroda.«
»Hm«, meinte Arnold, »bei dem Schulzen bin ich ein und aus gegangen; der aber heißt, soviel ich weiß, Bäuerling, und den Namen Vollgut hab' ich im ganzen Dorf nicht gehört.«
»Ihr werdet wohl nicht alle Leute dort kennen«, meinte das Mädchen, und durch den traurigen Zug, der über dem lieben Antlitz lag, stahl sich doch ein leises, verschmitztes Lächeln, das ihm gar zu gut und noch viel besser als die vorige Schwermut stand.
»Aber von Bischofsroda«, meinte der junge Maler, »kann man über die Berge recht gut in zwei Stunden, höchstens in dreien herüberkommen.«

»Und doch ist er nicht da«, sagte die Maid wieder mit einem schweren Seufzer; »und doch hat er mir's so fest versprochen.«
»Dann kommt er auch gewiß«, versicherte Arnold treuherzig; »denn wenn man dir einmal etwas versprochen hat, müßte man ja ein Herz aus Stein haben, wenn man nicht Wort hielte – und das hat dein Heinrich gewiß nicht.«
»Nein«, sagte die Maid treuherzig. »Aber jetzt wart' ich doch nicht länger auf ihn, denn zu Mittag muß ich daheim sein, sonst schilt der Vater.«
»Und wo bist du daheim?«
»Dort gleich im Grund drin – hört Ihr die Glocke? Eben wird der Gottesdienst ausgeläutet.«
Arnold horchte auf, und gar nicht weit entfernt konnte er das langsame Anschlagen einer Glocke hören; aber nicht voll und tief tönte es zu ihm herüber, sondern scharf und disharmonisch, und als er zu der Gegend dort hinschaute, war es fast, als ob ein dichter Höhenrauch über jenem Teil des Tals läge. »Eure Glocke hat einen Sprung«, lachte er, »die klingt bös.«
»Ja, ich weiß wohl«, erwiderte das Mädchen gleichmütig; »hübsch klingt sie nicht, und wir hätten sie lange schon umgießen lassen, aber es fehlt immer an Geld und an Zeit dazu, denn hier herum sind keine Glockengießer. Doch was tut's; wir kennen sie einmal und wissen, was es bedeutet, wenn es anschlägt – da verrichtet's auch die gesprungene.«
»Und wie heißt dein Dorf?«
»Germelshausen.«
»Und kann ich von dort nach Wichtelhausen kommen?«
»Recht leicht; den Fußweg hinüber ist's kaum ein halbes Stündchen – vielleicht nicht einmal so weit, wenn Ihr gut ausschreitet.«
»Dann geh' ich mit durch dein Dorf, Schatz, und wenn ihr ein gutes Wirtshaus im Ort habt, ess' ich dort zu Mittag.«
»Das Wirtshaus ist nur zu gut«, sagte das Mädchen seufzend, indem es einen Blick zurückwarf, ob der Erwartete denn noch nicht käme.
»Und kann ein Wirtshaus je zu gut sein?«
»Für den Bauern ja«, sagte das Mädchen ernst, indem es jetzt an seiner Seite langsam im Grund hinschritt; »der hat auch des Abends nach der Arbeit noch manches im Haus zu tun, was er versäumt, wenn er bis spät in der Nacht im Wirtshaus sitzt.«
»Aber ich versäume heute nichts mehr.«
»Ja, mit den Stadtherren ist es etwas anderes – die arbeiten doch nichts und versäumen deshalb auch nicht viel; muß doch der Bauer das Brot für sie verdienen.«

»Nun eigentlich doch nicht«, lachte Arnold. »Bauen wohl, aber verdienen müssen wir es selber, und manchmal sauer genug; denn was der Bauer tut, läßt er sich auch gut bezahlen.«
»Aber Ihr arbeitet doch nichts?«
»Und warum nicht?«
»Eure Hände sehen nicht danach aus.«
»Dann will ich dir gleich einmal beweisen, wie und was ich arbeiten kann«, lachte Arnold. »Setz dich einmal da auf den flachen Stein unter den alten Fliederbusch –«
»Aber was soll ich dort?«
»Setz dich nur hin!« rief der junge Maler, der rasch seinen Tornister abwarf und Mappe und Bleistift hervornahm.
»Aber ich muß heim!«
»In fünf Minuten bin ich fertig. Ich möchte auch gern eine Erinnerung an dich mitnehmen in die Welt, gegen die selbst dein Heinrich nichts einzuwenden haben wird.«
»Eine Erinnerung an mich? Wie Ihr gespaßig seid!«
»Ich will dein Bild mitnehmen.«
»Ihr seid ein Maler?«
»Ja.«
»Das wär' schon gut – dann könntet Ihr in Germelshausen gleich die Bilder in der Kirche wieder einmal frisch anmalen, die sehen so gar bös und mitgenommen aus.«
»Wie heißt du?« fragte jetzt Arnold, der schon seine Mappe geöffnet hatte und die lieblichen Züge des Mädchens rasch skizzierte.
»Gertrud.«
»Und was ist dein Vater?«
»Der Schulze im Dorf. – Wenn Ihr ein Maler seid, dürft Ihr auch nicht ins Wirtshaus gehn; da nehm' ich Euch gleich mit nach Hause, und nach dem Essen könnt Ihr alles mit dem Vater besprechen.«
»Über die Kirchenbilder?« lachte Arnold.
»Ja gewiß«, sagte das Mädchen ernsthaft; »und Ihr müßt dann bei uns bleiben, recht, recht lange Zeit – bis wieder unser Tag kommt und die Bilder fertig sind.«
»Nun, davon sprechen wir nachher, Gertrud«, sagte der junge Maler, fleißig dabei seinen Bleistift handhabend. »Aber wird dein Heinrich nicht bös werden, wenn ich auch manchmal – oder recht oft – bei euch bin und – recht viel mit dir plaudere?«
»Der Heinrich?« sagte das Mädchen. »Der kommt jetzt nicht mehr.«
»Heute wohl nicht; aber dann vielleicht morgen?«
»Nein«, sagte Gertrud, vollkommen ruhig; »da er bis elf Uhr nicht da war, bleibt er aus, bis einmal wieder unser Tag ist.«

»Euer Tag? Was meinst du damit?«
Gertrud sah ihn groß und ernst an, aber sie antwortete nicht auf seine Frage, und während ihr Blick zu den hoch über ihnen hinziehenden Wolken schweifte, haftete er mit einem eigenen Ausdruck von Schmerz und Wehmut an ihnen. Sie war in diesem Augenblick wirklich engelschön, und Arnold vergaß in dem Interesse, das er an der Vollendung des Porträts nahm, alles andere. Es blieb ihm auch nicht mehr viel Zeit.
Das junge Mädchen stand plötzlich auf, und ein Tuch über den Kopf werfend, um sich vor den Sonnenstrahlen zu schützen, sagte es: »Ich muß fort – der Tag ist so kurz, und sie erwarten mich daheim.«
Arnold hatte aber sein kleines Bild auch fertig, und mit ein paar kekken Strichen den Faltenwurf der Kleidung angebend, sagte er, ihr das Blatt entgegenhaltend: »Hab' ich dich getroffen?«
»Das bin ich?« rief Gertrud rasch und fast erschreckt.
»Nun, wer denn sonst?« lachte Arnold.
»Und das Bild wollt Ihr behalten und mit Euch nehmen?« fragte das Mädchen schüchtern, fast ängstlich.
»Gewiß will ich!« rief der junge Mann. »Und wenn ich dann weit, weit von hier bin, werde ich noch oft und fleißig an dich denken.«
»Aber wird das mein Vater leiden?«
»Daß ich an dich denke? Kann er mir das verwehren?«
»Nein, aber – daß Ihr das Bild da mit Euch – in die Welt hinaus nehmt.«
»Er kann es nicht hindern, mein Herz«, sagte Arnold freundlich.
»Aber wäre es dir selber unlieb, es in meinen Händen zu wissen?«
»Mir? Nein!« erwiderte das Mädchen nach kurzem Überlegen.
»Wenn – nur nicht – ich muß doch den Vater darum fragen.«
»Du bist ein närrisches Kind«, lachte der junge Maler; »selbst eine Prinzessin hätte nichts dagegen, daß ein Künstler ihre Züge für sich erwirbt. Dir geschieht kein Schaden dadurch. Aber so lauf doch nur nicht so, du wildes Ding; ich gehe ja mit – oder willst du mich hier ohne Mittagessen zurücklassen? Hast du die Kirchenbilder vergessen?«
»Ja, die Bilder«, sagte das Mädchen stehenbleibend und auf ihn wartend.
Arnold aber, der seine Mappe rasch wieder zusammengebunden hatte, war auch schon im nächsten Augenblick an seiner Seite, und schneller als vorher setzten sie ihren Weg dem Dorf zu fort.
Dieses aber lag viel näher, als Arnold dem Klang der gesprungenen Glocke nach vermutet hatte, denn das, was der junge Mann von weitem nur für ein Erlendickicht gehalten hatte, zeigte sich, als sie näher

kamen, als eine heckenumzogene Reihe von Obstbäumen, hinter denen dicht versteckt, aber im Norden und Nordosten von weiten Feldern umgeben, das alte Dorf mit seinem niedrigen Kirchturm und seinen rauchgeschwärzten Häusern lag.
Hier auch betraten sie zuerst eine gut angelegte und feste Straße, an beiden Seiten mit Obstbäumen bepflanzt. Über dem Dorf aber hing der düstere Höhenrauch, den Arnold schon von weitem gesehen hatte, und brach das helle Sonnenlicht, das nur mit einem gelblich-unheimlichen Schein auf die alten grauen, verwitterten Dächer fallen konnte.
Arnold aber hatte für das alles kaum einen Blick, denn die an seiner Seite hinschreitende Gertrud faßte, als sie sich den ersten Häusern näherten, langsam seine Hand, und diese in der ihren haltend, schritt sie mit ihm in die nächste Straße hinein.
Ein wunderbares Gefühl durchzuckte den jungen, lebensfrischen Burschen bei der Berührung dieser warmen Hand, und unwillkürlich fast suchte sein Blick dem des jungen Mädchens zu begegnen. Aber Gertrud schaute nicht zu ihm herüber; das Auge züchtig am Boden haftend, führte sie den Gast dem Haus ihres Vaters zu, und Arnolds Aufmerksamkeit wurde endlich auch auf die ihm begegnenden Dorfbewohner gelenkt, die alle still an ihm vorübergingen, ohne ihn zu grüßen.
Das fiel ihm zuerst auf, denn in all den benachbarten Dörfern hätte man es fast für ein Vergehen gehalten, einem Fremden nicht wenigstens einen »Guten Tag« oder ein »Grüß Gott« zu bieten. Hier dachte niemand daran, und wie in einer großen Stadt gingen die Leute entweder still und teilnahmslos vorbei oder blieben auch hier und da stehen und sahen ihnen nach – aber es redete sie niemand an. Selbst das Mädchen grüßte keiner von allen.
Und wie wunderlich die alten Häuser mit ihren spitzen, mit Schnitzwerk verzierten Giebeln und festen, wettergrauen Strohdächern aussahen – und trotz des Sonntags war kein Fenster blank und geputzt, und die runden, in Blei gefaßten Scheiben sahen trüb und angelaufen aus und zeigten auf ihren matten Flächen den schillernden Regenbogenglanz. Hier und da öffnete sich aber ein Flügel, als sie vorüberschritten, und freundliche Mädchengesichter oder alte, würdige Matronen schauten heraus.
Auch die seltsame Tracht der Leute fiel ihm auf, die sich wesentlich von der der Nachbardörfer unterschied. Dabei herrschte eine fast lautlose Stille überall, und Arnold, dem das Schweigen endlich peinlich wurde, sagte zu seiner Begleiterin: »Haltet ihr denn in eurem Dorf den Sonntag so streng, daß die Leute, wenn sie einander begegnen, nicht einmal einen Gruß haben? Hörte man nicht hier und da

einen Hund bellen oder einen Hahn krähen, so könnte man den ganzen Ort für stumm und tot halten.«
»Es ist Mittagszeit«, sagte Gertrud ruhig, »und da sind die Leute nicht zum Reden aufgelegt; heute abend werdet Ihr sie desto lauter finden.«
»Gott sei Dank«, rief Arnold, »da sind wenigstens Kinder, die auf der Straße spielen! Mir fing es hier schon an, unheimlich zu werden; da feiern sie in Bischofsroda den Sonntag auf andere Art.«
»Dort ist auch meines Vaters Haus«, sagte Gertrud leise.
»Dem aber«, lachte Arnold, »darf ich nicht so unversehens mittags in die Schüssel fallen. Ich könnte ihm ungelegen kommen und habe beim Essen gern freundliche Gesichter um mich her. Zeig mir deshalb lieber das Wirtshaus, mein Kind, oder laß mich es selber finden, denn Germelshausen wird von anderen Dörfern keine Ausnahme machen. Dicht neben der Kirche steht auch gewöhnlich die Schenke, und wenn man nur dem Turm folgt, geht man nie fehl.«
»Da habt Ihr recht; das ist bei uns geradeso«, sagte Gertrud ruhig. »Aber daheim erwarten sie uns schon, und Ihr braucht nicht zu fürchten, daß man Euch unfreundlich aufnimmt.«
»Erwarten sie uns? Ah, du meinst dich und deinen Heinrich? Ja, Gertrud, wenn du mich heute an dessen Stelle nehmen wolltest, dann bliebe ich bei dir – so lange, bis du mich selber wieder fortgehen hießest.«
Er hatte die letzten Worte fast unwillkürlich mit herzlicher Stimme gesprochen und leise dabei die Hand gedrückt, die noch immer die seine gefaßt hielt; da blieb Gertrud plötzlich stehen, sah ihn voll und groß an und sagte: »Wolltet Ihr das wirklich?«
»Mit tausend Freuden!« rief der junge Maler, von der wunderbaren Schönheit des Mädchens ganz übermannt.
Gertrud erwiderte aber nichts weiter darauf, und ihren Weg fortsetzend, als ob sie sich die Worte ihres Begleiters überlege, blieb sie endlich vor einem hohen Haus stehen, zu dem eine mit Eisenstäben verwahrte, breite steinerne Treppe hinaufführte, und sagte ganz wieder mit ihrem früheren schüchternen und verschämten Wesen: »Hier wohne ich, lieber Herr, und wenn's Euch freut, so kommt mit hinauf zu meinem Vater, der stolz darauf sein wird, Euch an seinem Tisch zu sehen.«
Ehe Arnold aber nur etwas darauf erwidern konnte, trat oben auf der Treppe schon der Schulze in die Tür, und während ein Fenster geöffnet wurde, aus dem der freundliche Kopf einer alten Frau herausschaute und ihnen zunickte, rief der Bauer: »Aber, Gertrud, heint bist du lang ausgeblieben; und schau, schau, was sie sich für einen schmucken Gesellen mitgebracht hat!«

»Mein bester Herr –«
»Nur keine Umstände auf der Treppe – kommt herein, die Klöße sind fertig und werden sonst hart und kalt.«
»Das ist aber nicht der Heinrich!« rief die alte Frau aus dem Fenster.
»Hab' ich's denn nicht immer gesagt, daß der nicht wiederkäme?«
»Schon gut, Mutter; schon gut«, meinte der Schulze; »der tut's auch.« Und dem Fremden die Hand entgegenstreckend, fuhr er fort: »Schönen Willkommen in Germelshausen, mein junger Herr, wo Euch das Mädel auch aufgelesen haben mag. Und jetzt kommt herein zum Essen, und langt zu nach Herzenslust – alles weitere können wir nachher besprechen.«
Er ließ dem jungen Maler auch wirklich keinen weiteren Raum zu irgendeiner Entschuldigung, sondern derb seine Hand schüttelnd, die Gertrud losgelassen hatte, sobald er den Fuß auf die steinerne Treppe setzte, faßte er ihn zutraulich unter dem Arm und führte ihn in die breite und geräumige Wohnstube hinein.
Im Haus selber herrschte eine dumpfe, erdige Luft, und so gut Arnold die Gewohnheit des deutschen Bauern kannte, der sich in seinem Zimmer am liebsten von jeder frischen Luft abschließt und selbst im Sommer nicht selten einheizt, um die ihm behagliche Brathitze zu erzeugen, so fiel es ihm doch auf.
Der schmale Hausgang hatte dabei ebenfalls wenig Einladendes. Der Kalk war von den Wänden gefallen und schien eben nur flüchtig beiseite gekehrt zu sein. Das einzige, erblindete Fenster im hinteren Teil des Flurs konnte kaum ein notdürftiges Licht hereinwerfen, und die Treppe, die in das obere Stockwerk führte, sah alt und verfallen aus.
Es blieb ihm aber nur wenig Zeit, das zu beobachten, denn im nächsten Augenblick schon warf sein gastlicher Wirt die Tür der Wohnstube auf, und Arnold sah sich in einem nicht hohen, aber breiten und geräumigen Zimmer, das frisch gelüftet, mit weißem Sand bestreut und mit dem großen, von schneeigem Linnen bedeckten Tisch in der Mitte freundlich gegen die übrige, etwas verwilderte innere Einrichtung des Hauses abstach.
Außer der alten Frau, die jetzt das Fenster geschlossen hatte und ihren Stuhl zum Tisch rückte, saßen noch ein paar rotbäckige Kinder in der Ecke, und eine rüstige Bauersfrau – aber auch in ganz anderer Tracht als die der Nachbardörfer – öffnete eben der mit einer großen Schüssel hereinkommenden Magd die Tür. Und jetzt dampften die Klöße auf dem Tisch, und alles drängte an die Stühle, der willkommenen Mahlzeit entgegen; keins aber setzte sich, und die Kinder schauten mit – wie es Arnold vorkam – fast ängstlichen Blicken auf den Vater.

Dieser trat zu seinem Stuhl, lehnte sich mit dem Arm darauf und sah still und schweigend, ja finster vor sich nieder. – Betete er? Arnold sah, daß er die Lippen fest zusammengepreßt hielt, während seine rechte Hand zusammengeballt an der Seite niederhing – in diesen Zügen lag kein Gebet, nur starrer und doch unschlüssiger Trotz.
Gertrud ging da leise auf ihn zu und legte ihre Hand auf seine Schulter, und die alte Frau stand ihm sprachlos gegenüber und sah ihn mit ängstlich bittenden Blicken an.
»Laßt uns essen«, sagte da der Mann barsch, »es hilft doch nichts!« Seinen Stuhl beiseite rückend und seinem Gast zunickend, ließ er sich selber nieder, ergriff den großen Schöpflöffel und legte allen vor.
Arnold kam das ganze Wesen des Mannes fast unheimlich vor, und in der gedrückten Stimmung der übrigen konnte er sich ebenfalls nicht behaglich fühlen.
Der Schulze war aber nicht der Mann, der sein Mittagessen mit trüben Gedanken verzehrt hätte. Als er auf den Tisch klopfte, trat die Magd wieder herein und brachte Flaschen und Gläser, und mit dem kostbaren alten Wein, den er jetzt einschenkte, kam bald ein ganz anderes, fröhlicheres Leben in alle Tischgenossen.
Durch Arnolds Adern strömte das herrliche Getränk wie flüssiges Feuer – nie im Leben hatte er etwas Ähnliches gekostet –, und auch Gertrud trank davon und die alte Mutter, die sich nachher an ihr Spinnrad in die Ecke setzte und mit leiser Stimme ein kleines Lied vom lustigen Leben in Germelshausen sang. Der Schulze selber aber war wie ausgewechselt. So ernst und schweigsam er vorher gewesen war, so lustig und aufgeräumt wurde er jetzt, und Arnold selber konnte sich dem Einfluß dieses kostbaren Weins nicht entziehen. Ohne daß er eigentlich genau wußte, wie es gekommen war, hatte der Schulze eine Violine in die Hand genommen und spielte einen lustigen Tanz, und Arnold, die schöne Gertrud im Arm, wirbelte mit ihr in der Stube so toll herum, daß er das Spinnrad und die Stühle umwarf und gegen die Magd anrannte, die das Geschirr hinaustragen wollte, und allerhand lustige Streiche trieb, daß sich die übrigen darüber vor Lachen ausschütten wollten.
Plötzlich wurde alles still in der Stube, und als sich Arnold erstaunt nach dem Schulzen umschaute, deutete dieser mit seinem Violinbogen zum Fenster und legte dann das Instrument wieder in den großen Holzkasten zurück, aus dem er es vorher genommen hatte. Arnold aber sah, wie draußen auf der Straße ein Sarg vorbeigetragen wurde.
Sechs Männer, in weiße Hemden gekleidet, hatten ihn auf den Schultern, und hinterher ging ganz allein ein alter Mann mit einem kleinen

blondhaarigen Mädchen an der Hand. Der Alte schritt wie gebrochen auf der Straße hin; die Kleine aber, die kaum vier Jahre zählen mochte und wohl noch keine Ahnung hatte, wer da in dem dunklen Sarg lag, nickte überall freundlich hin, wo sie ein bekanntes Gesicht traf, und lachte hellauf, als ein paar Hunde vorüberhetzten und der eine gegen die Treppe des Schulhauses anrannte und sich überkugelte.

Nur aber solange der Sarg in Sicht war, dauerte die Stille, und Gertrud trat zu dem jungen Maler heran und sagte: »Jetzt gebt aber auf kurze Zeit Ruhe – Ihr habt genug getollt, und der schwere Wein steigt Euch sonst immer mehr in den Kopf. Kommt, nehmt Euren Hut, und wir wollen einen kleinen Spaziergang zusammen machen. Bis wir zurückkommen, wird es Zeit, in die Schenke zu gehen, denn heint abend ist Tanz.«

»Tanz? Das ist recht!« rief Arnold vergnügt. »Da bin ich grad zur guten Zeit gekommen! Du gibst mir den ersten Tanz, Gertrud?«

»Gewiß, wenn Ihr wollt.«

Arnold hatte schon Hut und Mappe aufgegriffen.

»Was wollt Ihr mit dem Buch?« fragte der Schulze.

»Er zeichnet, Vater«, sagte Gertrud; »er hat auch mich schon abgemalt. Seht Euch einmal das Bild an.«

Arnold öffnete die Mappe und hielt dem Mann das Bild entgegen. Der Bauer betrachtete es still und schweigend eine Weile. »Und das wollt Ihr mit nach Hause nehmen?« sagte er endlich. »Und vielleicht in einen Rahmen machen und in die Stube hängen?«

»Und warum nicht?«

»Darf er, Vater?« fragte Gertrud.

»Wenn er nicht bei uns bleibt«, lachte der Schulze, »hab' ich nichts dagegen; aber da hinten fehlt noch etwas.«

»Was?«

»Der Leichenzug von vorhin. – Malt den mit auf das Blatt, und Ihr mögt das Bild mitnehmen.«

»Aber der Leichenzug zu Gertrud?«

»Da ist noch Platz genug«, sagte der Schulze hartnäckig. »Der muß mit drauf sein, sonst leid' ich nicht, daß Ihr meines Mädels Bild so ganz allein mit fortnehmt. In so ernster Gesellschaft kann aber niemand etwas Übles davon denken.«

Arnold schüttelte über den wunderlichen Vorschlag, dem hübschen Mädchen einen Leichenzug als Ehrenwache mitzugeben, lachend den Kopf. Der Alte schien aber einmal die fixe Idee zu haben, und um ihn zufriedenzustellen, tat er ihm den Willen. Später konnte er die traurige Beigabe ja leicht wieder entfernen. Mit geübter Hand hatte er auch bald die eben vorbeigezogenen Gestalten – wenn auch

nur aus der Erinnerung – auf das Papier gebracht, und die ganze Familie drängte sich dabei um ihn her und sah mit offenbarem Staunen die rasche Ausführung der Zeichnung.
»Hab ich's so recht gemacht?« rief Arnold endlich, als er von seinem Stuhl aufsprang und das Bild in Armeslänge vor sich hielt.
»Vortrefflich!« nickte der Schulze. »Hätt's nimmer gedacht, daß Ihr's so schnell fertigbrächtet. Jetzt mag's sein; nun geht mit dem Mädel hinaus, und seht Euch das Dorf an – möchtet es doch so bald nicht wieder zu sehen bekommen. Bis um fünf Uhr seid aber fein wieder da; wir feiern ein Fest heint, und da müßt Ihr dabeisein!«
Arnold selber wurde es in der dumpfigen Stube mit dem Wein im Kopf eng und beklemmend zumute. Er sehnte sich ins Freie, und wenige Minuten später schritt er an der Seite der schönen Gertrud die Straße entlang, die durch das Dorf führte.
Jetzt lag auch der Weg nicht mehr so still da wie vorhin; die Kinder spielten auf der Straße, die Alten saßen hier und da vor ihren Türen und sahen ihnen zu, und der ganze Ort mit seinen alten, wunderlichen Gebäuden hätte sicherlich sogar ein freundliches Aussehen gehabt, wäre die Sonne nur imstande gewesen, durch den dichten bräunlichen Rauch zu dringen, der wie eine Wolke über den Dächern lag.
»Ist hier ein Moor- oder Waldbrand in der Nähe?« fragte er das Mädchen. »Derselbe Rauch liegt über keinem anderen Dorf und kann nicht von den Schornsteinen herrühren.«
»Es ist Erdrauch«, sagte Gertrud ruhig. »Aber habt Ihr nie von Germelshausen gehört?«
»Nie.«
»Das ist sonderbar, und das Dorf ist doch schon so alt – so alt.«
»Die Häuser sehen wenigstens danach aus, und auch die Leute haben alle ein so wunderliches Benehmen, und eure Sprache klingt so ganz anders wie in den Nachbarorten. Ihr kommt wohl wenig hinaus aus eurem Ort?«
»Wenig«, sagte Gertrud einsilbig.
»Und keine einzige Schwalbe ist mehr da? Die können doch noch nicht fortgezogen sein?«
»Schon lange«, antwortete das Mädchen eintönig; »in Germelshausen baut sich keine mehr ihr Nest. – Sie können vielleicht den Erdrauch nicht vertragen.«
»Aber den habt ihr doch nicht immer?«
»Immer.«
»Dann ist der auch schuld daran, daß eure Obstbäume keine Früchte tragen, und noch in Marisfelde mußten sie dieses Jahr die Äste stützen, so reich gesegnet ist das Jahr.«

Gertrud erwiderte kein Wort darauf und wanderte schweigend an seiner Seite immer im Dorf hin, bis sie dessen äußerstes Ende erreichten. Unterwegs nickte sie nur manchmal einem Kind freundlich zu oder sprach mit einem der jungen Mädchen – vielleicht über den heutigen Tanz und den Ballstaat – ein paar leise Worte. Und die Mädchen sahen dabei den jungen Maler mit recht mitleidsvollen Blicken an, daß es diesem – er wußte selber nicht recht warum – ganz warm und weh ums Herz wurde, aber er getraute sich nicht, Gertrud deshalb zu fragen.

Jetzt endlich hatten sie die äußersten Häuser erreicht, und so lebendig es im Dorf selber auch gewesen war, so still und einsam, ja so totenähnlich wurde es hier. Die Gärten sahen aus, als ob sie seit langen, langen Jahren nicht betreten wären; in den Wegen wuchs Gras, und merkwürdig schien es besonders dem jungen Fremden, daß kein einziger Obstbaum auch nur eine Frucht trug.

Da begegneten ihnen Menschen, die von draußen hereinkamen, und Arnold erkannte augenblicklich den zurückkehrenden Leichenzug. Die Leute zogen still an ihnen vorüber, wieder in das Dorf hinein, und fast unwillkürlich lenkten sich beider Schritte dem Friedhof zu.

Arnold suchte jetzt seine Begleiterin, die ihm allzu ernst vorkam, aufzuheitern; er erzählte ihr von anderen Orten, wo er gewesen war, und wie es draußen in der Welt aussähe. Sie hatte noch nie eine Eisenbahn gesehen, ja nie davon gehört, und horchte aufmerksam und erstaunt seiner Erklärung. Auch von den Telegrafen hatte sie keine Ahnung; ebensowenig von all den neueren Erfindungen, und der junge Maler begriff nicht, wie es möglich sei, daß noch Menschen in Deutschland so abgeschieden, so förmlich getrennt von der übrigen Welt und außerhalb der geringsten Verbindung mit ihr leben konnten.

In diesen Gesprächen erreichten sie den Gottesacker, und hier fielen dem jungen Fremden gleich die altertümlichen Steine und Denkmäler auf, so einfach sie auch im ganzen waren. »Das ist ein alter, alter Stein«, sagte er, als er sich zu dem nächsten niederbog und mit Mühe dessen Schnörkelschrift entziffert hatte. »Anna Maria Berthold geborene Sieglitz, geboren am 1. Dec. 1188 – gestorben den 2. Dec. 1224 –«

»Das ist meine Mutter«, sagte Gertrud ernst, und ein paar große helle Tränen drängten sich in ihre Augen und fielen langsam auf ihr Mieder nieder.

»Deine Mutter, mein gutes Kind?« sagte Arnold erstaunt. »Deine Urururgroßmutter könnte sie nicht einmal gewesen sein!«

»Nein«, sagte Gertrud, »meine rechte Mutter – der Vater hat nachher wieder gefreit, und die zu Hause ist meine Stiefmutter.«

»Aber steht da nicht ›gestorben 1224‹?«
»Was kümmert mich das Jahr«, sagte Gertrud traurig. »Es tut gar weh, wenn man so von der Mutter getrennt wird; und doch«, setzte sie leise und recht schmerzlich hinzu, »war es vielleicht gut – recht gut, daß sie noch vorher zu Gott eingehen durfte.«
Arnold bog sich kopfschüttelnd über den Stein, um die Inschrift genauer zu erforschen, ob die erste Zwei in der Jahreszahl vielleicht eine Acht sei, denn die altertümliche Schrift machte das nicht unmöglich; aber die andere Zwei glich der ersten auf ein Haar, und 1884 schrieben sie noch lange nicht. Vielleicht hatte sich der Steinmetz geirrt, und das Mädchen war so in das Andenken an die Verstorbene vertieft, daß er es nicht weiter durch vielleicht lästige Fragen stören mochte. Er ließ Gertrud deshalb bei dem Stein, an dem sie niedergesunken war und leise betete, um einige andere Denkmäler zu untersuchen; aber alle ohne Ausnahme trugen Jahreszahlen viele hundert Jahre zurück, und kein neuer Stein ließ sich finden; und doch wurden die Toten selbst jetzt noch hier beigesetzt, wie das letzte, ganz frische Grab bezeugte.
Von der niederen Kirchhofmauer aus hatte man aber auch einen trefflichen Überblick über das alte Dorf, und Arnold benützte rasch die Gelegenheit, eine Skizze davon zu entwerfen. Aber auch über diesem Platz lag der wunderliche Höhenrauch, und weiter dem Wald zu konnte er doch die Sonne hell und klar auf die Berghänge niederfallen sehen.
Da schlug im Dorf wieder die alte zersprungene Glocke an, und Gertrud, sich rasch emporrichtend und die Tränen aus den Augen schüttelnd, winkte freundlich dem jungen Mann, ihr zu folgen. Arnold war rasch an ihrer Seite.
»Jetzt dürfen wir nicht mehr trauern«, sagte sie lächelnd; »die Kirche läutet aus, und nun geht es zum Tanz. Ihr habt wohl geglaubt, daß die Germelshauser lauter Kopfhänger wären; heint abend sollt Ihr das Gegenteil gewahr werden!«
»Aber dort drüben ist doch die Kirchentür«, sagte Arnold, »und ich sehe niemanden herauskommen.«
»Das ist sehr natürlich«, lachte das Mädchen, »weil niemand hineingeht, der Pfarrer selber nicht einmal. Nur der alte Sakristan gönnt sich keine Ruhe und läutet die Kirche aus und ein.«
»Und keiner von euch geht in die Kirche?«
»Nein – weder zur Messe noch zur Beichte«, sagte das Mädchen ruhig. »Wir liegen in einem Streit mit dem Papst, der bei den Welschen wohnt, und der will es nicht leiden, bis wir ihm wieder gehorchen.«
»Aber davon hab' ich im Leben nichts gehört.«

»Ja, ist auch schon lange her«, sagte das Mädchen leichthin. »Seht Ihr, da kommt der Sakristan ganz allein aus der Kirche und schließt die Tür zu; der geht auch nicht abends ins Wirtshaus, sondern sitzt still und allein daheim.«
»Und der Pfarrer kommt?«
»Das sollt' ich meinen – und ist der Lustigste von allen. Er nimmt sich's nicht zu Herzen.«
»Und weshalb ist das alles geschehen?« sagte Arnold, der sich fast weniger über die Tatsachen als über des Mädchens Unbefangenheit wunderte.
»Das ist eine lange Geschichte«, meinte Gertrud, »und der Pfarrer hat das alles in einem großen dicken Buch aufgeschrieben. Wenn's Euch Spaß macht und Ihr Lateinisch versteht, mögt Ihr's darin lesen. – Aber«, setzte sie warnend hinzu, »sprecht nicht davon, wenn mein Vater dabei ist, denn er hat's nicht gern. Seht Ihr – da kommen die Burschen und Mädchen schon aus den Häusern; jetzt muß ich machen, daß ich heimkomme und mich auch anziehe, denn ich möchte nicht die letzte sein.«
»Und den ersten Tanz, Gertrud?«
»Tanze ich mit Euch; Ihr habt mein Versprechen.«
Rasch schritten die beiden ins Dorf zurück, wo jetzt aber ein ganz anderes Leben herrschte als am Morgen. Überall standen lachende Gruppen von jungen Leuten; die Mädchen waren zu der Festlichkeit geschmückt und die Burschen ebenfalls in ihrem besten Staat, und an dem Wirtshaus, an dem sie vorbeigingen, hingen Blattgirlanden von einem Fenster zum anderen und zogen über der Tür einen weiten Triumphbogen.
Arnold mochte sich, da er alles aufs beste herausgeputzt sah, nicht in seinen Reisekleidern zwischen die Festtägler mischen; er schnallte deshalb im Haus des Schulzen seinen Tornister auf, nahm seinen guten Anzug heraus und war eben mit seiner Toilette fertig, als Gertrud an die Tür klopfte und ihn rief. Und wie wunderbar schön sah sie jetzt in ihrem einfachen und doch so reichen Schmuck aus, und wie herzlich bat sie ihn, sie zu begleiten, da Vater und Mutter erst später nachfolgen würden.
Die Sehnsucht nach ihrem Heinrich kann ihr das Herz nicht besonders abdrücken, dachte der junge Mann freilich, als er ihren Arm in den seinen zog und mit ihr durch die jetzt einbrechende Dämmerung dem Tanzsaal zuschritt; aber er hütete sich wohl, einem derartigen Gedanken Worte zu geben, denn ein eigenes, wunderliches Gefühl durchzuckte seine Brust, und sein Herz klopfte ihm selber ungestüm, als er das der Jungfrau an seinem Arm pochen fühlte. »Und morgen muß ich wieder fort«, seufzte er leise vor sich hin.

Ohne daß er es selber wollte, waren aber die Worte zum Ohr seiner Begleiterin gedrungen, und sie sagte lächelnd: »Sorgt Euch nicht um das – wir bleiben länger zusammen; länger vielleicht, als Euch lieb ist.«

»Und würdest du es gern sehen, Gertrud, wenn ich bei euch bliebe?« fragte Arnold, und er fühlte dabei, wie ihm das Blut mit voller Gewalt in Stirn und Schläfe schoß.

»Gewiß«, sagte das junge Mädchen unbefangen. »Ihr seid gut und freundlich; mein Vater hat Euch auch gern – ich weiß es –, und Heinrich ist doch nicht gekommen!« setzte sie leise und wie zürnend hinzu.

»Und wenn er nun morgen käme?«

»Morgen?« sagte Gertrud und sah ihn mit ihren großen dunklen Augen ernst an. »Dazwischen liegt eine lange – lange Nacht. Morgen! Ihr werdet morgen begreifen, was das Wort bedeutet. Aber heint sprechen wir nicht davon«, brach sie kurz und freundlich ab; »heint ist das frohe Fest, auf das wir uns so lange, so sehr lange gefreut haben, und das wollen wir uns ja nicht durch trübe Gedanken verkümmern. Und hier sind wir auch am Ort – die Burschen werden nicht schlecht schauen, wenn ich mir einen neuen Tänzer mitbringe.«

Arnold wollte ihr etwas darauf erwidern, aber lärmende Musik, die von innen herauskam, übertönte seine Worte. Wunderliche Weisen spielten auch die Musikanten auf – er kannte keine einzige davon und wurde durch den Glanz der vielen Lichter, die ihm entgegenfunkelten, am Anfang fast wie geblendet. Gertrud führte ihn jedoch mitten in den Saal hinein, wo ein Menge junger Bauernmädchen plaudernd beisammenstand, und dort erst ließ sie ihn los, daß er sich, bis der Tanz begann, ein wenig umsehen und mit den übrigen Burschen bekannt werden konnte.

Arnold fühlte sich im ersten Augenblick zwischen den vielen fremden Menschen nicht behaglich; auch die wunderliche Tracht und die Sprache der Leute stießen ihn ab, und so lieb diese harten, ungewohnten Laute von Gertruds Lippen klangen, so rauh tönten sie von anderen an sein Ohr.

Die jungen Burschen waren aber alle freundlich zu ihm, und einer von ihnen kam auf ihn zu, nahm ihn bei der Hand und sagte: »Das ist gescheit von Euch, Herr, daß Ihr bei uns bleiben wollt; führen auch ein lustiges Leben, und die Zwischenzeit vergeht rasch genug.«

»Welche Zwischenzeit?« fragte Arnold, weniger erstaunt über den Ausdruck, als daß der Bursche so fest seine Überzeugung aussprach, daß er dieses Dorf zu seiner Heimat machen wollte. »Ihr meint, daß ich hierher zurückkehre?«

»Und Ihr wollt wieder fort?« fragte der junge Bauer rasch.
»Morgen – ja, oder übermorgen; aber ich komme wieder.«
»Morgen? – So?« lachte der Bursche. »Ja dann ist's schon recht – na, morgen sprechen wir weiter darüber. Jetzt kommt, daß ich Euch unsere Vergnüglichkeit einmal zeige, denn wenn Ihr morgen schon wieder fort wollt, bekämt Ihr die am Ende nicht einmal zu sehen.«
Die anderen lachten heimlich miteinander; der junge Bauer aber nahm Arnold an der Hand und führte ihn im ganzen Haus herum, das dichtgedrängt voll lustig schwärmender Gäste war. Erst kamen sie durch Zimmer, in denen Kartenspieler saßen, die große Haufen Geld vor sich liegen hatten, dann betraten sie eine Kegelbahn, die mit hell glänzenden Steinen ausgelegt war. In einem dritten Zimmer wurden Ringel- und andere Spiele gespielt, und die jungen Mädchen liefen lachend und singend aus und ein und neckten sich mit den jungen Burschen, bis auf einmal ein Tusch von den Musikanten, die bis dahin lustig fortgespielt hatten, das Zeichen zum Beginn des Tanzes gab und Gertrud jetzt auch an Arnolds Seite stand und seinen Arm erfaßte. »Kommt, wir dürfen nicht die letzten sein«, sagte das schöne Mädchen; »denn als des Schulzen Tochter muß ich den Tanz eröffnen.«
»Aber was für eine seltsame Melodie ist das?« sagte Arnold. »Ich finde mich gar nicht in den Takt.«
»Es wird schon gehen«, lächelte Gertrud; »in den ersten fünf Minuten findet Ihr Euch hinein, und ich sage Euch wie!«
Laut jubelnd drängte jetzt alles – nur die Kartenspieler ausgenommen – dem Tanzsaal zu, und Arnold vergaß in dem einen seligen Gefühl, das wunderbar schöne Mädchen in seinen Armen zu halten, bald alles andere. Wieder und wieder tanzte er mit Gertrud, und kein anderer schien ihm seine Tänzerin streitig machen zu wollen, wenn ihn die übrigen Mädchen im Vorbeifliegen auch manchmal neckten.
Eins nur fiel ihm auf und störte ihn: Dicht neben dem Wirtshaus stand die alte Kirche, und im Saal konnte man deutlich die grellen, mißtönenden Schläge der zersprungenen Glocke hören. Beim ersten Schlag der Glocke aber war es jedesmal, als ob der Stab eines Zauberers die Tanzenden berührt hätte. Die Musik hörte mitten im Takt auf zu spielen; die lustig durcheinanderwogende Schar stand wie an ihre Plätze gebannt still und regungslos, und alles zählte schweigend die einzelnen langsamen Schläge. Sobald aber der letzte Glockenschlag verhallt war, gingen Leben und Jauchzen von neuem los. So war es um acht, so um neun, so um zehn Uhr, und wenn Arnold nach der Ursache des so sonderbaren Betragens fragen wollte, legte

Gertrud ihren Finger an die Lippen und sah dabei so ernst und traurig aus, daß er sie nicht um die Welt hätte mehr betrüben mögen.
Um zehn Uhr wurde im Tanzen eine Pause gemacht, und der Musikchor, der eiserne Lungen haben mußte, schritt dem jungen Volk voran in den Eßsaal hinab. Dort ging es lustig her; der Wein floß nur so, und Arnold, der nicht gut hinter den übrigen zurückbleiben konnte, berechnete sich schon im stillen, welchen Riß dieser verschwenderische Abend in seiner bescheidenen Kasse machen würde. Aber Gertrud saß neben ihm, trank mit ihm aus einem Glas, und wie hätte er da einer solchen Sorge Raum geben können! – Und wenn ihr Heinrich morgen kam?
Der erste Schlag der elften Stunde ertönte, und wieder schwieg der laute Jubel der Zechenden, wieder dieses atemlose Lauschen den langsamen Schlägen. Ein eigenes Grauen überkam ihn – er wußte selber nicht weshalb –, und der Gedanke an seine Mutter daheim zog ihm durch das Herz. Langsam hob er sein Glas und leerte es als Gruß den fernen Lieben.
Mit dem elften Schlag aber sprangen die Gäste von den Tischen auf – der Tanz sollte aufs neue beginnen, und alles eilte in den Saal zurück.
»Wem habt Ihr zuletzt zugetrunken?« fragte Gertrud, als sie ihren Arm wieder in den seinen gelegt hatte.
Arnold zögerte mit der Antwort. Lachte ihn Gertrud vielleicht aus, wenn er es ihr sagte? Aber nein – so brünstig hatte sie ja noch am Nachmittag an ihrer eigenen Mutter Grab gebetet, und mit leiser Stimme sagte er: »Meiner Mutter.«
Gertrud erwiderte kein Wort und ging schweigend neben ihm die Treppe wieder hinauf – aber sie lachte auch nicht mehr, und ehe sie wieder zum Tanz antraten, fragte sie ihn: »Habt Ihr Eure Mutter so lieb?«
»Mehr als mein Leben.«
»Und sie Euch?«
»Liebt eine Mutter ihr Kind nicht?«
»Und wenn Ihr nicht wieder heim zu ihr kommt?«
»Arme Mutter!« sagte Arnold. »Ihr Herz würde brechen.«
»Da beginnt der Tanz wieder«, rief Gertrud rasch; »kommt, wir dürfen keinen Augenblick mehr versäumen!«
Und wilder als je begann der Tanz; die jungen Burschen, von dem starken Wein erhitzt, tobten und jubelten und kreischten, und ein Lärmen entstand, das die Musik zu übertönen drohte. Arnold fühlte sich nicht mehr so wohl in dem Toben, und auch Gertrud war ernst und still dabei geworden. Nur bei den anderen allen schien der Jubel

zu wachsen, und in einer Pause kam der alte Schulze auf sie zu, schlug dem jungen Mann herzhaft auf die Schulter und sagte dann lachend: »Das ist recht, Herr Maler: Nur lustig die Beine geschwenkt den Abend; wir haben Zeit genug, uns wieder auszuruhen. Na, Trudchen, weshalb schneidest du denn so ein ernstes Gesicht – paßt das zu dem Tanz heint? Lustig – hei, da geht's wieder los! Jetzt muß ich meine Alte auch suchen, mit ihr den letzten Tanz zu machen. Stellt euch an; die Musikanten blasen schon wieder die Backen auf«, und mit einem Juchzer drängte er sich durch den Schwarm der lustigen Menschen.

Arnold umschlang wieder Gertrud zu neuem Tanz, als diese sich plötzlich von ihm losmachte, seinen Arm ergriff und leise flüsterte: »Kommt!«

Arnold behielt keine Zeit, sie zu fragen, wohin, denn sie glitt ihm unter den Händen weg und der Saaltür zu.

»Wohin, Trudchen?« riefen ihr ein paar der Gespielinnen nach.

»Bin gleich wieder da!« lautete die kurze Antwort, und wenige Sekunden später stand sie mit Arnold draußen in der frischen Abendluft vor dem Haus.

»Wo willst du hin, Gertrud?«

»Kommt!« Wieder ergriff sie seinen Arm und führte ihn durch das Dorf, an ihres Vaters Haus vorbei, in das sie hineinsprang und mit einem kleinen Bündel zurückkehrte.

»Was hast du vor?« fragte Arnold erschrocken.

»Kommt!« war das einzige, was sie erwiderte, und an den Häusern vorbei schritt sie mit ihm, bis sie die äußere Ringmauer des Dorfes hinter sich ließen.

Sie waren bis jetzt der breiten, festen und hartgefahrenen Straße gefolgt; jetzt bog Gertrud links vom Weg ab und schritt einen kleinen, flachen Hügel hinauf, von dem aus man gerade auf die hellerleuchteten Fenster und Türen des Wirtshauses sehen konnte. Hier blieb sie stehen, reichte Arnold die Hand und sagte herzlich: »Grüßt Eure Mutter von mir – lebt wohl!«

»Gertrud!« rief Arnold so erstaunt wie bestürzt. »Jetzt, mitten in der Nacht, willst du mich so von dir schicken? Habe ich dir mit irgendeinem Wort wehgetan?«

»Nein, Arnold«, sagte das Mädchen, ihn zum erstenmal bei seinem Vornamen nennend; »eben – eben weil ich Euch gern hab', müßt Ihr fort.«

»Aber so lass' ich dich nicht von mir im Dunkeln allein in das Dorf zurück!« bat Arnold. »Mädchen, du weißt nicht, wie lieb ich dich habe, wie du mir das Herz in wenigen Stunden fest und sicher gefaßt hast. Du weißt nicht –«

»Sprecht nichts weiter«, unterbrach ihn Gertrud rasch; »wir wollen keinen Abschied nehmen. Wenn die Glocke zwölf geschlagen hat – es kann kaum noch zehn Minuten dauern –, so kommt wieder an die Tür des Wirtshauses – dort werd' ich Euch erwarten.«
»Und so lange –«
»– bleibt Ihr hier auf dieser Stelle stehen. Versprecht mir, daß Ihr keinen Schritt zur Rechten oder zur Linken gehen wollt, bis die Glocke zwölf ausgeschlagen hat.«
»Ich verspreche es, Gertrud; aber dann –«
»Dann kommt«, sagte das Mädchen, reichte ihm die Hand zum Abschied und wollte fort.
»Gertrud!« rief Arnold mit bittendem, schmerzlichem Ton.
Gertrud blieb einen Augenblick wie zögernd stehen – dann plötzlich wandte sie sich gegen ihn um, warf ihre Arme um seinen Nacken, und Arnold fühlte die eiskalten Lippen des schönen Mädchens fest auf den seinen. Aber es war nur ein Moment; in der nächsten Sekunde hatte sie sich losgerissen und floh dem Dorf zu, und Arnold blieb, bestürzt über ihr wunderliches Betragen, aber seines Versprechens eingedenk, an der Stelle stehen, wo sie ihn verlassen hatte.
Jetzt erst sah er auch, wie sich das Wetter in den wenigen Stunden verändert hatte. Der Wind heulte durch die Bäume, der Himmel war mit dichten, jagenden Wolken bedeckt, und einzelne große Regentropfen verrieten ein nahendes Gewitter.
Durch die dunkle Nacht glänzten hell die Lichter aus dem Wirtshaus heraus, und wie der Wind dort herübersauste, konnte er in einzelnen unterbrochenen Stößen den lärmenden Klang der Instrumente hören – aber nicht lange. Nur wenige Minuten war er auf seiner Stelle gestanden, da hob die alte Kirchturmglocke zum Schlagen aus – im selben Moment verstummte die Musik oder wurde von dem heulenden Sturm übertäubt, der so arg über den Hang tobte, daß Arnold sich zum Boden niederbeugen mußte, um nicht das Gleichgewicht zu verlieren.
Vor sich auf der Erde fühlte er da das Paket, das Gertrud aus dem Haus geholt hatte: seinen eigenen Tornister und seine Mappe; und erschreckt richtete er sich wieder empor. Die Uhr hatte ausgeschlagen, die Windsbraut heulte vorüber, aber nirgends im Dorf entdeckte er mehr ein Licht. Die Hunde, die kurz vorher gebellt und geheult hatten, waren still, und dichter, feuchter Nebel quoll aus dem Grund herauf.
»Die Zeit ist um«, murmelte Arnold vor sich hin, indem er seinen Tornister auf den Rücken warf, »und ich muß Gertrud noch einmal sehen, denn so kann ich nicht von ihr scheiden. Der Tanz ist aus – die Tänzer werden nach Hause gehen, und wenn mich der Schulze auch

nicht über Nacht behalten will, bleib' ich im Wirtshaus. In der Dunkelheit fänd' ich überdies nicht meinen Weg durch den Wald.«
Vorsichtig stieg er den leichten Abhang wieder hinunter, den er mit Gertrud heraufgekommen war, um dort auf den breiten und weißen Weg zu treffen, der in das Dorf hineinführte – aber umsonst tappte er unten in den Büschen danach herum. Der Grund war weich und sumpfig; mit seinen dünnen Stiefeln sank er bis tief über die Knöchel ein, und dichtes Erlengebüsch schoß überall dort empor, wo er den Weg vermutet hatte. Gekreuzt konnte er ihn in der Dunkelheit auch nicht haben; er mußte ihn fühlen, wenn er darauf trat, und außerdem wußte er, daß die Ringmauer des Dorfes querüber lief – diese konnte er nicht verfehlen.
Aber umsonst suchte er mit ängstlicher Hast danach – der Boden wurde weicher und sumpfiger, je weiter er darin vordrang; das Gestrüpp wurde dichter und überall von Dornen durchzogen, die seine Kleider zerrissen und seine Hände blutig ritzten.
War er rechts oder links abgekommen und am Dorf vorbei? Er fürchtete, sich noch weiter zu verirren, und blieb auf einer ziemlich trockenen Stelle, um dort zu erwarten, bis die alte Glocke eins schlagen würde. Aber es schlug nicht an; kein Hund bellte, kein menschlicher Laut tönte zu ihm herüber, und mit Mühe und Not, durch und durch naß und vor Frost zitternd, arbeitete er sich wieder zu dem höher gelegenen Hügelhang zurück, an dem ihn Gertrud verlassen hatte. Wohl versuchte er von hier aus noch ein paarmal in das Dickicht einzudringen und das Dorf zu finden – aber vergebens; zu Tode erschöpft, von einem eigentümlichen Grauen erfaßt, mied er zuletzt den tiefen, dunklen, unheimlichen Grund und suchte einen schützenden Baum, um die Nacht dort zu verbringen.
Und wie langsam zogen die Stunden an ihm vorüber; denn zitternd vor Frost war er nicht imstande, der langen Nacht auch nur eine Sekunde Schlaf abzustehlen. Immer wieder horchte er dabei in die Dunkelheit hinein, denn immer aufs neue glaubte er den rauhen Schlag der Glocke zu vernehmen, um sich immer aufs neue getäuscht zu sehen.
Endlich dämmerte der erste lichte Schein aus fernem Osten; die Wolken hatten sich verzogen, der Himmel war wieder rein und sternenhell, und die erwachenden Vögel zwitscherten leise in den dunklen Bäumen.
Und breiter wurde der goldene Himmelsgürtel und lichter – schon konnte er deutlich um sich her die Wipfel der Bäume erkennen, aber vergebens suchte sein Blick den alten braunen Kirchturm und die wettergrauen Dächer. Nichts als ein altes Erlengestrüpp mit einzelnen verkrüppelten Weiden dazwischen dehnte sich vor ihm aus.

Kein Weg war zu erkennen, der links oder rechts abführte – kein Zeichen einer menschlichen Wohnung in der Nähe.
Heller und heller brach der Tag an; die ersten Sonnenstrahlen fielen auf die weite, grüne, vor ihm ausgebreitete Fläche, und Arnold, nicht imstande, sich dieses Rätsel zu erklären, wanderte ein ganzes Stück den Grund zurück. Er mußte sich in der Nacht, während er den Ort suchte, ohne daß er es wußte, verirrt und weiter davon entfernt haben, und er war jetzt fest entschlossen, ihn wiederzufinden.
Endlich erreichte er den Stein, an dem er Gertrud gezeichnet hatte; den Platz hätte er unter Tausenden wiedererkannt, denn der alte Fliederbusch mit seinen starren Ästen bezeichnete ihn zu genau. Er wußte jetzt genau, woher er gekommen war und wo Germelshausen liegen mußte, und schritt rasch das Tal zurück, genau dieselbe Richtung beibehaltend, der er gestern mit Gertrud gefolgt war. Dort erkannte er auch die Biegung des Hangs, über dem der düstere Höhenrauch gelegen war; nur das Erlengebüsch schied ihn noch von den ersten Häusern. Jetzt hatte er es erreicht, drängte sich hindurch und – befand sich wieder in dem gleichen sumpfigen Morast, in dem er in der letzten Nacht herumgewatet war.
Vollständig ratlos und seinen eigenen Sinnen nicht trauend, wollte er die Passage hier erzwingen, aber das schmutzige Sumpfwasser zwang ihn endlich, das trockene Land wieder zu suchen, und vergebens wanderte er dort jetzt auf und ab. Das Dorf war und blieb verschwunden.
Mit diesen unnützen Versuchen mochten mehrere Stunden vergangen sein, und die müden Glieder versagten ihm zuletzt den Dienst. Er konnte nicht weiter und mußte sich erst ausruhen; was half ihm auch das nutzlose Suchen – vom ersten Dorf, das er erreichte, konnte er leicht einen Führer nach Germelshausen bekommen und dann den Weg nicht wieder verfehlen.
Todesmatt warf er sich unter einen Baum – und wie war sein bester Anzug zugerichtet! – Aber das kümmerte ihn jetzt nicht; seine Mappe nahm er hervor und aus der Mappe Gertruds Bild, und mit bitterem Schmerz hing sein Auge an den lieben, lieben Zügen des Mädchens, das, wie er zu seinem Schrecken fand, schon einen zu festen Halt an ihn gewonnen hatte. Da hörte er hinter sich das Laub rascheln – ein Hund schlug an, und als er rasch emporsprang, stand ein alter Jäger nicht weit von ihm und betrachtete neugierig die wunderliche, so anständig gekleidete und so verwildert aussehende Gestalt.
»Grüß Gott!« rief Arnold, seelenfroh, einem Menschen hier zu begegnen, während er das Blatt rasch wieder in die Mappe schob.

»Sie kommen mir hier wie gerufen, Herr Förster, denn ich glaube, ich habe mich verirrt.«
»Hm«, sagte der Alte, »wenn Sie hier die ganze Nacht im Busch gelegen haben – und kaum eine halbe Stunde nach Dillstedt hinüber zu einem guten Wirtshaus –, so glaub' ich das auch. Donnerwetter, wie sehen Sie aus! Gerade, als ob Sie eben Hals über Kopf aus Dornen und Sumpf kämen!«
»Sie sind hier im Wald genau bekannt?« sagte da Arnold, der vor allen Dingen wissen wollte, wo er sich eigentlich befand.
»Ich sollt' es denken«, lachte der Jäger, indem er Feuer schlug und seine Pfeife wieder in Brand brachte.
»Wie heißt das nächste Dorf?«
»Dillstedt – gerade dort hinüber. Wenn Sie da drüben auf die kleine Anhöhe kommen, können Sie es gleich unter sich liegen sehen.«
»Und wie weit hab' ich von hier nach Germelshausen?«
»Wohin?« rief der Jäger und nahm erstaunt seine Pfeife aus dem Mund.
»Nach Germelshausen.«
»Gott sei mir gnädig!« sagte da der Alte, während er einen scheuen Blick umherwarf. »Den Wald kenn' ich gut genug; wie viele Klafter tief im Erdboden drinnen aber das ›verwünschte Dorf‹ liegt, das weiß nur Gott – und es geht unsereinen auch nichts an.«
»Das verwünschte Dorf?« rief Arnold erstaunt.
»Germelshausen, ja –« sagte der Jäger. »Gleich da drin im Sumpf, wo jetzt die alten Weiden und Erlen stehen, soll es vor soundso vielen hundert Jahren gelegen haben; nachher ist's weggesunken – niemand weiß, warum und wohin, und die Sage geht, daß es alle hundert Jahre an einem bestimmten Tag wieder ans Licht gehoben würde. Ich möchte aber keinem Christenmenschen wünschen, daß er zufällig dazukäme. – Aber zum Wetter noch einmal, das Nachtlager im Busch scheint Ihnen nicht gut zu bekommen. Sie sehen käseweiß aus. Da – nehmen Sie einmal einen Schluck aus der Flasche hier; der wird Ihnen guttun – nur ordentlich!«
»Ich danke.«
»Ach was, das war nicht halb genug – einen ordentlichen, dreimal geknoteten Schluck. So, das ist der echte Stoff; und nun machen Sie, daß Sie hinüber ins Wirtshaus und dann in ein warmes Bett kommen!«
»Nach Dillstedt?«
»Nun ja, natürlich – näher haben wir keins.«
»Und Germelshausen?«
»Tun Sie mir den Gefallen, und nennen Sie den Ort nicht wieder hier, gerade an der Stelle, wo wir stehen. Lassen wir die Toten ru-

hen, und besonders solche, die überhaupt keine Ruhe haben und immer wieder einmal unversehens zwischen uns auftauchen!«
»Aber gestern ist das Dorf noch hier gestanden!« rief Arnold, seiner Sinne selber kaum mehr mächtig. »Ich war drinnen – ich habe darin gegessen, getrunken und getanzt!«
Der Jäger betrachtete sich die Gestalt des jungen Mannes ruhig von oben bis unten, dann sagte er lächelnd: »Aber es hieß anders, nicht wahr? Wahrscheinlich kommen Sie gerade von Dillstedt herüber; dort war gestern abend Tanz, und das starke Bier, das der Wirt jetzt braut, kann nicht ein jeder vertragen.«
Arnold öffnete statt aller Antwort seine Mappe und nahm die Zeichnung heraus, die er vom Kirchhof aus entworfen hatte. »Kennen Sie das Dorf?«
»Nein!« sagte der Jäger kopfschüttelnd. »Solch ein flacher Turm ist hier in der ganzen Gegend nicht.«
»Das ist Germelshausen!« rief Arnold. »Und tragen sich so die Bauernmädchen in der Nachbarschaft wie das Mädchen hier?«
»Hm – nein! Was ist denn das für ein wunderlicher Leichenzug, den Ihr da drauf habt?«
Arnold antwortete ihm nicht; er schob die Blätter wieder in seine Mappe zurück, und ein eigenes, wehes Gefühl durchbebte ihn.
»Den Weg nach Dillstedt können Sie nicht verfehlen«, sagte der Jäger gutmütig, denn ein dunkler Verdacht stieg jetzt in ihm auf, daß es im Kopf des Fremden nicht so ganz richtig sein möchte. »Wenn Sie es aber wünschen, will ich Sie begleiten, bis wir den Ort liegen sehen; ich gehe mir so nicht viel aus dem Weg.«
»Ich danke Ihnen«, wehrte aber Arnold ab. »Dort hinüber finde ich mich schon zurecht. Also alle hundert Jahre nur soll das Dorf nach oben kommen?«
»So erzählen die Leute«, meinte der Jäger; »wer weiß aber, ob's wahr ist?«
Arnold hatte seinen Tornister wieder aufgenommen. »Grüß Gott!« sagte er, dem Jäger die Hand entgegenstreckend.
»Schönen Dank!« erwiderte der Forstmann. »Wo gehen Sie jetzt hin?«
»Nach Dillstedt.«
»Das ist recht – dort oben über dem Hang kommen Sie auch wieder auf den breiten Fahrweg.«
Arnold wandte sich ab und schritt langsam seine Bahn entlang. Erst auf dem Hang oben, von dem aus er den ganzen Grund übersehen konnte, blieb er noch einmal stehen und schaute zurück. »Leb wohl, Gertrud!« murmelte er leise; und als er über den Hang hinüberschritt, drängten sich ihm die großen, hellen Tränen aus den Augen.

Die versunkene Stadt

I

Hoch im Norden von Deutschland, wo die Weser ihre Fluten in das »Deutsche Meer« oder die Nordsee ergießt, und unfern von der jetzt noch bestehenden Insel Wangerooge, die äußerste Spitze des festen Landes bildend, lag vor langen, langen Jahren eine kleine, blühende Stadt, Hooge Weg genannt, über der sich jetzt weit oben die grüne Woge türmt und das Schiff mit vollen Segeln und tief furchendem Kiel dahinfliegt.

Die fromme Sage behauptet, daß die Einwohner damals ein gottloses, böses Volk gewesen seien – d. h. nicht gerade wohl bös gegeneinander und in Handel und Wandel, sondern besonders in ihrer gründlichen Verachtung alles dessen, was Kirche und Religion betraf.

Oben im Oldenburgischen und im Hannöverschen lebt diese Sage noch im Mund des Volkes – die Einwohner jener Stadt, die sich durch Handel enorme Reichtümer erworben hatten, sollen in ihrem Stolz und Übermut gar nicht mehr gewußt haben, was sie anfangen sollten. Einen Siel oder eine Schleuse legten sie aus reinem Kupfer an; ihren Pferden schlugen sie goldene Hufeisen unter, und hätten sie sich damit noch begnügt – nein, mit ihren Tieren ritten sie sogar in die Kirche, benutzten die heiligen Gebäude zu Ställen und riefen einmal in frevelhafter Lästerung deren heiligen Diener angeblich an das Bett einer Sterbenden, um ihr das heilige Abendmahl zu geben, während sie ein unreines Schwein unter der Decke verborgen hatten.

Der Priester, der da solche Greuel erleben mußte, wußte recht gut, wie der liebe Gott trotz all seiner Langmut und Nachsicht solchen Frevel doch nicht länger würde mit ansehen können, und er bat den Herrn, wenn die Stunde nahen sollte, um ein Zeichen, da er nicht im geringsten die Absicht hatte, unter diesen, die schlimmer waren als Heiden, und mit ihnen zugleich zugrunde zu gehen.

Ein solches Zeichen kam auch – eines Tages stürzte die Köchin in sein Zimmer und schrie voller Entsetzen, »die lebendigen Aale kämen durch die Küchendiele herauf«. Der Geistliche wußte aber recht gut, was das zu bedeuten hatte; er ließ ohne Säumen anspannen, warf sich in seine Kutsche und jagte, was die Pferde laufen konnten, dem Binnenland zu.

Wunderbarerweise verschweigt die Sage dabei, ob er die Köchin, die ihm doch eigentlich durch ihre Meldung das Leben gerettet hatte, mitgenommen habe oder nicht, aber in toller Hast ging es fort, bis plötzlich sämtliche Stränge der Pferde rissen und der Wagen hielt. Bis zu dem Punkt aber sank hinter ihm der Boden weg, und dort, wo er hielt oder vielmehr steckenblieb, steht das erste Haus wieder und heißt deshalb noch bis auf den heutigen Tag »Zum Stick«.

So spricht die Sage. Unschuldige und Schuldige wurden damals miteinander gestraft – denn man kann doch nicht wohl annehmen, daß der ganze Ort so entsetzlich verderbt gewesen wäre, nur Schuldige in sich zu schließen. Und nicht allein die Körper wurden vernichtet, die Seelen vor ihren strengen Richter zu ziehen und die Schuldlosen von den Schuldigen zu trennen – nein, *die Stadt lebte fort.* Nicht im Todesschlaf sollten die Frevler für ihre Sünden büßen, sondern im vollen Bewußtsein ihrer Strafe weiterexistieren, ja ein endloses Dasein führen. Und so von der Welt, die Zeuge ihrer Missetat war, getrennt, liegt die Stadt noch heutigen Tages tief unten in der klaren Flut, und der Fischer, der bei Windstille oben in seinem Kahn schaukelt, hört wohl morgens ganz früh das Geläute der Glocken, die zu spät die Sünder zum Gebet rufen, und Türen schlagen und Wagen rollen; ja wenn die Sonne recht hell auf das durchsichtige, kristallreine Wasser scheint, wollen manche schon sogar die Spitze des Kirchturms, mit dem kleinen Kreuz darauf, tief aus dem dunklen Abgrund hervorblitzen gesehen haben. Das ist aber immer nur einmal zufällig gewesen, wenn sie gerade den rechten Ort und die rechte Stunde getroffen haben, und wer besonders deswegen ausfahren wollte, würde wohl manche lange Weile vergeblich rudern und am Ende unverrichtetersache wieder heimziehen müssen.

Soviel also nur als Einleitung, um den Leser mit den ungefähren Verhältnissen – gewissermaßen dem historischen Grund meiner kleinen Erzählung – und dem bekannt zu machen, was sich noch jetzt die Leute darüber erzählen, daß er nicht am Ende gar glaubt, ich wolle ihm ein Märchen aufbinden. Die Geschichte ist auch eigentlich gar zu traurig, um viel Spaß damit zu machen.

Es sind jetzt eben sieben Jahre her, da lebte im Inneren von Deutschland, in der Nähe von Halberstadt, ein gewisser Regierungsrat Merkfeld. Er hatte drei Kinder – einen Sohn und zwei Töchter –, alle drei schon ziemlich erwachsen, und der Sohn war vor etwa anderthalb Jahren von der Universität zurückgekehrt. Außerdem hatte aber der Regierungsrat auch noch eine Waise von entfernten Verwandten zu sich genommen, und diese Elise war mit den drei Kindern ihrer Pflegeeltern wie eine zu ihnen gehörige Schwester aufgewachsen; ja, als sich später zwischen ihr und Eduard, dem Sohn

Merkfelds, ein innigeres Verhältnis zu entwickeln schien, wurde dieses von den Eltern mit Freuden gesehen und gebilligt. Sie liebten Elise wie eine Tochter und hofften, ihre Kinder dadurch beide glücklich zu machen.

Eine solche Zuneigung war übrigens natürlich genug – die beiden jungen Leute, zusammen aufgezogen, gewöhnten sich von Kindheit an so aneinander, daß ihnen etwas zu fehlen schien, wenn sie kurze Zeit getrennt leben mußten.

Eduard Merkfeld war dreiundzwanzig Jahre alt und hatte sich durch vielleicht zu ernstes und angestrengtes Studium einen für sein Alter ungewöhnlichen Schatz von Kenntnissen zu sammeln gewußt; selbst nach Hause zurückgekehrt, ergab er sich wieder mit solcher Leidenschaft seinen Lieblingsstudien, der höheren Physik und der Chemie, daß er endlich seine Gesundheit dabei zu zerrütten drohte und sein Vater schon längere Zeit von ihm verlangt hatte, er solle sich einmal auf ein paar Monate von seinen Büchern und Instrumenten losreißen und eine größere Tour durch Deutschland oder Italien machen.

Des alten Regierungsrats eigener kränklicher Zustand, in dem der Sohn ihn nicht verlassen wollte, schob das aber immer noch hinaus, und es kam ihm auch fast vor, als ob sich Eduard nicht gern wieder auf längere Zeit von Elise trennen wollte, in deren Gesellschaft er reichlichen Ersatz für jede Anstrengung seiner Arbeiten zu finden schien – und doch hätte man nach erster Bekanntschaft mit den beiden jungen Leuten im Leben nicht glauben sollen, daß so verschiedene Charaktere wie die ihren so sinnig zusammenpassen und sich aneinander anschließen sollten.

Und selbst körperlich zeigte sich diese Verschiedenheit. Eduard Merkfeld war schlank, ja zart gebaut; das edle, etwas bleiche Gesicht war fast schön zu nennen, die Stirn gewölbt und hoch, die blauen Augen schwärmerisch, zu Zeiten aber voll von tiefem, innigem Gefühl und regem Geist, der manchmal wohl in recht schwermütigen Ernst ausarten konnte. Daran trugen aber auch nicht selten seine Studien die Schuld, und seine Kommilitonen auf der Universität hatten mehrmals sogar behauptet, daß er die Gabe eines höheren Gesichts – eine Art »clair-voyance« – besitze oder das sei, was der »gemeine Mann« schlechtweg ein »Neusonntagskind« nennt. Das leugnete er zwar, sobald man ihn darüber fragte, auf das hartnäckigste, er wollte sich aber auch nie darüber in nähere Erklärungen einlassen. So viel war jedoch gewiß, daß er sich oft ganze Nächte lang in einem unnatürlich aufgeregten Zustand befand und dann am nächsten Morgen noch viel bleicher als gewöhnlich aussah und ungemein erschöpft und abgespannt schien.

Elise war von all diesem das Gegenteil. – Eine kleine, niedliche, runde Gestalt mit gesunden roten Wangen und dunkelbraunen treuherzigen Augen, gab es kein praktischeres, sorglicheres Wesen für eine Wirtschaft als gerade sie, und der ihr besonders eigene stille, geräuschlose Sinn für Ordnung und Reinlichkeit flößte jedem, der nur in ihre Nähe kam, ein unwiderstehliches Gefühl freudiger Behaglichkeit und Zufriedenheit ein. Eduards kleine Eigenheiten kannte sie nun von Grund auf; sie verstand jeden seiner Blicke oder Wünsche oft lange vorher, ehe er selbst sich deren bewußt war. Nur mit seinen Träumereien und schwärmerischen Ideen durfte er ihr nicht kommen, da lachte sie ihm gleich die Sorgen und Falten von der Stirn und plauderte ihm so viel liebes, tolles Zeug dazwischen hinein, daß es ihm all die dunklen Wolken, die sein Herz vielleicht umnachtet gehalten hatten, im Nu vertrieb und er dann nicht selten mit ihr lachte und scherzte wie ein fröhliches Kind.

Er fühlte den wohltätigen Einfluß, den sie dadurch auf ihn ausübte, und flüchtete nicht selten in ihre Nähe, um seinen eigenen Gedanken oder Phantasien zu entgehen. Manchmal aber schien ihn auch wieder – aber es war dies nur in höchst seltenen Fällen – dieses »praktische« Wesen des holden Mädchens, wenn man es so nennen darf, zu verletzen; er suchte sie dann – wenn auch nur auf Momente – für seinen Ernst zu gewinnen, um ihr die Ahnung dessen zu verleihen, was in seinem Herzen, seinem Geist mit unermüdlicher, schaffender Gewalt arbeitete und lebte. Aber Elise wollte sich auf solche »traurige Hirngespinste«, wie sie es nannte, selten oder nie einlassen, und es war dann wohl schon einige Male vorgekommen, daß er plötzlich selbst ihre Nähe gemieden, sich auf sein Pferd geworfen und das Freie mit einer Hast gesucht hatte, als ob er seinen eigenen Gedanken entfliehen wollte, und jedesmal mußte er nachher tagelang sein Bett hüten.

Den Vater beunruhigte dies besonders – er war ein Mann, der sich lange Jahre in der Welt umgesehen und das große herrliche Buch der Natur und der menschlichen Charaktere hauptsächlich zu seinem Studium gemacht hatte. Er sah die Neigung zwischen den beiden jungen Leuten, und er freute sich darüber; dennoch aber wieder konnte er sich auch manchmal des Gedankens nicht erwehren, daß sie doch am Ende in der eigentlichen Seele ihres Charakters nicht zusammenpaßten und dann miteinander unglücklich werden müßten.

Es ist diese Seele des Charakters nur der eigentliche Grundton der Harmonie der Herzen – nicht der Charakter selbst, wie er sich im Leben zeigt und ausspricht; es ist jener Nerv unseres Inneren, jener uns selbst oft unbewußte Trieb, jene geheime Feder, die das ganze so unendlich kunstvoll zusammengesetzte System unserer Handlun-

gen, ja sogar unserer Gedanken und Gefühle regelt, oft erst weckt und das zuletzt als unseren Charakter erscheinen läßt, was eigentlich in der Tat nur Folge und Wirkung dieser so unendlich feinen, aber auch so unendlich gewaltigen Kraft in uns selber ist.

Die wirklichen Charaktere zweier Gatten mögen sich dann so verschiedenartig aussprechen, wie sie wollen: der Mann mag hitzig oder jähzornig, die Frau sanft und duldsam, der Mann unerschrocken und kühn, die Frau schüchtern, selbst furchtsam, der Mann meinetwegen ein Gottesleugner und die Frau eine Pietistin sein – kurz, beide können aus den heterogensten, sich widersprechendsten Stoffen an Körper und Geist bestehen, harmoniert nur in ihnen diese Seele des Charakters, dieser Trieb ihrer noch so verschieden sich zeigenden Handlungen miteinander, so können und werden sie gewiß und trotz allem anderen glücklich mitsammen leben können. – Sie verstehen sich selber; in ihrem eigenen Herzen liegt füreinander die Lösung dessen, was dem Dritten, Uneingeweihten – und stehe er ihnen noch so nahe im Leben – stets ein Rätsel bleiben wird; ja diese anscheinende Verschiedenheit der Charaktere kann sogar dazu beitragen, sie eins an das andere nur desto fester und inniger zu ketten.

Wählt aber dagegen solche aus, die in ihren Charakteren vollkommen gleich scheinen, die eine Grille oder Leidenschaft, die eine Religion und einen Glauben (zwei gewiß sehr verschiedene Sachen) zusammen haben – wählt mit einem Wort solche, die von der Natur allem Anschein nach ganz besonders füreinander bestimmt schienen, und diese Seele ihres Charakters, diese Triebfeder ihrer im Äußeren nach so gleichen Handlungen harmoniert nicht miteinander, so mögen sie eine Zeitlang zusammen leben und sich auch äußerlich vielleicht zufrieden miteinander fühlen können, aber im Inneren arbeitet's und nagt's, und die Zeit kommt, wo sie es sich selber nicht mehr verhehlen können – wenn sie es auch vor der Welt noch geheimhalten möchten, daß sie einander verkannt und sich vielleicht beide auf Lebenszeit unglücklich und elend gemacht haben.

Eduard war sich aber, wie der Vater hoffte, zu klar seines eigenen Herzens, seiner eigenen Gefühle bewußt, um für den wichtigsten Schritt seines Lebens, für die Wahl einer Lebensgefährtin, eine übereilte Handlung fürchten zu müssen. Er hatte vor tausend anderen Gelegenheit gehabt, die Jungfrau, die er sich selbst gewählt zu haben schien, in ihren kleinsten, unbedeutendsten Eigenheiten, ihren Tugenden, ihren Schwächen kennenzulernen, und sein richtiger Verstand mußte ihn dann auf die richtige Bahn lenken und zum Besten leiten.

So standen die Sachen, als im Frühjahr der Vater plötzlich starb und die Mutter durch den Tod des Gatten so angegriffen wurde, daß der

Arzt eine Veränderung der Luft und der Umgebung, um sie besonders ihren traurigen Gedanken zu entreißen, für unumgänglich notwendig fand. Ein nordisches Seebad wurde hierzu am passendsten geglaubt, und da die alte Dame dadurch auch für ihren Sohn Zerstreuung und festere Gesundheit erhoffte, ließ sie sich gern zu einer solchen Reise mit ihrer ganzen kleinen Familie bewegen. Ende Mai brachen sie deshalb nach Wangerooge auf, und das Neue, Eigentümliche der ganzen Szenerie, die frische Seeluft und die klare, salzige Flut versprachen schon nach den ersten Wochen ein höchst günstiges Resultat für alle ihre Erwartungen und Hoffnungen.

Besonders Eduard schien körperlich vollkommen neu aufzuleben; die Farbe kam auf seine Wangen, das Feuer in seine Augen zurück. Sein Schritt selber wurde elastischer, kräftiger, und die Mutter sah mit stillem Behagen die große und günstige Veränderung, die durch die Seeluft und mehr noch vielleicht durch das Aussetzen jener anstrengenden und schwachen Körpern überhaupt so gefährlichen übertriebenen Studien in ihm hervorgebracht schien.

Eduard war aber auch nicht imstande – selbst nicht zu seiner Erholung –, ein ganz untätiges Leben zu führen, und er fand bald ein Mittel, sich eine Beschäftigung zu verschaffen, die ihn, wenigstens ihrer Neuheit wegen, auf kurze Zeit anzuziehen und zu befriedigen versprach.

Er lernte auf Wangerooge einen alten Fischer kennen, mit dem er fast täglich auf See hinausfuhr und ihm fischen half. In wenigen Tagen verstand er so gut ein Segel zu setzen oder einen Riemen* zu handhaben, als ob er ebenso viele Monate lang dabei gewesen wäre, und er fand bald so viel Geschmack an dieser Bewegung, daß er sich selber eins der kleinen Boote kaufte und dann bei schönem, ruhigem Wetter mit seinen Geschwistern und Elise so weit in See hinausfuhr, daß sich die Mädchen zu fürchten anfingen und in der friedlichen Nordsee in jedem sich nähernden unschuldigen Fischerboot einen verkappten blutigen Piraten, in jedem leichten Nebelgewölk einen aufsteigenden Orkan befürchteten.

Eduard lachte sie nun zwar deshalb stets aus, er vermochte sie aber doch nie ganz zu beruhigen und blieb endlich mit ihnen lieber näher an Land, um nicht immer dieselben Vernunftgründe solcher übertriebenen Ängstlichkeit gegenüber gebrauchen zu müssen.

Besondere Freude fand Eduard in den Gesprächen mit dem alten Fischer, der noch, recht aus der alten Zeit stammend, sämtliche Sagen der Umgebung auf das genaueste und aus bester Quelle wußte. Er hatte den Klabautermann selber zweimal mit eigenen Augen gese-

* Ruder

hen und oft unten im Raum – denn der alte Mann war auch lange zur See gefahren – wirtschaften und oben aus den Rahen herunterrufen gehört; ja er hatte sogar die Meerweibchen getroffen – sowohl im Mittelländischen Meer als an der grönländischen Küste –, wie sie sich die goldenen Haare mit einem ebensolchen Kamm kämmten und nachts dem Schiffer verführerische Lieder vorsangen, um ihn in Gefahr und Tod zu locken. Auch die heimischen Sagen wußte er alle genau, denn sie waren ihm nicht bloß von Eltern oder Muhmen erzählt, nein, von Jugend auf gleich mit in sein Leben eingeflochten worden, und keine alte Frau lebte an der ganzen Küste, von der er nicht genau die Anzahl Kühe kannte, denen sie die Milch verhext oder die sie sonst zu Schaden gebracht hatte, die Nächte, die sie zum fernen Brocken gefahren war, oder die Zaubersprüche und die Tränke, die sie gesprochen oder gebraut hatte, um vielen Menschen Schaden, manchen aber auch wieder, denen sie wohlgesinnt war, Heil und Segen zu bringen.

Der alte Hansen war eine förmliche Chronik alter, vergangener Zeiten und Taten, und Eduard fand ein geheimes, aber mit jedem Tag mehr wachsendes Vergnügen daran, in dieser zu blättern und über den nicht selten sogar poetischen Bildern zu sinnen und zu träumen.

Ein Lieblingsthema für den jungen Schwärmer bildete die Sage von der versunkenen Stadt, die er eigentlich – wenigstens in ihren Hauptbestandteilen – kaum als Sage annehmen konnte, da das Wegsinken jenes Landstrichs mit dem Städtchen darauf gewissermaßen historischen Boden hatte. Der alte Mann geriet aber oft bei der Erzählung all der Abscheulichkeiten, die sich die frevelhaften Bewohner jenes Ortes früher hatten zuschulden kommen lassen, in ordentlichen Eifer, und sonderbarerweise schien er besonders das für so eine entsetzliche Sünde zu halten, daß die Bauern und die Bürger ihre Pferde mit Gold beschlagen hätten. Eduard vermochte ihm nicht auszureden, daß ein Mann mit seinem rechtmäßig erworbenen Eigentum machen könne, was er wolle, und daß es dann eine ebenso große Sünde sein müsse, eine goldene Uhrkette und goldene Ringe zu tragen, als seinen Pferden Gold unter die Hufe schlagen zu lassen.

Der Ort, wo diese Stadt früher gelegen war, wurde denn auch sehr oft zu ihren verschiedenen Ausflügen gewählt, und was der alte Mann dabei beim Fischen versäumte – denn er hätte an der Stelle nicht um einen Petruszug sein Netz ausgeworfen –, wußte ihm Eduard schon wieder auf hundert andere Arten zu vergüten, und der Alte plauderte dann wohl stundenlang ruhig und ungestört fort, während Eduard, über den Rand des Bootes gebeugt, dalag und in die Tiefe starrte. Aber keiner der so viel besprochenen Laute, kein Glockenton, kein Zuwerfen von Türen, kein Wagenrollen wollte an

sein Ohr tönen, und er schüttelte wohl oft mißmutig den Kopf, daß entweder seine Sinne so stumpf seien oder das Ganze wohl nur ein erfundenes, hübsches Märchen wäre, das im wirklichen Leben gar nicht existiere und von vernünftigen Menschen auch nicht beachtet oder gar geglaubt werden dürfe.

Und doch waren ihm selber schon Sachen begegnet, die sich noch wunderbarer gestaltet hatten, als eben das wunderbarste Märchen klingen würde; er sprach aber eben mit keinem Menschen darüber und trug diese nur still und heimlich mit sich im Herzen herum.

»Und sind noch nie von den alten Bewohnern der Stadt einzelne an der Oberfläche des Wassers oder gar am Ufer gesehen worden?« fragte er einst, als sie wieder auf der spiegelglatten Meeresfläche trieben, den alten Mann, der schweigend am Steuer saß und mit seinen großen, klaren, lichtblauen Augen zur untergehenden Sonne hinüberschaute.

»O ja«, sagte der Alte leise und nickte; »ich selber weiß zwei Fälle. Der eine davon ist am meisten beglaubigt, denn der, dem es passierte – ein Bremer Kapitän –, war ein äußerst vernünftiger und glaubwürdiger Mann, wie das alle Bremer Kapitäne sind, und er hat es, als er zurückkam, nicht allein erzählt, sondern es ist auch nachher von all seinen Matrosen bestätigt worden. Dies war mit einem alten, weißhaarigen Mann, das zweite mit einem jungen, wunderhübschen Mädchen – doch ist das weniger bestimmt.«

»Und wie waren die beiden Fälle?« fragte Eduard gespannt.

»Nun seht, lieber Herr«, sagte der Alte, indem er auf die nahe Küste zeigte, »wenn der Wind recht von Norden herunterstürmt, so wäre dies ein häßlicher Platz, um einen Anker auszuwerfen und dann nachher von der bösen Dünung, die hier stehen kann, auf die Küste geworfen zu werden. Es fällt auch keinem Christenmenschen ein, das hier in solchem Fall je zu tun – er müßte denn durch die äußerste Not dazu gezwungen werden; und ich weiß nicht einmal, ob ich es selbst dann täte. So kam es aber einmal, daß ein Bremer Schiff – den Namen habe ich selber vergessen, der tut aber auch nichts zur Sache, doch der Kapitän hieß Meier – von einer langen Reise aus Ostindien zurückkehrte, das vom Kap der Guten Hoffnung schon ziemlich derb mitgenommen war, und nun fing es hier in der Nordsee noch einmal recht an zu wehen. Es kann hier manchmal recht aus Leibeskräften blasen, und das Schiff bekam ein tüchtiges Unwetter auf die Nase.

Zwei Tage hielt es sich so, und man suchte einen Lotsen an Bord zu kriegen, um in die Mündung der Weser einlaufen zu können; am dritten Morgen aber schlug ihm eine etwas ungeschickt kommende Welle das Ruder los, und der Kapitän mußte nun wohl oder übel,

wenn er schon bis hierher getrieben war, den Anker fallen lassen, wollte man nicht rettungslos auf die Küste treiben.
Das Schiff mochte aber keine halbe Stunde – jetzt ruhig und mit dem Bug gegen die hoch aufspritzende See – gelegen haben, und die Leute waren alle hinten am Steuer beschäftigt, um dieses soviel als möglich wieder so weit instandzusetzen, um wenigstens in den Fluß einlaufen zu können, als ganz urplötzlich ein greiser, wunderlich altmodisch gekleideter Mann an Bord kam. Dieser ging – ohne daß sie irgendwo ein Boot entdecken konnten, das aber auch in dieser See gar nicht hätte leben können – schnurstracks zwischen den Leuten, die ihm scheu Platz machten, aber freundlich grüßend durch und geradewegs in die Kajüte, wo er den Kapitän ohne weitere Vorrede bat, seinen Anker wieder zu lichten, denn er läge ihm justament unten vor der Haustür, und er hätte zum Fenster heraussteigen müssen, nur um hier nach oben kommen zu können.«
Eduard konnte sich nicht helfen – das Bild, das ihm der Alte in seiner gerade ernsten Stimmung vor die Seele rief, kam ihm so komisch vor, daß er laut auflachen mußte, und er bemerkte dabei gar nicht, wie sein alter Freund, darüber bis ins Innerste gekränkt, plötzlich schwieg und finster und verdrießlich nach dem Segel griff, um dieses zu setzen und nach Hause zurückzusteuern. Es erhob sich gerade eine frische, günstige Brise, und es war überhaupt schon so spät geworden, daß sie jedenfalls an den Rückweg denken mußten.
Den alten Mann ärgerte dieses Lachen heute besonders; es war überhaupt bis jetzt noch nie die Sitte des jungen Herrn gewesen, auch nur das Geringste, was er ihm erzählt hatte, zu bespötteln oder gar rundweg zu verlachen. Eduard merkte etwas zu spät, daß er gefehlt habe, und er suchte es jetzt wiedergutzumachen – für heute aber gelang es ihm nicht. Der alte Mann schwieg mürrisch, und vergebens waren die Fragen Eduards nach dem Erfolg des Besuchs oder nach dem zweiten Fall mit dem Mädchen – Hansen gab ausweichende Antworten und vertröstete ihn auf ein andermal. Und da jetzt auch gerade der Wind schärfer zu wehen begann und ihre Aufmerksamkeit mehr in Anspruch nahm, glitten sie mit total abgebrochener Unterhaltung rasch dem schwer von den düsteren Schatten der Nacht bedeckten Ufer zu, über dem das Feuer des Leuchtturms wie ein rotglühender Meteor herniederschimmerte.
Zu Hause hätten sie den jungen Mann gern ausgezankt, daß er so lange draußen auf dem Wasser geblieben war, er war heute aber ganz besonders guter Laune und erzählte den Seinen die gehörte Anekdote und den Ernst und den Eifer des alten Hansen, der sich beleidigt gefühlt habe, als er dem Märchen vom Bremer Kapitän nicht so unbedingt Glauben schenken wollte. Er versprach auch den Mädchen,

morgen mit ihnen zu der Stelle hinauszufahren, wo sie vielleicht dem alten Herrn wieder begegnen könnten. –
Am nächsten Tag war glücklicherweise ausgezeichnet schönes Wetter, und die Partie kam zustande. Als sie die Stelle erreicht hatten, beschrieb Eduard den Mädchen all die kleinen Einzelheiten, die er von dem alten Mann über die unter ihnen liegende, von den Wogen bedeckte Stadt gehört hatte, und wie da unten, tief unten, noch jene Wesen, von dem strengen Richter gestraft, ein nicht endendes Leben fortführten und gewissermaßen noch auf Erden schon die Strafe der ewigen Verdammnis litten und für die Sünden, die sie in frevelhaftem Übermut begangen hätten, büßten.
»Aber was ist aus den Kindern geworden?« fragte da Elise plötzlich und sah Eduard fragend an, als ob er der sei, der ihr darüber Antwort geben könne. »Würde der liebe Gott die armen, unschuldigen Kinder, die doch gewiß nicht an der Sünde ihrer Eltern schuld waren, ebenso hart gestraft haben als die erwachsenen, mit vollem Bewußtsein begabten Eltern?«
»Und wie manches arme, unschuldige Mägdelein«, scherzte Eduard, »mag trauernd an seinem Fenster sitzen, hinausschauen in die grüne, davor hin und her wogende Flut und der Erlösung harren.«
»Spotte nicht über so etwas, Eduard!« bat Elise. »Ich weiß nicht; ich bin doch sonst nicht so kindisch, aber es klingt mir gerade an der Stelle hier, wo wir uns befinden, wie Lästerung – es ist nur gut, daß es doch nur eben eine bloße Volkssage ist.«
»Volkssage?« lachte aber Eduard, der heute in einer besonders lebendigen, fast mutwilligen Stimmung zu sein schien. »Laß du das einmal meinen alten Hansen hören, und sieh zu, was er dann sagt. Aber was brauchen wir uns da lange mit Vermutungen zu quälen, wo es eben nur eine einzige direkte Anfrage kostet. Hallo, da unten!« rief er, sich plötzlich über Bord biegend und tief in die grüne, klare Flut hinabschauend. »Hallo, alter Herr – steigt einmal einen Augenblick herauf, und sagt uns –«
»Das ist nicht recht, Eduard!« rief Elise und ergriff seinen Arm; im selben Moment aber fühlte sie ihre Hand von der seinen mit einer wahren Eisenkraft gefaßt, daß sie laut aufschreien hätte mögen und den Schmerz nur mit Gewalt zurückhielt.
Eduard bog den Kopf noch nach unten – als er sich aber gleich darauf wieder emporrichtete, war sein Gesicht leichenbleich, und er sah die Mädchen mit einem so wilden, stieren Blick an, daß sie wie aus einem Mund riefen: »Um Gottes willen, Eduard, was ist dir? – Du wirst krank!«
Im ersten Augenblick schien er ihre Worte gar nicht zu hören, dann aber strich er sich mit der flachen Hand langsam über die Stirn und

sagte lächelnd: »Oh, es ist nichts – mir wurde nur auf einmal so schwindlig – ich glaube vom Niederbeugen.«
»Und mir hast du dabei fast die Hand abgedrückt!« sagte Elise mit einem leisen, freundlichen Vorwurf, aber immer noch dabei wie ängstlich in seine Augen schauend.
»Siehst du, das war eine Strafe für deine Lästerung!« lachte seine jüngere Schwester. »Und es sollte mich gar nicht wundern, wenn ihn von da unten herauf irgendein schreckliches Gesicht angestarrt und ihm gedroht hätte. Aber Eduard, du bist wahrhaftig krank«, unterbrach sie sich schnell und ängstlich; »du siehst totenbleich aus.«
»Wir wollen nach Hause fahren«, sagte der junge Mann, die Ruder wieder in die Dollen werfend und der ältesten der Schwestern, die gewöhnlich bei diesen kleinen Partien am Steuer saß, freundlich zunickend. »Komm, Sophie, Backbord-Steuer, mein Mädchen; richte den Bug deines Bootes dem heimatlichen Port zu wie der wandermüde Seemann nach langer, beschwerlicher Fahrt.«
Er suchte die seines plötzlichen Unwohlseins wegen besorgten Mädchen wieder aufzuheitern und den trüben Eindruck zu verwischen, den es auf sie im ersten Moment gemacht haben mochte, aber es wollte ihm nicht recht gelingen, und sein ganzes Aussehen strafte ihn auch dabei Lügen. Jene unterseeischen Bewohner wurden gar nicht mehr erwähnt, und bis sie an Land kamen, war die Unterhaltung ganz eingeschlafen; jeder schien mit seinen eigenen, nichts weniger als heiteren Gedanken beschäftigt.
Kaum am Ufer, gewann aber auch Elise rasch ihre muntere Laune wieder und beklagte sich nun bitter bei Mutter Merkfeld über den ungalanten Sohn, der ihr die Finger so zusammengepreßt hatte, daß die Zeichen der zwei Ringe, die sie daran trug, noch jetzt tief in das Fleisch eingeprägt standen. »Und das nennt er wahrscheinlich einer Dame die Hand drücken«, sagte sie lachend.
Die Mädchen erzählten auch jetzt von Eduards plötzlichem Unwohlsein und verlangten, daß er zu Hause bleiben und sich lieber zu Bett legen solle. Auch der Mutter kam das Aussehen des jungen Mannes heute ganz eigentümlich vor; Eduard versicherte jedoch, daß ihm vollkommen wohl sei; er aß auch ziemlich herzhaft zu Mittag, ließ sich dann aber nicht länger zurückhalten. Zum Vorwand nahm er ein Buch mit und ging wieder hinunter zu seinem Kahn, um auf die See hinaus- und nach derselben Stelle hinzurudern, wo er am Morgen schon gewesen war. Erst spätabends kehrte er zurück und ging gleich auf sein Zimmer.

So verstrich eine ganze Woche. – Der alte Hansen war krank geworden und mußte mehrere Tage lang sein Lager hüten. Eduard war häufig bei ihm, um zu sehen, wie es ihm gehe, und ihm auch allerhand kleine Erfrischungen und Stärkungen zu bringen. Auch der Brunnenarzt mußte ihn besuchen, und da der alte Mann sonst noch kräftig genug und von eisenfester Konstitution war, erholte er sich bald wieder, mußte sich aber doch noch schonen und durfte wenigstens in den ersten Tagen nicht – so scharf er auch dagegen protestierte – auf See und seinen alten Beschäftigungen nachgehen.

Eduard aber versäumte keinen Tag, zu seiner gewohnten Stelle hinauszufahren, und war in der letzten Woche so ernst und schwermütig dabei geworden, daß seine Mutter endlich gerade in diesen Wasserfahrten eine neue Ursache zur Besorgnis fand und es schon bereute, diesen ernsten, monotonen Küstenstrand gewählt zu haben, um darin Aufheiterung und Zerstreuung für ein junges, tatendurstiges Menschenherz zu finden.

Die nächste Woche setzte besonders kalt und unfreundlich ein; es hatte die ganze Nacht geregnet, und morgens lag ein feiner, feuchter Nebel auf dem Wasser. Die Badegäste, meist an ein wärmeres, milderes Klima gewöhnt, hielten sich fröstelnd in ihren Zimmern auf und hatten Fenster und Türen fest verschlossen, um der feuchten, unfreundlichen Luft soviel wie möglich den Zutritt zu versagen; nur Eduard war nicht von seiner ihm schon vollkommen zur Gewohnheit gewordenen Wasserfahrt abzuhalten. Er besuchte vorher noch einmal den alten Hansen, der ihn ebenfalls bat, heute nicht hinauszufahren, da der Nebel dichter einsetzen und er von der Strömung zu weit mit fortgenommen werden könnte. Eduard ließ sich aber nicht irremachen, stieg in sein Boot und fuhr hinaus in den weißgrauen, feuchten Nebelschleier.

An seiner Lieblingsstelle angekommen, nahm er die Ruder ein, streckte sich auf seinem Sitz aus und schaute träumend nieder in die heute wohl klare, aber durch den düsteren Wolkenhimmel ebenfalls düster und unheimlich gefärbte Flut, als ob da drunten gerade all das Ziel seiner Sehnsucht, seiner heißesten Wünsche läge.

»Und willst du dich mir nicht wieder zeigen, du bleiches, schönes Mädchenbild?« sagte er endlich leise und seufzend, zu dem stillen Wasserspiegel niedergebeugt. »Bist du mir nur erschienen, um mich in wilder, trostloser Sehnsucht vergehen zu lassen? Und hast du mir nicht versprochen, mir dein geheimes Wunderreich zu erschließen und mich einzuführen in all deine rätselhafte, unerforschte Herrlichkeit? – Wozu ahn' ich, fühl' ich es denn in meinem Inneren mit so

gewaltiger, nicht falsch zu deutender Sprache? Warum ruft es und klingt es laut in meinem Herzen wieder, daß ich hier an den Pforten einer neuen, uns armen Sterblichen so nahen und doch so entsetzlich fernen Welt stehe? Warum quälen mich meine Träume mit deinem Bild, und warum hast du mir selbst wachend schon hier aus dem Kristall heraus deine holden Züge zugeneigt, wenn es nur war, um mich doch ohne Trost, ohne Aufschluß vergehen zu lassen und die Fasern meines Hirns zu Wahnsinn treibender Aufregung anzuspannen? Wie neckender Spott drängen sich dabei die tollen Erzählungen des alten Fischers dazwischen; wie Hohngelächter klingt es mir oft in die Ohren, und ich meine verzweifeln zu müssen, spräche es nicht auch laut und mit fester Zuversicht in meinem Herzen, daß ich dich dennoch wiedersehe, du holde, ernste Gestalt mit dem bleichen Antlitz und den wunderdunklen Augen. Wie einen Schatz hab' ich dein liebes Bild seit jenem Tag in meinem Herzen getragen und gehegt – neidisch, wie es ein Geiziger mit seinem Gold tun würde.
Ich kann es ihnen ja auch nicht anvertrauen daheim; ihre Sinne sind nicht empfänglich für das Gewaltige – für das Geheimnisvolle einer anderen Welt. Stumpf und starr am Irdischen klebend, dem sie angehören, drängt sie ihr Geist nicht aus der engen Sphäre hinaus, die ihnen die Natur gezogen hat, wie man einem Kind verbietet, die Schwelle zu überschreiten, die auf die gefährliche, von Menschen gedrängte Straße, die in die Welt hinausführt. Nein, sie ahnen dich selbst nicht, und ihr Spott, selbst ihr ungläubiges Lächeln, würde die Wunde nur tiefer, nur brennender machen, die das Bewußtsein deiner Existenz mir tief, tief in die Seele gegraben hat.
Den Schleier deines Reiches hast du mir aber so gelüftet – einen einzigen Blick mir in die Herrlichkeit seines Inneren gestattet, um in der nächsten Sekunde alles mit nur noch düsterer Nacht zu bedecken und mich jetzt in Schmerz und Sehnsucht an dem geöffneten und doch so fest verschlossenen Heiligtum verschmachten zu lassen. – O zürne nicht länger dem blinden Sterblichen, daß er dich einst in seinem Wahn verspottet; steige herauf zu mir aus deiner geheimnisvollen Tiefe, und fürchte nicht, daß meine Sinne zu schwach wären, dich zu ertragen – daß ich nicht Mut besäße, dir zu folgen. – Nur Licht gib mir, Licht; in deine Augen laß mich noch einmal, o nur ein einziges Mal schauen, und löse mir das Rätsel meines Lebens!«
»Laß die Toten ruhen!« sagte da plötzlich eine weiche, leise Stimme an seiner Seite, und mit jähem Schreck fuhr er empor, denn dicht neben seinem Boot und über dessen Rand schaute ein bleiches, wunderschönes Mädchenhaupt ernst und traurig zu ihm herüber.
Die langen, feuchten, rabenschwarzen Locken fielen dem Mädchen in schweren Massen über die marmorbleiche, hohe und edle

Stirn, und unter den langen seidendenen Wimpern blickten die dunklen Augen so ernst, ja fast strafend auf den Verwegenen, der die Ruhe der da unten Schlummernden zu stören wagte, daß ihm das Blut im Herzen erstarrte und sein Puls zu schlagen aufhörte. Es war aber nur ein Moment, nur der Moment der ersten gewaltigen Überraschung, endlich das verkörpert vor sich zu sehen, was nicht nur seit Tagen, sondern seit langen, langen Jahren die geheime, aber gewaltige und stets unbefriedigte Sehnsucht seines Herzens gewesen war.

Doch war das auch in der Tat Wirklichkeit, was wie ein Traum seine Sinne zu umnachten drohte? Wachte er denn, und sah er mit offenen Augen das holde, liebe Bild lebendig, frei und unabhängig von seiner eigenen Phantasie, selbständig in eigener Kraft und eigenem, freiem Willen vor sich?

Er bedeckte auf wohl eine halbe Minute seine Augen mit der Hand; er sagte sich selber, daß er ein Träumer sei, der wilde Bilder seiner Einbildungskraft in täuschendem Leben an die Oberfläche seiner Seele gerufen habe; er schalt sich einen törichten Schwärmer – als er aber die Hand zurückzog, fiel sein Blick wieder voll und unzweifelhaft auf das holde Antlitz des bleichen Kindes, und dessen Augen blieben mit dem gleichen Ausdruck halb erregt, halb schmerzlich auf ihn gerichtet. Jetzt erfaßte er auch die äußeren Umrisse der ganzen Gestalt in einem Blick, und er fühlte, er begriff mit einem heiligen Schauer, der ihm jeden Nerv seines Körpers in jauchzender Lust erzittern machte, daß die Lösung seines Lebens wie jene geheimnisvolle und bis dahin so fest verschlossene Pforte einer anderen Welt geöffnet vor ihm liege.

Die Gestalt tauchte aber nicht, wie er im ersten Augenblick geglaubt hatte, aus der Flut selber auf, sondern schaukelte dicht neben ihm in einem dünnen, schmalen Kahn, wie sie die Fischer wohl in kleinen Flüssen und auf Teichen benützen, mit denen sie sich aber nie in die offene See hinauswagen. Ihre weiße, fast durchsichtige zarte Hand hielt ein schmales, kurzes Ruder, das sie jetzt neben sich niederlegte. Ihr Hals war trotz der naßkalten Witterung bloß und von einer einfachen roten Korallenschnur geschmückt, und ihren schlanken Leib umschloß ein weißes, faltiges Gewand, das in der Mitte durch einen Gürtel grünen, fruchtbedeckten Seetangs zusammengehalten wurde. Auch durch ihre Locken wand sich ein solcher einzelner dünner Zweig.

Ihre Hand ruhte noch auf dem Ruder, und sie wandte keinen Blick von dem staunenden Jüngling, in dessen Wangen jetzt das bis dahin gewaltsam gehemmte Blut mit voller, gewaltiger Kraft zurücktrat und dessen Augen von einem fast überirdischen Feuer glühten.

»Bringst du mir Kunde, du holde Maid, aus deiner Heimat?« rief er endlich mit leiser, fast bittender Stimme. »Hast du mein brünstiges Gebet erhört und Mitleid gehabt mit diesem armen, kranken Menschenherzen? Dank, tausend Dank, du liebe bleiche Maid, denn du weißt ja gar nicht, wie nur das Licht deiner holden Augen schon Balsam ist für diese arme, von wilder Sehnsucht so lange gequälte Brust.«

»Aus meiner Heimat willst du Kunde, Fremdling?« sagte endlich die Maid mit leiser Stimme, und die Worte klangen dem lauschenden Ohr des Jünglings wie Sphärenmusik höherer Welten. Sie strich, sinnend dabei vor sich niederschauend, die dunklen Locken aus der marmorbleichen Stirn und wie halb bewußtlos dann kleine Zweige von dem Seetang, der ihre Hüften umschlang, abpflückend und von sich werfend, daß einige sogar in Eduards Boot fielen, fuhr sie mit einer wunderlichen Mischung von Singen und Sprechen fort:

»Ich hab' es den Sternen am Himmel gesagt,
Den Weg mir nach der Heimat zu zeigen;
Ich habe die rauschenden Wipfel gefragt,
Die tanzenden Nixen im Mondesreigen,

Den Regenbogen in seinem Glühn,
Die Blätter, als sie im Sturm sich hoben,
Die Wolken, wie sie da droben ziehn,
Die heulende Luft in der Windsbraut Toben,

Das flüsternde Schilf an dem öden Strand,
Die Wellen, wie sie dem Sand entrollen,
Die wandernde Schwalbe vom fremden Land,
Daß sie die Heimat mir künden sollen.

Umsonst – sie mochten nicht Rede stehn,
Es wollte mir keines Antwort sagen;
Umsonst, umsonst war mein heißes Flehn,
Sie brausten davon und ließen mich klagen.«

»Auch du?« fragte endlich Eduard, als die Maid schon lange geschwiegen und die Stirn wie in recht bitterem Schmerz und Nachdenken in die Hand gestützt hatte. »Auch du fühlst noch dieses Drängen und Sehnen? Und ist denn selbst nicht dort unten Ruhe und Frieden für das arme, gedrängte Herz?«

Die Jungfrau hob rasch den Kopf und sah den Jüngling mit wilden, erstaunten Blicken an. »Dort unten?« wiederholte sie endlich, wie überrascht von den Worten. »Dort unten? Und was weißt du von dort unten, du armes, verblendetes Menschenkind? – Ja, dort unten ist Ruhe und Friede; dort unten ruht das Herz aus von Qual und

Jammer und unendlichem, o so schwer getragenem Seelenleid; dort unten kühlt sich wieder das brennende Hirn, und die Träume – o die bösen, bösen Träume schwinden. Nicht die tollen, zum Wahnsinn treibenden Gedanken hetzen dich mehr, nicht die entsetzlichen Bilder, die dein eigener wirrer Geist heraufbeschworen hat. – Dort unten – o wie es so still und freundlich klingt, schon das Wort allein, tief, tief unter der grünen Woge, fern von dem Sorgen und Treiben der tollen, freudlosen Welt – dort unten. Aber suchst du dort unten die Heimat? Armes, getäuschtes Menschenherz du; dort liegt deine Heimat nicht, und wenn du noch hier auf Erden« – und sie schaute ihn dabei mit wild verstörten, scheuen Blicken an und fuhr dann mit leiser, fast flüsternder Stimme fort – »nur noch eine einzige Seele hast, die du dein nennen kannst, nur ein einziges Herz noch, das mit dir schlägt und mit dir fühlt, o dann bleibe oben an der warmen, lichten Sonne, am glänzenden Tag, der für deine Augen geschaffen ist. Denn da unten ist's kalt«, setzte sie schaudernd hinzu; »kalt und traurig, und für dich gibt es keine Rückkehr mehr zu den Lebenden.«

»Und wenn mich die Sehnsucht nur triebe nach deinem Land der Ruhe, du holdes Wesen?« rief Eduard, leidenschaftlich die Hand nach ihr hinüberstreckend. »Wenn es mich nun hinunterzöge mit dir in unendlicher Lust und Seligkeit und mein armes Herz hier oben verzehren und verderben müßte vor unendlichem Weh?«

»Ich kenne das, ich kenne das«, sagte die Maid, still und unheimlich lächelnd mit dem Kopf nickend; »die Menschen hier oben nennen das Wahnsinn. Sie begreifen das nicht, wie es uns manchmal in Kopf und Herz brennen kann, daß alle Fluten des Ozeans nicht imstande wären, die Glut zu löschen.«

»Und darfst du mir Kunde bringen von jener geheimnisvollen Welt?« bat der Jüngling. »Sollen mir deine süßen Lippen den frohen Trost eines neuen Lebens bieten? O brächten sie den Tod – er wäre Seligkeit.«

»Kunde von jener Welt?« sagte die Jungfrau, ernst zu ihm aufblikkend; sie berührte dann mit einem ihrer zarten Finger die klare Flut und hielt ihn langsam gegen den Jüngling ausgestreckt. »Siehst du den Tropfen hier?« fuhr sie fort. »Nicht klarer und schwächer zittert er als Tau an der knospenden Rose – und doch hemmt er hier wie ein diamantenes Tor auch nur die leisteste Kunde von dort unten. – Nein, Freund«, setzte sie leise und geisterhaft lächelnd hinzu, »das Tor mußt du dir selber öffnen, und – es öffnet sich leicht, es weicht dem geringsten Druck; aber hinter dir fallen die Riegel wieder ins Schloß, und eines Riesen Faust wäre machtlos gegen sie wie des Menschen Hand gegen das schwingende Rad der Zeit.«

»So sei du meine Führerin, freundlicher Geist!« rief der Jüngling in schwärmerischem Feuer. »Zeige mir die Bahn; und führte sie durch alle Schrecken des Todes – ich fühlte die Kraft in mir, sie zu ertragen. Ich habe gekämpft und gestrebt hier oben, den Drang meines Herzens niederzuhalten und meine Bahn im gewöhnlichen Menschenleben zu suchen wie tausend andere. Ich habe geglaubt, ich hätte ein Wesen gefunden, das mich verstehe und dem ich mich anschließen könne in reiner, heiliger Liebe – aber Schatten sind es, denen ich nachgejagt bin; das Auge blendeten sie, und das Herz blieb kalt und unbefriedigt – diese innere heiße, glühende Sehnsucht konnten sie nicht löschen. Nur dann, wenn es mich in wilder Hast hinaustrieb in die dunkle Nacht, in den heulenden Sturm, fühlte ich, wie sich mir die Schläfen kühlten und meine Pulse ruhiger schlugen.«

»Und was werden die Deinen sagen«, erwiderte ihm mit unendlich weicher, rührender Stimme die Maid, »wenn die Fischer deine Leiche in ihrem Netz finden und sie hinein in die bis dahin glückliche Wohnung tragen? Hast du auch daran gedacht, Verblendeter?«

Eduard barg schaudernd sein Antlitz in den Händen. Wie ein jäher Schmerz durchzuckte es ihn – der Gedanke an die Seinen, das von Kindheit an geflochtene gewaltige Band hielt ihn noch fest, fest umklammert und schien ihn von dem Abgrund, an dem er stand, wegreißen zu wollen. »Und möchtest du hier oben bleiben auf der kalten, unfreundlichen Erde?« fragte er endlich traurig, während ihm die gefalteten Hände auf das Knie niedersanken. »Möchtest du zurückkehren in jene seelenlose, geschäftige Menschenwelt?«

»Ich? Ich?« rief da die Jungfrau und richtete sich wie in jähem Schreck empor in ihrem schwankenden Kahn. »Ich zurück in Kerker und Bande, wo der Geist hier frei über der Tiefe schweben und seiner Quäler spotten kann? Ich zurück zu menschlicher Qual und Öde, zu all dem unsäglichen Jammer und Elend, das hinter mir liegt? Zu denen endlosen Jahren einer Höllenpein, die das Herz noch in seinen innersten Tiefen erzittern macht und die keine menschliche Lippe imstande wäre auszusprechen, ohne das Hirn des Hörers aus seinen Fugen zu drängen? – Ich zurück?« Und ein leises, krampfhaftes Lachen rang sich aus ihrer Brust. Dann aber plötzlich den schönen Kopf emporwerfend, daß die dunklen Locken ihr voll über Schultern und Nacken flogen, und die Augen an den mattblauen Himmel geheftet, der sich über dem jetzt dicht auf dem Wasser lagernden Nebel ausspannte, streckte sie die Arme nach oben und rief wie in hoher, wilder Begeisterung: »Dein bin ich, Vater; dein da oben in der blauen Höhe! Frei ist mein Geist – frei wie der Sturm, der über die weite Tiefe braust; frei wie die Woge, die jauchzend die Schwester jagt; frei wie der Aar, der sich wolkenhoch durch den

Äther schwingt; frei wie der Gedanke selbst, der bis zu dir, Allmächtiger, hinauf flüchtet; frei – frei – frei! Hinter mir liegt jeder Schmerz, jede Qual der Erde; hinter mir jedes getragene Herzeleid, und jubelnd, jauchzend fliegt das Kind ans Vaterherz!«
Ihr Kahn war indessen dicht zu Eduards Bootrand getrieben; mit den letzten Worten aber trat sie auf dessen äußerste Spitze, und Eduard war es, als ob ein Heiligenschein die ganze feenhafte Gestalt umfloß. »O fliehe nicht wieder!« rief er in herber Angst und streckte die Hand nach ihr aus. »Laß mich nicht hier allein zurück, um von nun an in brennender Sehnsucht nach dir zu vergehen und meine Seele aufzuzehren in wilden, quälenden Gedanken!«
»So komm!« sagte sie freundlich, und der Jüngling fühlte, wie ihre Hand die seine faßte; sein Arm schlang sich in wilder Begeisterung um ihren Leib, und im nächsten Augenblick schwanden ihm die Sinne, denn über ihm schlug die Flut zusammen, und er fühlte nur, wie sie mit zauberhafter Schnelle tiefer und immer tiefer niedersanken.

III

Als er zuerst wieder die Augen aufschlug, sah er sich in einem weiten, wunderlichen Gemach, über ihn hingebeugt aber lehnte die schlanke, zaubersüße Gestalt, und ihre Lippen drückten sich in leisem Kuß auf seine kalte Stirn.
In ihrem ganzen Wesen war aber eine eigene reizende Veränderung vorgegangen: Der ernste Schmerz um den holden Mund war verschwunden, das trübe Weh aus den sanften, engelreinen Zügen wie mit tröstender Hand verwischt, und mit lieblichem Lächeln und Erröten bog sie sich zu dem Jüngling nieder und weckte ihn mit den süßesten Schmeichelworten.
Eudard schlang seinen Arm um sie, zog sie sanft nieder zu sich und lag wohl viele Minuten mit geschlossenen Augen träumend da; er konnte sein Glück nicht fassen, und es war ihm immer, als ob es ihm mit jedem Augenblick wieder unter den Händen entschwinden müßte.
»Wach auf, wach auf, mein lieber Freund!« sagte aber endlich die weiche Stimme der holden Maid. »Träume nicht länger und schlage die Augen auf! Du hast mit deinem trotzigen Herzen das Ziel deiner Wünsche erreicht; fürchtest du jetzt, ihnen die Stirn zu bieten?«
»Fürchten?« rief der Jüngling und sprang rasch empor. »O wie wenig kennst du mein Herz, Geliebte, wenn du Furcht in dessen Tiefe suchst. – Fürchten? Und bin ich denn nicht bei dir? Ist nicht mein ganzes Dasein dir geweiht? Nein – das einzige, was ich jetzt auf

der Welt wirklich fürchte, ist, daß du mir wieder entrissen werden könntest, und mein armes Herz müßte dann ja brechen, wenn es den Verlust ertragen sollte.«
»Wenn du nur nicht selber müde wirst hier unten bei uns!« lachte aber das schelmische Kind und entwand sich seinen Armen. »Doch sieh, die Fische kommen schon ans Fenster; sie wollen gefüttert sein, und du bist schuld, daß ich sie heute so lange habe warten lassen. Nun schau dich hier im Haus so lange um. Mein Vater wird auch bald heimkommen; er weiß schon, daß du da bist – der alte Hansen hat es ihm lange gesagt, daß du zu uns heruntersteigen würdest.«
»Und kennst du den alten, ehrlichen Hansen, du holdes Kind?« fragte Eduard rasch und erstaunt.
»Den alten Hansen?« lachte die Jungfrau neckend. – »Wie sollt' ich den nicht kennen? Kennt ihn doch jeder Fisch hier unten in der ganzen Nordsee. Und ist er nicht selber viele hundert Jahre alt und eigentlich ein Verwandter von uns von Mutters Seite?«
»Der alte Hansen?« rief Eduard staunend.
»Ei, versteht sich«, sagte die Maid. »Daß du mich aber dann nicht immer mit ›holdes Kind‹ und solch anderen wohl recht lieb und gut klingenden, aber doch schwärmerischen Namen zu nennen brauchst, die ich wohl schon gern höre, die mein Vater aber nicht recht leiden kann, so muß ich dir wohl meinen Namen nennen: Sie heißen mich hier unten Bonita, nach dem munteren, springenden Fisch, der den Schiffer auf seinen langen Reisen in der Südsee begleitet. Du mußt es aber dann nicht machen, wie es die bösen Menschen da oben oft tun«, setzte sie plötzlich mit weicherer, recht herzlich klingender Stimme hinzu, »daß sie schöne, blitzende Haken auswerfen, um die armen vertrauenden Bonitos damit zu betören und zu verderben. Die Menschen da oben sind schlimm genug, und du wirst gewiß nicht so böse sein und deiner armen Bonita weh tun wollen. Nein, ich weiß schon, ich weiß schon!« setzte sie aber schnell und lächelnd hinzu, als er beteuernd und bittend die Arme zu ihr ausstreckte. »Wenn man eurem Wort glauben dürfte, so seid ihr alle treu wie der Felsengrund selber – nein, ich will deinen Augen glauben, lieber Freund, denen trau' ich lieber als deinen Worten. Aber jetzt ade, und in wenigen Sekunden bin ich wieder bei dir.«
Und wie ein Blitz glitt sie ihm unter den Händen weg und aus der Tür, und als er zum Fenster sprang, um ihr nachzuschauen, schoß ein schlanker, silberblitzender Bonito draußen vorüber durch die kristallhelle, blitzende Flut und verschwand gleich darauf in einem dichten Hain zackiger Korallen.

Eduard preßte die heiße Stirn gegen die kalten Scheiben des Fensters. War es denn Wirklichkeit, was ihn umgab und was ihm das Hirn schwindelnd zu machen drohte? – Aber er konnte sich seinen Gedanken nicht lange überlassen, denn zuviel des Neuen, Fabelhaften stürmte auf ihn ein, um seine Sinne nicht alle und vollständig in Anspruch zu nehmen.

Das Gemach, in dem er sich befand, war hoch und gewölbt; die Wände bestanden oder waren vielmehr mit einer Art Seetang bedeckt; die langen, girlandenartigen Zweige waren zu bunten, phantastischen Mustern geflochten, aus denen die traubenförmigen, teils runden, teils länglichen Früchte oder Blütenknospen, wo sie zusammengeschlungen schienen, hervorhingen. Einzelne freie Räume hatte man aber dazwischen gelassen, und hier formten dicke Kränze blauer und goldgelber Seelilien künstliche Rahmen um wunderbar lebendig ausgeführte Bilder, die Taten aus dem Leben berühmter Fische darzustellen schienen.

Das Haupt- und Mittelstück hiervon bildete ein mächtiger Wal, dessen Mitte an der einen Stelle durchsichtig war und einen Blick in dessen Inneres gestattete, wo ein kleines, dürres Männchen mit zusammengezogenen Knien und gefalteten Händen anscheinend auf dem Boden saß und traurig vor sich hinstarrte. Der Wal selber aber blies das Wasser in gewaltigen Strahlen von sich; die kleinen Augen standen ihm weit aus dem Kopf, und das weite, breite Maul hatte er auf eine merkwürdige Weise verzogen, als ob ihn innerlich ein entsetzlicher Schmerz drücke oder er sonst ein Leiden habe.

Rechts davon hing der Delphin, der den Arion aus den Fluten rettete, und links war der Kampf eines riesigen Hais mit einem Sägefisch abgebildet. Die furchtbaren Tiere wanden sich in grimmigem Kampf, und während der Hai seinen Gegner mit dem eisernen Gebiß festhielt, suchte ihm dieser mit der tödlichen Säge den Bauch aufzureißen.

Zwischen den Fenstern, als freundliches Gegenstück zu dieser finsteren Blutszene, hingen aber die Bilder zweier lieblicher Meerweibchen, die vollen üppigen Leiber nur noch verführerischer mit dem langen wallenden Haar bedeckt, das ihnen über Nacken und Schultern herunterfloß und sich auf den blitzenden Wellen mit diesen fast zu vereinigen schien. – Und wie glich Bonita dem einen reizenden Bild!

Aber von den Bildern wandte sich sein Blick bald ab, den anderen, das Zimmer schmückenden Schätzen zu – und auf breiten, zierlich geformten Marmorplatten sah er mit staunenden Blicken alle Schätze der Tiefe hier angehäuft, wie sie verborgen liegen in den fernen südlichen Gewässern und wohl selten in solchem Reichtum

eines Menschen Auge blendeten: Perlen, wie sie noch nie selbst eines Sultans Turban schmückten; Ambratränen in ihren duftenden Massen, rote und blaue Korallen, Muscheln in jeder Form und Gestalt; Seeschwämme und Flechten, wie aus dem feinsten Seidenstoff gewoben; Kristallrasen mit Goldstaub aus den indischen Meeren und kostbaren Steinen aus der Krone der Seeschlange.
Der Boden des Gemachs selber war aus blauem und rotem Kristall kunstvoll zusammengesetzt, und die Sitze im Zimmer waren aus mit weichem Seemoos dicht überzogenen Korallenarmen.
Eduard konnte sich nicht satt sehen an all den Herrlichkeiten, und er begriff dabei nicht, wie er nur leben könne hier unten, in den dicht von der Flut bedeckten Räumen, während sich doch seine Brust so frei und leicht dabei hob, als atme er oben die gewohnte Luft seiner heimischen Berge. Sonderbarerweise schien aber dennoch ein bedeutender Unterschied zwischen dem Zimmer selbst und der da draußen liegenden Straße zu herrschen, denn während er sich hier frei und trocken bewegen konnte, quoll draußen vor den Fenstern die grüne, durchsichtige Flut und füllte die Straße bis hoch über die Häuser hinauf, und die wunderlichsten, oft fast menschenähnlichen Fische schwammen darin auf und ab – hielten manchmal in der Mitte der Straße, wenn sie sich begegneten, still, wie um miteinander zu plaudern, und verfolgten dann wieder ihren Weg.
Die Straße selbst war wie aus einem uralten Bilderbuch herausgenommen: graue Giebelhäuser mit spitzen, hohen Dächern und schmalen, oft gerade, oft schräg laufenden Fenstern, die Außenwände mit Muscheln und Seetang an einigen Stellen förmlich bewachsen, an anderen sauber und rein gehalten und mit zierlichen Malereien und Muschelbildern geschmückt, wie es dem Geschmack der einzelnen gerade zuzusagen schien. Vor jeder Tür stand ein hoher schattiger Korallenbaum, und an den Mauern waren nicht selten – wie wir daheim wohl Wein und Rosen an schlanken Staketen ziehen – weitarmige Polypen gepflanzt, die hoch über die Fenster hinaus, oft bis unter die vorragenden Giebel der Dächer wucherten. Am reizendsten sahen die Fenster dazwischen aus, hinter denen in den Häusern selber alle Blumen der Oberwelt in unendlicher Frische blühten und dieser stillen, heimlichen Welt wieder einen eigenen Anstrich alter, vergangener Zeiten gaben.
Auch Bonitas Zimmer schmückten eine Menge Rosen, Veilchen und Reseden, Narzissen und Aurikeln, und in den Fensterecken standen große, herrliche Wasserlilien, nur eben in das Gesims gepflanzt, durch das sie die Wurzeln schlugen. Die anderen Landblumen hatten jedoch ihre eigenen Töpfe oder vielmehr hierzu benutzte Muscheln, in die sie hineingepflanzt waren.

Am wunderlichsten erschien ihm der Himmel oben selber, denn als er dort hinaufschaute, kam es ihm vor, als ob sich oben über der glasigen Flut graugelbe Wolkenmassen hinüberzögen, und durch diese hin konnte er doch auch wieder das lichte, nur grünlich, statt sonst blau schimmernde Firmament deutlich erkennen.

Wie er aber noch so auf die Straße hinausschaute, sah er einen ziemlich starken, eigentümlich genug aussehenden Fisch den Weg herunter und gerade auf das Haus zugeschwommen kommen. Er hatte an seinem Körper die gewöhnliche stahlgraue Fischfarbe, auf dem breiten, gemütlichen Kopf – denn er gehörte keineswegs zu den Raubfischen – trug er aber ein kleines dreieckiges Hütchen und unter der linken Flosse einen langen, oben mit einem schweren goldenen Knopf gezierten Rohrstock.

Als Eduard noch erstaunt zu ihm hinausschaute, fuhr er plötzlich gegen die Tür, und im nächsten Augenblick trat auch ein wohlbeleibtes, stattliches Männchen mit etwas altmodischem stahlgrauem Frack und weißen langen Manschetten, mit kurzen Hosen und großen silbernen Schnallen auf den Schuhen, schwarz durchwirkten, ebenfalls grauseidenen Strümpfen, weiß gepudertem Kopf und kurzem, aber ansehnlichem Zöpflein und hoch oben auf dem Scheitel den kleinen, scharf ausgezackten Hut, den langen, goldbeknopften Stock in der Hand, rasch ins Zimmer.

Das Männlein schüttelte sich auch einmal wie jemand, der aus einem schweren Regen in das trockene Haus oder sonst unter ein Schutzdach kommt, und ging dann gleich, ohne, wie es schien, im mindesten über die Ankunft des Fremden erstaunt zu sein, auf diesen zu, bot ihm freundlich die Hand und sagte mit herzlichem Gruß und Druck: »Ei, sieh da, liebwertester Herr Merkfeld, freut mich ja ungemein, Sie einmal bei uns hier unten zu sehen. Sind schon so oft hier in der Nähe gewesen«, meinte er mit einer lächelnden Bewegung des Stockknopfes nach oben, »daß ich mir immer dachte, wir würden auch einmal das Vergnügen Ihrer werten Bekanntschaft hier unten haben. – Aber Sie machen sich's ja gar nicht bequem – Bonita! Bonita! Wo steckt das Wettermädel nur wieder? Bitte, legen Sie ab, lieber Herr Merkfeld, und tun Sie, als ob Sie zu Hause wären. Hier unten können wir ohnedies nicht viele Komplimente machen.« Und er nahm auch, ohne weiter ein Wort des jungen erstaunten Mannes abzuwarten, dessen breitrandigen Filzhut, den dieser noch immer in Gedanken aufbehalten hatte, und legte ihn mit seinem eigenen kleinen Hütchen mitten auf eine der Perlmuscheln, stellte dann seinen Stock in die Ecke und sagte, während er sich die beiden unteren Knöpfe seines Röckleins aufknöpfte: »So – nun sind wir einmal wieder zu Hause; das ist jetzt feuchtes Wetter draußen, Herr Merk-

feld. Und wie geht's denn eigentlich da oben zu? Was macht mein alter Freund Hansen? Der ist mir auch in den letzten acht Tagen nicht mehr zu Gesicht gekommen.«
»Lieber, bester Herr«, sagte Eduard, und er preßte sich mit beiden Händen fest gegen die Schläfe, »Sie müssen es mir nicht übelnehmen, wenn's mir im Kopf noch wie mit einem Mühlrad herumgeht. Ich bin eigentlich zu Ihnen gekommen – ich weiß selbst kaum wie –, und manchmal ist's mir noch immer, als ob ich träume und das alles wieder mit dem ersten Hahnenschrei verschwinden müßte.«
Der alte Herr schmunzelte dabei übers ganze Gesicht und nickte endlich gutmütig lachend. »Ja, ja«, sagte er, »glaub's Ihnen gern, wertester Herr Merkfeld, glaub's Ihnen gern; ist mir selber die ersten hundert Jahre wunderlich vorgekommen. Mit der Zeit aber gewöhnt man sich dann an all die kleinen Sonderbarkeiten und Abweichungen vom gewöhnlichen Leben, und jetzt glaub' ich, spräng' ich auseinander wie dürrer Lehm, wenn ich da oben wieder im Trockenen und in der heißen Sonne den ganzen Tag herumlaufen sollte. Sie glauben gar nicht, wie angenehm sich's hier unten wohnt. – Und denken Sie lange bei uns zu bleiben?«
Eduard schrak zusammen, denn in der Frage lag so viel heimlich Lauerndes, und die kleinen grauen Augen des Mannes blitzten dabei so scharf zu ihm herüber, daß er sich eines leisen Schauders nicht erwehren konnte.
Der alte Herr mochte das aber ungefähr in seiner Seele lesen, denn er sagte, freundlich den Kopf schüttelnd: »Bitte beunruhigen Sie sich nicht, liebwertester Herr Merkfeld! Sollte gar keine direkte Frage sein, sondern war eigentlich nur bloße Redensart; denn wer hier zu uns herunterkommt, bleibt, wie allgemein angenommen, schon überdies bei uns. Aber Sie kennen unser Städtchen noch nicht. Allerliebstes Plätzchen hier unten – so lauschig und nett wie kein zweites über oder unter dem Wasser auf der ganzen Welt; und es gibt sonst noch hübsche Stellen in den Seen. Besonders in der Südsee weiß ich reizende Gegenden – haben die Korallen alle von dort hierher gepflanzt und noch manche andere Seltenheiten. Doch nachher führ' ich Sie überall bei uns herum; wollen schon gute Bekannte werden, lieber Herr Merkfeld, wollen schon gute Bekannte werden. – Aber jetzt werd' ich uns erst einmal ein Schlückchen zu trinken holen, mein sehr wertgeschätzter Freund. Ein Schlückchen hält, wie man da oben zu meiner Zeit sagte, Leib und Seele zusammen, und wenn wir das auch hier unten nicht gerade mehr nötig haben, so tut's doch wenigstens einem oder dem anderen der beiden gut. Und da kommt auch Bonitchen, um Ihnen so lange die Zeit zu vertreiben, bis ich wieder zurückkomme.«

Er glitt dem jungen Mann fast unter den Händen fort; an seiner Statt aber stand die Jungfrau in der Tür.
»Bonita!« rief dieser, von staunender Lust ergriffen, denn wie ein Engelsbild höherer Welten lächelte die wunderliebliche Maid zu ihm herüber und streckte ihm freundlich ihre Hand entgegen.
Nicht mehr das weiße, schlichte Kleid, sondern ein lichtblaues, golddurchwirktes Gewand umschloß in weichen, schmiegsamen Falten ihre schlanke, zarte Gestalt. In der Mitte wurde es durch ein kunstvoll geflochtenes goldenes Band zusammengehalten, dessen äußerste Enden wie Tau an der aufsteigenden Sonne von hundert kleinen leuchtenden Edelsteinen blitzten und funkelten. Durch die dunklen, üppigen Locken wand sich eine einfache Schnur reiner Perlen, mit dem Zweig des Seetangs ineinandergeflochten, und ein kleiner goldener Seestern hielt vorn das Gewand über der schwellenden Brust zusammen.
»Bonita!« flüsterte Eduard und sank in jauchzender Seligkeit zu ihren Füßen nieder. »Bonita, mein süßes, holdes Lieb; o wie schön du bist und wie wohl, wie unendlich wohl nur deine Nähe schon diesem armen, kranken Herzen tut! – O banne mich nicht wieder aus dieser Nähe, bleibe dem Armen, was du ihm heute geworden bist: sein Engel – sein Führer!«
»Mein lieber Freund!« flüsterte die Jungfrau und hauchte, sich zu ihm niederbeugend, einen leisen Kuß auf seine Stirn. Dann, ihn langsam und liebend zu sich emporziehend, sagte sie schmeichelnd: »Fort mit den düsteren Falten von dieser Stirn; fort mit dem Schmerz aus dem sonst so klaren Blick! Du hast das Ziel deiner Sehnsucht, das Ziel deiner Wünsche erreicht, und wenn du heute abend Schwesterleins Reigen hier unten siehst und Zeuge sein wirst unserer heiteren, innigen Lust, darf's dich auch nicht gereuen, daß du die kalten, häßlichen Menschen da oben verlassen hast und einer der Unseren geworden bist. Oh, sie schelten uns, daß wir Fischblut in den Adern hätten; aber sie wissen – sie ahnen nicht, wie heiß und glühend diese Pulse pochen, diese Herzen schlagen können. Oder gereut dich der Schritt schon, den du getan hast? Möchtest du wieder hinauf zu ihnen – zurück zu –«
»Nein, nein, nein!« rief Eduard mit wilder Heftigkeit, seine Stirn in die Falten ihres Kleides bergend. »Nur das, was mir jetzt noch das Herz in todesmarternder Pein durchzieht, ist die Angst, dich – dich wieder zu verlieren, Geliebte! Ich fühle, daß ich wache, daß ich dich sehe, daß ich dich mit meinen Armen umschließe – und doch, doch quält es mir in wildem Zweifel die Seele, daß ich dich wirklich halte und nimmer lassen dürfe. – Mir ist es immer, als ob ich eine gewaltige Hand sich nach dem schönsten Glück meines Lebens ausstrecken

sähe und der nächste Augenblick mich unter den Trümmern meiner Seligkeit begraben müsse. O nimm mir den Zweifel, Bonita – nimm mir den Zweifel!«

»Lieber Träumer!« flüsterte die Jungfrau mit weicher, seelenvoller Stimme. »Aber habe guten Mut – die Zweifel schwinden schon allein. – Nur wahre dich selber, Geliebter«, setzte sie dann ernst und fast wehmütig hinzu; »wahre dich selbst und dein eigenes Herz – dort werden diese Zweifel geboren, und sie könnten dich und auch wohl mich noch recht, recht unglücklich machen. Still jetzt«, sagte sie wieder lächelnd, als er rasch und erschreckt zu ihr aufschaute, »still jetzt, lieber Freund – mein Vater kommt zurück. Und stoße dich nicht an den Wunderlichkeiten des alten Mannes. Er hat manchmal sonderbare, eigentümliche Launen, meint es aber von Herzen gut, und er wird auch dich wohl bald recht liebgewinnen.«

Durch die lindernden Worte der Jungfrau war es wie Frühlingstrost in sein wundes Herz gezogen. Mit glückstrahlenden Augen hob er sich empor, und die holde, errötende Maid mit seinem Arm umschließend, rief er freudig: »Ja, vertrauen will ich dir, du holdes, liebliches Engelsbild, vertrauen mit festem, unerschüttertem Herzen; hast du dich mir ja doch zu eigen gegeben in all deiner jugendlichen Herrlichkeit und mich vor mir selber gerettet und meinen nicht länger zu dämmenden Träumen. So nimm mich denn hin, du Holde, und dieser Kuß der innigsten, heiligsten Liebe siegle und wahre den Bund unserer Herzen.«

Er hielt die sich zitternd zu ihm hinneigende Jungfrau mit seinem Arm fest umschlossen und preßte einen heißen, langen Kuß auf ihre Lippen.

»Bitte genieren Sie sich nicht, Liebwertester«, sagte in diesem Augenblick dicht neben ihm die wohl etwas spöttisch, aber doch freundlich klingende Stimme des Alten. »Wollte Ihnen eine kleine Erfrischung aus meiner Vorratskammer bringen – sehe aber, Sie haben schon eigenhändig zugelangt und scheinen mir auch einen vortrefflichen Geschmack zu besitzen, was die Wahl des Artikels betrifft.«

Eduard richtete sich schnell und errötend empor; die Jungfrau aber blieb noch einen Augenblick lächelnd in ihrer Stellung und schlüpfte dann rasch aus der Tür hinaus.

»So, verehrtester Herr und Gönner«, sagte der kleine alte Mann, indem er einen ganzen Arm voll Krüge und Flaschen nacheinander auf den Tisch stellte, »jetzt haben wir die Wahl aus dem Schönsten und Besten, was die Provinzen liefern. Hier ist z. B. vortrefflicher Madeira; zum vierten Mal die Linie passiert und dicht vor dem Hafen doch noch gescheitert. Ich habe mir neulich zwei Kisten davon her-

übergeholt – er liegt gleich drüben vor Goodwin Sands an einer vortrefflichen Stelle, und wir können noch lange davon haben. Oder hier, Allerbester, ist ein ausgezeichnetes Gläschen Shiedam – der kleine Schoner, der ihn vor acht Tagen erst von Amsterdam herüberbringen sollte, wurde in dem letzten schlechten Wetter, das sie oben hatten, leck und sank kaum eine halbe deutsche Meile von hier – hätte uns die Kisten beinah vor die Türen gebracht, hihihi! Hier ist auch ein delikater Portwein aus einem englischen Schiff, das ohne Lotsen in die Weser einlaufen wollte – närrisches Volk die Engländer. Der Kapitän hatte den hier zu seinem eigenen Gebrauch mitgenommen – jetzt liegt er oben auf dem Sand.« Und dabei zeigte die kleine bewegliche Gestalt freundlich grinsend nach oben.

»Der Portwein?« fragte Eduard zerstreut.

Aber der Kleine lachte noch viel stärker. »Ei, verehrtester Herr Merkfeld!« rief er und sprang dabei mit einem Satz auf die Lehne des nächsten Korallenstuhls, wo er schaukelnd balancierte. »Den Portwein haben wir ja hier, schwachsichtiges Menschenkindlein – mit Eurer edlen Erlaubnis –; den Kapitän mein' ich. Aber da kommt auch Bonita und bringt uns das Kompaktere unserer Mahlzeit; denn Seeluft zehrt, sagt man da oben – und Seewasser noch mehr, sagen wir hier unten, hihihi!«

Und in der Tat trat in diesem Augenblick Bonita wieder ins Zimmer, und zwar von ein paar kleinen, allerliebsten Mädchen gefolgt, die eine Masse Teller und Schüsseln trugen und den Tisch bald mit einer Fülle von Sachen bedeckten, die unseren jungen Freund in Erstaunen setzten.

»Unser Gast darf auch nicht etwa glauben, Väterchen, daß wir hier unten von der Luft leben«, sagte Bonita lächelnd, als sie dem jungen Mann mit einem freundlichen Blick die Hand reichte und ihn zu einem Sitz führte; »es möchte ihm sonst am Ende nicht bei uns gefallen!«

»Ja, wir Fische sind eigentlich grimmige Raubtiere«, schmunzelte der Alte; »der eine frißt den anderen, der größere immer den kleineren – wie das nun eigentlich bei den Menschen da oben geradeso der Fall ist, nur daß sie einander nicht braten – wenigstens hier in der Weser nicht! Und da ist auch einer geradeso wie der andere. Selbst hier Bonitchen –«

»Väterchen«, bat das Mädchen und wurde feuerrot, »du weißt, du sollst nicht!« Und sie erhob scherzhaft drohend den Finger gegen ihn.

»Nun, hier haben wir auch etwas Gescheiteres zu tun«, beruhigte sie der Alte. »Sehen Sie, verehrungswürdigster Herr Merkfeld, das hier ist etwas Delikates, das ich Ihnen empfehlen kann und das Sie hier

auch nicht alle Tage bekommen: Dieses Kistchen mit Fliegenden Fischen hat mir ein weitläufiger Verwandter vom Äquator geschickt – fett wie Butter, Herr Merkfeld, fett wie Butter! – Oh, es ist ein herrliches Wasser, wo die Fliegenden Fische herkommen; ich bin selber schon mehrmals dort gewesen. Vortreffliche Korallenplantagen; ausgezeichnet gehalten und angelegt. Habe mir selber einige von den Fischlein damals mitgebracht; habe ein ganzes Nest ausgenommen, hoch oben aus einem Korallenbaum heraus. – War damals aber auch noch jung, liebwertester Herr; auch so ein leichter Springinswasser wie gewisse Leute, hihihi!

Aber was haben wir hier? – Ah, eine Flasche eingesetzte Tangrosen – delikat, Bester, delikat! – Hier Lotoskerne, wie sie auf dem Wasser des Südens wachsen, wie Mandeln – genauso wie Mandeln. Und hier in Gelee gekochte Zitteraalflossen – ein Lieblingsgericht von mir, aber nicht jedermanns Sache«, lachte der Kleine. »Hat sonderbare Wirkungen manchmal, wenn man nicht daran gewöhnt ist – das aber zum Dessert. Und vor allen Dingen wollen wir uns nun einmal mit diesem geräucherten Lachs und dem eingesetzten Seekohl begnügen. Kann ich Ihnen empfehlen, Herr Merkfeld, kann ich Ihnen empfehlen.«

Und der Alte aß und trank und lachte und schwatzte, und der Jüngling, von dem ganzen Neuen, Wunderbaren seiner Umgebung erregt, mit dem zauberischen Mädchen an seiner Seite, fühlte nicht, wie ihm die Stunden schwanden, und es war ihm, als ob ihm erst jetzt der Lebensstern aufgegangen wäre und die Pforten seligen Glücks weit, weit geöffnet wären. Da ihm Bonita mit gutem Beispiel vorangegangen war, schmeckte es ihm ebenfalls vortrefflich, und er glaubte noch nie in seinem ganzen Leben so gut gegessen und getrunken zu haben.

Gegen Ende der Mahlzeit wurde übrigens der Alte immer lustiger, lachte und sang und erzählte tausenderlei Späße und Anekdoten.

»Da oben glauben sie«, rief er endlich, sein großes Humpenglas aufs neue mit dem starken Portwein füllend, »daß wir Fische hier unten nichts als Wasser trinken – hihihi! Herr Kollege – gefehlt! Durst haben wir, das ist richtig; immer gewaltigen Durst. Aber Salzwasser? Nein, da dank' ich. Zum Mundausspülen laß ich mir's gefallen, aber nur in äußerster Not einmal zum Trinken; so bin ich überzeugt, daß ich z. B. schon gewiß seit den letzten zweihundert Jahren keine halbe Flasche Süßwasser mehr verschluckt habe – es schmeckt einem so fad, wenn man sich an das Salzwasser einmal gewöhnt hat. – Jetzt wollen wir aber erst einmal ein Stückchen von dem Zitteraal versuchen, bestes Freundchen. Sollen einmal sehen, was das für eine vortreffliche Wirkung auf die menschliche Konstitution ausübt.«

Er wollte dabei Eduard die Schüssel hinüberreichen; da dieser aber fragend Bonita anschaute und sah, wie das Mädchen leise und lächelnd den Kopf schüttelte, dankte er, und der Kleine sagte, dadurch nicht im mindesten außer Fassung gebracht: »Auch gut, Herr Kollege, werden schon noch auf meinen Geschmack kommen, wenn Sie hier erst einmal so ein paar Säkula im Nassen liegen. Aber noch ein Gläschen Wein, Freundchen! Ist vortrefflich hier unten und hält uns die nassen Dämpfe aus der Nase.« Und dabei schenkte er sich selber noch einmal ein und schob sich ein großes Stück Zitteraal in den Mund.

Die Wirkung war zauberschnell und zeigte sich wunderbarerweise in der äußersten Zofpspitze zuallererst – die fing an zu zittern und zu zucken, dann der ganze Zopf, dann die Perücke, dann der Kopf und dann der ganze kleine Mann bis zum Stuhl hinunter, auf dem er saß; selbst der Hut und der Stock in der Ecke fingen an zu hüpfen und zu schlagen.

Eduard, der Gefahr für den alten Mann befürchtete, wollte hinspringen und erfaßte auch schon, ehe ihn Bonita selber daran hindern konnte, seinen linken Arm, bekam aber im selben Augenblick einen solchen elektrischen Schlag, daß ihm die Hand wie gelähmt an die Seite sank. Der kleine Mann wollte sich aber darüber totlachen, und während ihm alle Glieder am Leib flogen, als ob sie ihm abspringen müßten von der entsetzlichen Gewalt, und der Zopf ganz wie eine kurze, dicke Peitschenschnur hinten ausschlug und fitschte, schien er selber nicht allein keinen Schmerz, sondern sogar noch ein gewisses Wohlbehagen dabei zu fühlen. Nur als die Wirkung nachließ und die Glieder wieder ruhiger wurden, ja selbst der Zopf, der sich bei der ganzen Sache am ungebärdigsten gezeigt hatte, wieder still und friedlich niederhing, begann sich eine Art Erschlaffung oder Mattigkeit bei ihm einzustellen, und er lehnte wohl zehn Minuten geisterbleich und überhaupt förmlich wie tot in seinem Stuhl.

Eduard fühlte sich dadurch geängstigt; Bonita beruhigte ihn aber wieder und sagte leise: »Fürchte nichts, lieber Freund, es ist das eine häßliche Gewohnheit, die die Männer hier unten angenommen haben. Ihr seid wunderliche Wesen, ihr Herren der Schöpfung, und scheint es in der ganzen Welt nur immer darauf abgesehen zu haben, eure geistigen Kräfte erst zu dem höchsten Grad ihrer Fähigkeit zu treiben und dann fast wie mit Gewalt wieder zugrunde richten zu wollen. Oben in der Luft und auf der trockenen Erde raucht ihr Tabak und Opium, und da euch das hier unten nicht möglich ist, sucht ihr mit einer merkwürdigen Erfindungsgabe gerade das Schädlichste aus, was ihr auftreiben könnt, um euch für kurze Zeit aufzu-

regen und womöglich besinnungslos zu machen – und das nennt ihr Genuß.«

Eduard schaute ihr lächelnd in das von Eifer gerötete Antlitz und zog leise ihre Hand an seine Lippen; in dem Augenblick schlug aber auch der alte Herr die Augen wieder auf. Er sah sich etwa einen Moment ganz verwundert um, als ob er gar nicht wisse, wo er sich befände, und sagte dann, erst hinten an seinen Zopf und dann an seine Stirn fühlend: »Ah so – ja so, alles in Richtigkeit. Aber – Haifische und Seequallen! – das war ein famoser Aal; von dem Haus werde ich mehr beziehen, der ist ausgezeichnet! Und nun, mein werter Herr Merkfeld, wollen wir unseren gewöhnlichen Nachmittagsspaziergang machen, auf dem Sie uns hoffentlich begleiten werden. Allerliebste Gartenanlagen da draußen, vortrefflich eingerichteter Klub und ein Raritätenkabinett – allen Respekt –, das Sie interessieren wird.«

Das alte Herrchen sprang auf, nahm seinen Hut und den Stock und wandte sich, Bonita ganz dem jungen Mann überlassend, der Tür zu; Eduard aber, der ebenfalls nach seinem Hut gegriffen hatte, sah Bonita fragend an – und das schöne Mädchen lachte geradeheraus, als es seine Bedenklichkeit erriet. »Du hast mich heute hier als wirklichen Bonito von der Tür weggleiten sehen«, sagte es neckend, »und glaubst nun, daß ich dir wieder so unter den Händen fortschlüpfen werde, während du nicht imstande wärst, mir zu folgen. – Hab' ich nicht recht, wie?«

»Freilich hast du recht, du närrisches, liebes Kind«, sagte der Jüngling, aber doch noch immer ein wenig verlegen. »Und wie soll ich dir auch dahinaus folgen, da ich selber doch noch nicht eingewöhnt bin in das neue, wunderliche Leben und dich dann verlieren würde in der meinem ungeschickten Körper widerstrebenden Flut?«

»Wir gehen aber heute in das Glashaus, du armer, betrübter Freund«, neckte ihn das Mädchen; »in ein trockenes, solides, ehrbares Glashaus, wo Männer und Frauen zusammenkommen mit all ihren menschlichen Schwächen und Torheiten und du dich so wohl fühlen wirst, ›Verehrtester‹ – wie dich mein Vater immer nennt –, wie wir Fische im Wasser. Aber komm, fürchte nichts, und unterwegs soll dir noch alles erklärt werden. Du mußt überhaupt noch vieles hier unten lernen und wirst hoffentlich ein recht braver, gelehriger Schüler sein.«

Und damit hing sich das zauberisch hübsche Kind an seinen Arm und zog ihn behend durch eine andere Tür als die, die zur Straße führte, dem Vater nach, der schon ernst und ehrbar vor ihnen hinschritt.

Eduard, mit der Jungfrau an seiner Seite, fühlte kaum, wie sie sich über den Boden fortbewegten – alle irdische Schwäche schien von ihm genommen, all die trüben, quälenden Gedanken, die ihm bis dahin Herz und Seele oft in so unerträglicher Pein beengt hatten, waren verschwunden – die Welt lag hinter ihm, als ob er aus Lethes Becher getrunken hätte.

Die Szene, die sich jetzt seinen Blicken eröffnete, wäre aber auch geeignet gewesen, einen weniger schwärmerischen, dem Überirdischen nicht so zugeneigten Geist, als der Eduards seit je gewesen war, zu fesseln und einzig und allein mit sich zu beschäftigen. Kaum verließen sie das Haus, so betraten sie einen weiten, kristallgewölbten, luftigen Gang, in den fast alle benachbarten Häuser auszumünden schienen; dicht daneben aber und einzig und allein durch eine vollkommen durchsichtige und wie aus dünnen Eisschollen aufgeschichtete Wand davon getrennt, lag die klare, hellgrüne Flut, und aller Verkehr des kleinen geschäftigen Fleckens zeigte sich in dieser fremden, sie umschließenden und doch von ihnen getrennten Welt. Fische von jeder Größe und Gestalt schwammen darinnen auf und ab, und nur an einzelnen Abzeichen ließen sich die verschiedenen Beschäftigungen der bald Vorüberschießenden, bald langsam und lässig Vorbeigleitenden erkennen.

Die ehrsamen Bürger trugen fast alle das kleine dreieckige Hütchen auf dem Kopf – manche ebenfalls, wie es Bonitas Vater getan hatte, einen Stock unter der Flosse –, und diese gehörten jedenfalls zur besseren Klasse; manche hatten aber auch ein Schurzfell oder eine Schürze um, die ihnen oben durch die Rückenflosse gefestigt wurde. Hier kam einer mit einem Paar neuen Stiefeln im Maul angeschwommen, dort brachte ein anderer Gemüse und Lebensmittel – Eier, wie sie das Seehuhn auf die Flut legt; Flußkrebse, die sich zu weit aus ihrem heimischen Element gewagt hatten; Austern, an den heimischen Felsen gesucht, und tausend andere Sachen, wie sie ihnen eben erreichbar gewesen waren – in einem Korb vom Markt.

Besonders auffallend war ihm aber ein großer, starker Lachs, der zwei Schweinefische vor eine gewaltige Muschel gespannt hatte und damit Kisten und Fässer, die er wahrscheinlich als gute Beute von einem dort irgendwo gestrandeten Schiff aufgelesen hatte, angefahren brachte. Junge, niedliche Fischchen schwammen dazwischen herum, mit Häubchen oder kleinen niedlichen Hüten kokett hinten auf den Kopf gesetzt; ein paar sogar mit einem allerliebsten Kaschmirschal um und feine Spitzen um Seiten-, Rücken- und Schwanzflossen – die lieben Dinger wollen sich nun einmal putzen.

Am meisten amüsierten ihn aber für den Augenblick ein paar charmante Stutzerchen, Referendärchen vielleicht oder Ladenschwengelein, die den lieben Feierabend benützten, um hinter den Damen ihrer Wahl herzuschwimmen. Die kleinen, seitwärts gesetzten, spitzen Hütchen, die Klemmlorgnette über den großen Fischaugen, die Vatermörder mit Busenstreif und hinten an der Schwanzflosse die Strippe mit eingeschraubtem Sporn, ließen sich nicht verkennen, wäre das unter die rechte Flosse gedrückte dünne Spazierstöckchen mit dem Elfenbeinknopf, an die Lippen gehalten, nicht schon überhaupt Abzeichen genug gewesen.

Auch eine Masse von Kindern spielte auf der Straße – kleine Wesen wie Stintchen, Sardellen und Heringe –, und ein paar Wächter, wie sie in alten Zeiten wohl Sitte und Brauch gewesen sein mögen, mit rostigen Hellebarden über dem Rücken, die sie vorn mit der linken Flosse im Gleichgewicht hielten, schwammen langsam auf und ab und schienen auf Ordnung zu sehen zwischen dem leichten, munteren Gesindel.

Da stob plötzlich alles wild auseinander, als ob ein Habicht zwischen einen Flug Tauben hineingeraten wäre; nur die beiden Wächter hielten Stand und stiegen rasch etwas höher hinauf, und für einen Augenblick war die Straße total fischleer. Als Eduard aber Bonita fragend ansah, zeigte sie mit ängstlichem Blick nach oben, und er sah jetzt, wie ein großer, mächtiger Hai langsam über die Stadt hinschwamm und gierig mit den kleinen grünen Katzenaugen niedersah auf die auseinanderstiebende Schar.

»Das sind böse, böse Tiere«, flüsterte Bonita schüchtern und schmiegte sich ängstlich an die schlanke Gestalt des Jünglings; »entsetzliche Tiere, und sie schonen nichts, was ihnen in den Weg kommt – weder Alter noch Geschlecht.«

»Fürchte nichts, du süßes, holdes Kind!« sagte aber der Jüngling, sie beruhigend, und er legte seinen Arm leise um die holde Gestalt. »Fürchte nichts, mein Herz; und überdies stehen ja die Wächter da oben und können ihn leicht mit ihren langen Spießen zurückhalten.«

»Ach, die sind nur so hoch aufgestiegen«, sagte das zitternde Mädchen, »daß sie nachher desto leichter in die Schornsteine hinabfahren mögen, wenn sich wirkliche Gefahr für sie zeigen sollte. Das sind nur Polizeidiener – und was dir als Glas oder Kristall erscheint, ist nur der künstlich gehärtete Rand des Wassers, durch den das Ungeheuer so leicht hindurchfahren könnte wie durch die Flut da oben. Das ist derselbe schreckliche Hai, der mir auch schon die beiden Brüder und ein Schwesterchen gefressen hat.«

»Aber wo ist denn dein Vater?« fragte Eduard und sah sich überall nach diesem um.

Der ganze Saal oder Gang war jedoch im Nu wie leer geworden, und nur unter einer dichten Korallenstaude sah er, wie der wohlehrsame Stadtschreiber des Ortes – denn dieses achtbare Amt bekleidete er allerdings –, sein Hütchen fest in den Nacken gedrückt, seinen Stock unter dem linken Arm und die beiden Hände auf dem Rücken, ängstlich und vorsichtig durch die Zweige nach oben schaute, und Eduard hätte in diesem Augenblick um sein Leben nicht sagen können, ob der alte Herr wirklich ein Fisch oder eine menschliche Gestalt sei, so ähnlich sah er beiden.

»Und habt ihr denn keine Harpune, keinen Haken hier unten, womit man den Raubfisch erlegen oder fangen und unschädlich machen könnte?« fragte Eduard sein zitterndes Mädchen, das sich fester und fester an ihn schmiegte, als das Ungeheuer immer tiefer stieg und wirklich nicht übel Lust zu haben schien, seinen Weg hierher keinen vergeblichen sein zu lassen.

»Um deiner Sicherheit willen, Geliebter – sprich kein solches Wort mehr!« bat aber in fieberhafter Angst die Jungfrau. »Siehst du, wie er sich schon herunterneigt nach der kühnen Rede? Er ist heute wilder als je!«

In diesem Augenblick machte der Hai einen raschen Angriff auf einen der bewaffneten Wächter – er hätte aber weit schneller sein müssen, wollte er den erwischt haben, denn wie der Blitz war er, seine Hellebarde rasch fallen lassend, in einem der Schornsteine verschwunden und dort natürlich außer aller Gefahr, während der andere, der sich nicht mehr so hoch als die ihm nächsten Schornsteine wagen wollte, durch die erstbeste Scheibe mit Hellebarde und allem verschwand und ebenfalls nicht wieder zum Vorschein kam. Zu gleicher Zeit öffnete sich dicht neben ihnen eine kleine, schmale Tür, und eine Schar kleiner Fische schoß unter die nächsten Korallenstauden, wo sich, als Eduard ihnen mit den Augen folgte, fünf oder sechs kleine Mädchen – allerliebste Kinder, mit ihren Büchern und Schreibtafeln unter dem Arm – fest zusammendrängten und mit von Tränen nassen Gesichtchen in Todesangst nach oben schauten.

Da litt es aber den jungen Mann nicht länger in nutzlosem Zuschauen, und er suchte sich rasch von der Geliebten loszumachen, die ihn jetzt aber nur noch fester und ängstlicher umklammert hielt. »Laß mich, du holdes Lieb!« bat der junge Mann mit dringender Stimme. »Da draußen liegt die Waffe, die der feige Wächter von sich geworfen hat, und ich bin vielleicht imstande, dich auf immer von dem Ungeheuer zu befreien. – Sieh nur, es schwimmt schon wieder im Kreis, als ob es auf eine neue Beute losstürzen wollte. Und soll ich denn hier warten, bis es dich selber mir vielleicht aus den Armen reißt?«

»O bleib! Bleib!« bat aber die Jungfrau. »Weißt du denn nicht, daß dich die tückische Flut, wie du dich ihr anvertraust, wirbelnd nach oben führt? Und willst du deine Bonita auf immer verlassen?«
Im selben Moment, noch ehe der Jüngling die leidenschaftlichen Worte des Mädchens erwidern oder selber seinen Entschluß zur Ausführung bringen konnte, schoß aber der Hai plötzlich nach oben – dicht über ihm mußte sich eine andere, leichtere Beute gezeigt haben. Kaum jedoch durch die helle Wolkenschicht hindurch, die über den Giebeln ihrer Häuser hinzuziehen schien, sahen sie plötzlich das Wasser schlagen und schäumen und brausen, und im Nu fuhr der Stadtschreiber unter dem Korallenbusch hervor und nach oben.
Bonita horchte auf, und als Eduard noch, staunend über das neue Unerklärliche, das um ihn her vorging, dastand, sprang sie plötzlich in die Höhe, schlug jauchzend die Hände ineinander und rief mit lauter, jubelnder Stimme: »Sie haben ihn – sie haben ihn! – Der alte Hansen hat ihn gefangen und uns auf immer von dem entsetzlichen Ungeheuer befreit! O das brave, wackere Menschenkind!«
Und wie mit einem Zauberschlag schossen sie aus allen Winkeln und Ecken vor, die wunderlichen Kinder dieses wunderlichen Ortes; unter allen Korallenzweigen und Büschen glitten sie heraus, unter jedem Tisch, unter jedem Stuhl, aus den Schubladen der altmodischen Schränke und Kommoden, die in diesem seltsamen Klubzimmer standen – kurz überall, wo nur ein handbreites Versteck für das kleinstmögliche Fischlein gewesen war, lebte es plötzlich und kam ans Tageslicht.
Auch der Herr Stadtschreiber trat mit vergnügtem Händereiben auf den jungen Mann und seine Tochter zu und sagte schmunzelnd und bedeutungsvoll und seltsam dazu nickend: »Sehen Sie, Verehrtester, das sind die Schattenseiten unseres freundlichen Stillebens hier unten, und es erfüllt mich allerdings mit schmerzlicher Wehmut, Sie gleich einem solchen höchst unangenehmen Auftritt ausgesetzt zu haben. Sind nun wohl einige dreißig oder vierzig Jährchen, daß wir keine so große Bestie hier über unserem kleinen Städtchen gehabt haben, und ich weiß wirklich nicht, wie es uns ohne den in der Tat lobenswerten und aufopfernden Heldenmut unserer beiden tapferen Wächter ergangen wäre, denn das Ungeheuer schien außerordentlich hungrig und würde in einem solchen unwünschenswerten Zustand selbst nicht den Herrn Bürgermeister oder einen der Stadtältesten verschont haben.«
»Aber«, sagte Eduard, und er konnte sich eines leichten Lächelns nicht erwehren, »sehr verehrter Herr, es wollte mir doch beinahe von hier unten vorkommen, als ob die beiden Wächter mit mehr Gewandtheit als Tapferkeit in Schornstein und Fenster hineingefah-

ren wären. Und hätte der alte Hansen da oben – wie meine süße Bonita hier sagt – nicht den Hai so sehr zur rechten Zeit gefangen, wer weiß, wie es dann noch gegangen wäre.«
»Kriegslist, Liebwertester, pure, reine Kriegslist!« rief aber der alte Herr mit einem triumphierenden Blick auf die Umstehenden, den Fremdling bei ihnen über die Taktik ihrer auserwählten Truppen belehren zu können. »Hätte sich der Hai nicht so genau zur rechten Zeit zurückgezogen, so wären sie ihm – der eine von dieser, der andere von jener Seite – in die Flanke gefallen, und das Resultat möchte dann doch, mit Dero höchst gütiger Erlaubnis immer, das Wenigste zu sagen, äußerst zweifelhaft gewesen sein. Aber es wird spät, verehrtester Herr Merkfeld; die Gäste sammeln sich schon, und wir haben hier jeden Abend – nun schon seit über dreihundert Jahren – unser bestimmtes Partiechen Solo, da gewöhnt man sich denn zuletzt daran und setzt es nicht gern aus. Bonita wird Sie jedoch indessen ein wenig in unserem Garten und in den freundlichen Anlagen herumführen, und nachher holt ihr mich wieder hier ab, Kinderchen – nicht wahr, Verehrtester?«
Ein sonderbar abstoßendes Gefühl durchzuckte die Seele des jungen Mannes, wenn der Alte mit seiner ungemein freundlichen, aber doch süßlichen und nicht treu klingenden Stimme sprach. – Es tönte ihm immer wie geheimer Spott in den Ohren, und er meinte ein paarmal in der Tat, die Doppellarve des Alten müsse nun auseinanderfallen und ein scheußliches Teufelsantlitz daraus zum Vorschein kommen. Es war und blieb aber immer der Herr Amts- und Stadtschreiber Fischkopf, wie er es auch, seiner eigenen Aussage nach, diese letzten drei- und vielleicht mehrere hundert Jahre gewesen war, und – er war ja auch Bonitas Vater.
Doch dieses Gefühl konnte nicht in seinem Herzen Wurzeln fassen, solange das liebliche Bild an seiner Seite weilte; ein Druck ihrer Hand, ein Blick ihrer Augen rief ihm die ganze Fülle seines Glücks in die Seele zurück, und seiner kaum bewußt, legte er seinen Arm um den schlanken Leib der Maid und wandelte langsam mit ihr die weiten, seltsamen Gänge entlang, an Scharen plaudernder Gruppen von Männern, Frauen, Mädchen und Kindern, alle in ihren Sonntagsstaat gekleidet, vorüber. Er sah kaum, was ihn umgab, hörte nur mit halbem Ohr die leisen, flüsternden Bemerkungen, die über das junge Paar gemacht wurden, und schwelgte in dem einen seligen Gefühl: dem der Nähe der Geliebten.
Weit von den übrigen weg suchten und fanden sie ein stilles, lauschiges Plätzchen, wo sie ungestört miteinander kosen und plaudern konnten; und dort, zu den Füßen des wunderholden Mädchens, seinen Kopf an ihr Knie gelehnt, ihre linke Hand auf seinem Scheitel,

ihre Rechte mit seinen Küssen bedeckend, lauschte er ihren Worten, die ihm mit einer nie gekannten, nie geahnten Wonne das überselige Herz erfüllten.

Es war ein liebliches Plätzchen, das sie gewählt hatten: Über ihnen wölbte sich ein riesiger, in phantastischen Formen auszackender Korallenstamm, von dessen Zweigen breitmächtige Girlanden farbigen, krausen Mooses niederhingen. Dicht darum hingeschmiegt aber, den Platz, wo sie saßen, fast einer Laube gleich überschattend, standen breitblättrige, wunderlich geformte Schwammgewächse, und das weiche Moos, das ihnen überall entgegenquoll, wo der eigentliche schmale Weg nicht mit buntfarbigen Schnecken- und Windenhäusern dicht ausgelegt war, lud schon überall selber zum weichen Ruhesitz ein.

Die Sonne mußte indessen am Himmel lange verschwunden sein, denn es dunkelte stark. Eduard sah aber jetzt zu seinem Staunen, daß sich diese unterseeischen Gänge, je mehr die Dämmerung eintrat, desto mehr und mehr von selber und ebenso allmählich erhellten, denn überall in den Korallen- und Schwammbüschen, zwischen den Girlanden und den dichten Behängen von Seetang und dem hohen, wehenden Seegras hin, das dahinter hervorragte, saßen breitmächtige, gläsern aussehende Quallen, die schon am Anfang ein schwaches grünlich-phosphorisches Licht von sich gegeben hatten, das aber mit dem einbrechenden Dunkel an Stärke rasch zunahm und zuletzt mit einem Glanz leuchtete, während nichtsdestoweniger diese kleinen Grotten und Sitze in einem lauschigen Halbdunkel verborgen blieben.

»Nimmer hätt' ich es für möglich gehalten, du holdes Lieb«, flüsterte er endlich, als seine Blicke den strahlenden Dom suchten, »daß außer deinen süßen Augensternen, Geliebte, deine Schwesteraugen, die holden Sterne des Himmels, bis zu uns herunterleuchten könnten; aber klar und freundlich stehen sie da oben am Firmament, und nur die neidischen Wolken bedecken manchmal ihren Glanz und verhüllen sie mit ihren Schleiern.«

»Närrischer Freund!« lächelte aber das schöne Mädchen. »Wie magst du glauben, daß das matte Licht eurer irdischen Sterne bis zu uns hier herunterdringen könnte? Was du für Wolken ansiehst, ist dasselbe, was euch oben von der Oberfläche des Meeres, wenn ihr herniederschaut, als Sand und fester Boden erscheint. – So seid ihr Menschen aber alle; ihr mögt nach unten oder oben schauen – ihr laßt euch immer täuschen. – Und was du für Sterne hältst, das ist ja dasselbe, was ihr da oben das Meeresleuchten nennt; ob du oben bist oder unten – immer sind's blitzende Sterne, die durch die Flut ziehen, geheimnisvolle Wesen, die wir hier unten selber nicht ergrün-

den können; und ohne sie würden wir hier in trostloser Nacht vergehen müssen.«
»Und täuschen auch diese Sterne?›« fragte der Jüngling, indem er sie leise und liebend zu sich niederzog und ihre holden Augen küßte. »Liegt auch in diesen Himmelslichtern Trug verborgen? – Nein, nein!« fuhr er rascher und leidenschaftlicher fort. »Laß mich an dich glauben, meine Bonita, wie an Gottes Auge selber, das über der Flut und unserer Liebe wacht. – Sieh – früher«, setzte er leiser, fast wie mit sich selber redend, hinzu und spielte dabei in den Locken der Jungfrau, die ihm über die eigene Stirn niederfielen und sich mit den seinen mischten, »früher lag es, meine ganze Jugend hindurch, wie ein schwerer, entsetzlicher Traum auf mir, den ich nicht abschütteln, nicht fortdrängen konnte von meiner Seele. Ich ahnte, ich wußte, daß außer den grob materiellen Wesen unserer menschlichen Natur noch eine andere, geistigere Welt existiere – ich fühlte ihre Nähe in meinen Träumen, ich empfand den Einfluß, den sie mit gewaltiger Macht auf alle Fasern meines Herzens ausübten. Oft in dem lauten Jubel der Kameraden standen die stillen, heiligen Luftgebilde vor meiner Seele und leiteten mich mit freundlicher, wenn auch unsichtbarer Hand aus den geräuschvollen Reihen. Aber sie verwundeten, wo sie heilen wollten; sie gaben das arme Herz der Verzweiflung preis, wo sie vielleicht zu trösten gedachten – oder waren es nur nekkische Spukgebilde, die ihre Lust daran hatten, mir die Freude des Lebens zu verbittern und mich tollen, trügerischen Schatten nachzujagen?
So glaubte ich oft und suchte mich ihnen gewaltsam zu entringen; aber hartnäckig wollten sie ihren Platz behaupten, und Schritt für Schritt, ja Zoll für Zoll mußte ich ihnen den Boden abkämpfen, auf dem sie sich eingenistet hatten. Schon hatte mich die Welt mit all ihrer kalten Wirklichkeit fast wieder in ihr Garn gezogen – nur die Träume ließen sich nicht zurückzwingen und warfen sich um soviel kampflustiger meinem Geist entgegen, je mehr ich ihre Schwestern, die Gedanken, zu bändigen strebte.
Da, bei jener Wasserfahrt, tauchte mir zuerst dein holdes Antlitz plötzlich aus der Flut entgegen, meine Bonita – es war nur für einen kurzen Moment, wie das Zucken einer Wimper, aber es hatte genügt, sich wie die Bilder, die des Menschen Hand dem flüchtigen Sonnenstrahl raubt, tief in meine Seele zu graben, und von dem Augenblick an wußte ich, daß meine Träume nicht gelogen hatten, daß jene stillen, heiligen Bilder meiner Seele kein Trug und Schaum gewesen waren. Von dem Augenblick an gehörte ich dir, bis du mir in deiner ganzen Herrlichkeit vor das lebendige Auge tratst und mir die Hand helfend, liebend entgegenreichtest.«

»Du lieber, lieber Freund«, flüsterte das holde Mädchen und preßte die Lippen fest und innig auf die Stirn des Jünglings. »Aber wird dein Herz auch so aushalten in treuer Liebe und Innigkeit?« setzte sie langsamer und fast traurig hinzu. »Wirst du dich nicht wieder hinaufsehnen zu den Deinen, an die frische blaue Luft und auf die grünen Berge und Höhen? Wirst du das freundliche Licht der Sonne und die heimischen Klänge der Glocken und liebe Stimmen entbehren und für alles das – o denke, was du da oben verloren hast! –, für alles das nur in der einzigen Liebe eines armen Mädchens Ersatz finden? – O betrüge dich nicht selber«, bat sie ihn, als er sie beteuernd umschlang und seine Augen von einem fast überirdischen Feuer glühten, »betrüge dich nicht selber, Geliebter. Jetzt ist dir noch der Rücktritt frei – noch bist du keiner der Unseren. Nur dein fester Wille – denn der Wille des Menschen hat eine furchtbare, ihm selber wohl noch unbekannte Kraft, wenn er sich mit seiner ganzen Stärke auf den einen erwählten Punkt wirft –, nur dieser hat dir den Eingang zu uns gebahnt; aber das erste Gefühl der Sehnsucht, der erste heimliche Wunsch nach oben, der – dir selber vielleicht kaum bewußt – in deinem Herzen reift, reißt dich mit wilder, rettungsloser Gewalt aus meinen Armen und wieder in deinen Luftkreis, in die Bahn hinein, die dir bei deiner Geburt vom Schicksal vorgeschrieben wurde. – Wirst du imstande sein, den zu bekämpfen? Nur die kurze Zeit zu bekämpfen, die dir zu deiner Prüfungszeit durch unsere unwandelbaren Gesetze bestimmt ist?«

»Und warum eine Prüfungszeit?« bat der Jüngling. »Ist nicht mein ganzes Leben eine solche gewesen? War es nicht das einzige stete Streben meines Geistes, der mich mit oft bis an Wahnsinn grenzender Kraft zu dir, dem damals nur noch geahnten Ziel meiner heißesten Wünsche, herüberzog? Kämpfte ich nicht dagegen mit all jenen logischen Lügenschlüssen an, die sich die Menschen da oben in förmliche Systeme aufgebaut und aus denen sie eine eigene, dürre, reizlose Welt geschaffen haben? Diese beschauen und beliebäugeln sie nachher, finden sie praktisch und mathematisch richtig und fühlen nicht, daß ihnen das Herz darüber zugrunde geht und im Bau jener Truggebilde der eigene Boden unter den Füßen schwindet. Nein, nein, Bonita; verlangen die Meister dieses wunderbaren Reiches einen Beweis für meine Ausdauer, eine Bürgschaft für mich selber, so lasse sie einen einzigen Tag – eine Stunde meines vergangenen Lebens nehmen; sie mögen sie herausgreifen, wo sie wollen, und sie werden sehen, daß ich ihrer würdig bin.«

»Aber die Prüfungszeit ist nicht zu ihren, sondern zu deinen Gunsten, du lieber Freund«, sagte die Jungfrau, und ein wehmütiges Lächeln überflog wie ein matter Sonnenblick das schmerzdurchzitterte

Antlitz. »Sie haben mich alle hier unten lieb und würden sich meines Glückes freuen, aber sie wollen auch nicht, daß ihnen ein Sterblicher ein Opfer bringe und sich nachher unglücklich zwischen ihnen fühle. Alle, die wir hier unten leben, haben kein Band mehr, das uns an die obere Kruste der Erde bindet. Abgeschnitten und tot liegt, was da oben ist, hinter uns; kein Gedanke, keine Sehnsucht zieht uns hinauf, und so leben wir glücklich, zufrieden und – so hättest du selbst da oben gelebt, hätte dich nicht Sehnsucht und Ahnung zu uns heruntergezogen.«

»Und gibt es kein Mittel, diese Prüfungszeit abzukürzen?« bat der Jüngling mit dringend flehender Stimme. »Liegt es nicht in des einzelnen Kraft, die Bande, die so durch die Zeit geschwächt werden sollen, mit einem kräftigen Schlag zu zerreißen?«

»Oh, die Zeit ist so kurz!« bat Bonita, und ihr Gesicht wurde totenbleich.

»Also gibt es ein solches?« rief Eduard freudig, der ihre Bewegung entdeckte. »O nenne es, Geliebte! Nenne es und laß mich dann dir beweisen, daß ich wert bin, dich zu besitzen!«

»Wir müssen es dir nennen, wenn du es verlangst«, sagte das Mädchen traurig, und zwei große perlende Tränen zitterten an ihren Wimpern. »O du böser, böser Mann; ich fürchte, du hast dir selber dadurch gar entsetzlich weh getan. – O nicht jetzt, nicht jetzt!« bat sie aber, als der Jüngling fragend, drängend zu ihr aufblickte. »Noch wenige Stunden bleiben uns; laß sie uns nicht mutwillig und mit eigener kalter Hand zerstören. – Wenn sich die Tage scheiden, um zwölf Uhr, wird dich mein Vater rufen – unsere geheimnisvollen Boten haben deinen Wunsch schon zu seinem Ohr getragen. Und nun fort mit diesen trüben Gedanken und Bildern!« rief sie, seine Stirn mit ihrer Hand leise überstreichend und küssend. »Die kurze Stunde gehört noch uns; dahinter liegt die Zukunft schwarz und in Nebel gehüllt, und wehe der Hand, die den Schleier lüftet, ehe der richtige Augenblick gekommen ist.«

In Eduards Herz hatte aber ebenfalls das Bewußtsein, das eigene Schicksal in den Bereich des eigenen Armes gebracht zu haben, einen fast zauberartigen Einfluß ausgeübt; seine Augen blitzten in freudigem Stolz, in dem Selbstgefühl seiner Kraft; die ganze Gestalt hob sich, und seine Lippen flossen über in jubelnder, jauchzender Seligkeit. Bonita aber saß still und wehmütig lächelnd dabei und schien mit schmerzlicher Lust den lieben, schmeichelnden Tönen seiner Stimme zu lauschen. Er hatte sich neben sie gesetzt und seinen rechten Arm um ihre Hüfte gelegt, während er mit der Linken ihre beiden Hände gefaßt hielt und ihr liebes Haupt an seiner Schulter ruhte.

»Ist es mir doch selber fast wie ein Traum«, sagte sie endlich leise und wehmütig, »daß ich hier bei dir bin und mit dir plaudern und kosen kann. Oh, als ich dich da oben in deinem Kahn sah, wie du manchmal so still und schmerzlich hier herunterschautest, und es mir, wenn ich dich so von weitem beobachtete, manchmal recht weh im Herzen wurde, da flog mir wohl dann und wann eine Ahnung durch die Seele, daß ich dich einst noch mein nennen und dir dann all den bitteren Schmerz und das schwere Leid von der Stirn streichen könne. Jetzt aber, da ich dich wirklich hier halte, da du zu mir gekommen bist und mir gesagt hast, wie lieb ich dir sei – ach, da weiß ich nicht, wie weh es mir im Herzen ist, denn da spricht's und flüstert's in einem fort mit recht grausamer, marternder Stimme, daß ich dich ja doch nur wieder verlieren würde und nicht halten dürfe in der Tiefe, die dir eben keine Heimat werden könnte, und die sonst immer so fröhliche, heitere Bonita müßte ja dann recht unglücklich und elend werden.« Und die Jungfrau barg ihr Gesicht schluchzend an seiner Brust und weinte, als ob er ihr schon jetzt entrissen wäre und nie, nie wieder heruntersteigen dürfe zu dem treuen Herzen.

Eduard suchte sie lange mit all seinen süßesten Schmeichelworten zu trösten – ihr Schmerz schien nur tiefer und heftiger zu werden. Endlich richtete sie sich aber wie gewaltsam empor, sah ihn mit den noch tränenvollen Augen lächelnd an und sagte leise: »Du hast recht, mein Freund – ich bin ein Kind, daß ich mich solchem Schmerz hingebe jetzt, wo du noch mein, mir noch nicht genommen bist. Ich kann ja noch hoffen – brauche ja noch nicht zu verzweifeln.«

»Aber du trautes Lieb«, sagte Eduard, sie inniger an sich pressend, »wenn ich die Probe selbst nicht bestünde, von der du so Entsetzliches zu fürchten scheinst – wäre dann gar keine Rückkehr mehr zu dir möglich?«

»Möglich?« sagte sie traurig und kopfschüttelnd. »Möglich wohl, ja; aber die einmal unserem Reich entflohen sind, die einmal das helle Licht der Sonne da oben wiedergesehen haben, kehren nie mehr zu uns zurück. Sie fürchten die kalte Flut und was sie birgt, und manches arme Mädchen hier unten hat recht arges Weh gelitten um euch böse, leichtsinnige Menschenkinder. Nein, mein Freund – noch will ich hoffen, daß du bestehst; hoffen mit der ganzen Kraft meines innersten Herzens, und der Allmächtige da oben, der Land und See, Luft, Feuer und Liebe zusammenhält, wird dich mir ja bewahren und zwei Herzen, die sich so innig zugetan sind, nicht auseinanderreißen mögen.«

»Land und See, Luft, Feuer und Liebe sagtest du, du herziges Kind?« fragte Eduard, im freudigen Dank für die vertrauensvollen Worte ihr liebes Haupt fester an sich drückend, während seine

Lippen auf ihrer Stirn ruhten. »Wie? Zählst du die Liebe zu den Elementen?«

»Und tust du das nicht?« sagte sie staunend, ihre großen dunklen Augen zu ihm aufschlagend. »Was die Luft dem Wasser, was das Feuer der Erde ist, das ist die Liebe dem ganzen Weltall; jedem atmenden Wesen haucht sie Licht, Leben, Gefühl ein. Wie das Wasser verderben müßte, wenn es die Luft nicht in Aufregung und Bewegung hielte; wie die Erde altern und zusammenstürzen würde, gärte in ihrem Inneren nicht die fortschaffende, fortarbeitende Kraft des gewaltigen Feuers, so würde die Menschen-, Tier- und Pflanzenwelt dort oben und hier unten verwelken und zugrunde gehen ohne die Liebe, geradeso, als ob sie des Lichtes oder der Wärme beraubt würde. O mein Freund, die Liebe Gottes ist das stärkste Element dieser ganzen so wundervollen Welt – nimm ihr dies, und was bleibt ihr als das dürre, zackige, von einem toten Meer bespülte Gestein, das in ewiger Finsternis wie ein schwingender Ball finsteren Entsetzens seine Bahnen kreist. Nimm unseren Herzen die Liebe, und wie jener heilige Käfer des Ostens, den der anbrechende Tag geboren und mit den herrlichsten, glühendsten Farben geschmückt hat, stirbt, sobald ihm das Licht seiner Sonne, die ihm Leben ist, genommen wird, so müßten auch unsere Herzen vergehen in Jammer und unendlichem Weh.« Und sie senkte das schöne, bis jetzt vom Feuer ihrer Rede zu ihm emporgehobene Haupt wieder mit tiefem, schmerzlichem Seufzer auf seine Schulter nieder.

»Aber, du holdes, liebliches Engelsbild«, rief da der Jüngling, der ihren Worten mit staunender, freudiger Bewunderung gelauscht hatte, »dann lügt ja auch die Sage, wenn sie behauptet, Gott habe euer stilles Städtchen der Erde genommen, um euch zu strafen wegen des frevelhaften, übermütigen Trotzes eurer Väter. Wenn das euer Glaube ist hier unten, in diesen stillen, freundlichen Räumen, hätte sich des Alliebenden Hand da feindlich gegen euch ausstrecken mögen?«

Ein Zug jenes holden Lächelns, das ihrem Antlitz einen so wunderbaren Reiz verlieh, zuckte wieder um Lippen und Augen der Jungfrau, und sie blickte fast schelmisch zu dem Jüngling empor. »Und glaubst du denn auch die alten Märchen, die sie sich da oben von ihren ernsten, fanatischen Priestern erzählen lassen?« fragte sie fast strafend. »Sieh, lieber Freund, in alten Zeiten, da diese Stadt von der oberen Erde geschieden wurde – nicht zur Strafe ihrer Bewohner, sondern zu deren Bestem durch Gottes freundliche Güte –, da rasten da oben jene entsetzlichen Kriege durch das ganze Land, die sie Religionskriege nannten und wo die Menschen unter einer Fahne, die sie das Banner und Zeichen Gottes lästerten, einander morde-

ten oder einkerkerten, Frauen und Kinder schlachteten und die Brandfackel in friedliche Hütten warfen. Die Lehre der Liebe wollten sie verkünden, und die Taten des Hasses und der Rache trugen sie durchs Land. Jene Zeiten sind jetzt vorbei; die Menschen morden einmal wohl nicht mehr soviel wegen des Phantoms, das sie Religion nennen und das ihnen als Mantel dient, um ihren eigenen Ehrgeiz, ihre eigenen Begierden zu befriedigen – aber soviel wir hier unten davon zu hören bekommen, so ist es darum doch noch immer nicht viel anders geworden.

Unser kleines Städtchen kümmerte sich nun damals nicht um all diese Streitigkeiten verschiedener Lehren und Dogmen; wir beteten zu Gott, wie es uns unser Herz eingab, wir liebten ihn als unseren Schöpfer und Vater und bauten ihm keinen Tempel aus Stein wegen äußerer Schau, sondern einen Tempel in unseren Herzen, das seiner Liebe voll war. Du siehst, auch davon erzählen sie sich Märchen da oben, denn sie wollen bei ruhigem Wetter manchmal die Spitze unseres Kirchturms sehen und das Läuten unserer Glocken hören – wir haben aber weder Kirche noch Turm, noch Glocken. Das aber verdroß die Priester da oben, daß wir ihre Herrschaft nicht anerkennen wollten; das fanatische Volk der Umgegend war leicht gegen uns aufgehetzt, denn sie mißgönnten uns schon lange unseren Wohlstand und den stillen Frieden unseres Beisammenwohnens; und sie zwangen uns zuletzt förmlich dazu, eine Kirche zu bauen und einen Prediger einzusetzen.

Die Folge blieb aber nicht aus – es bildeten sich erst zwei, dann drei und mehr Gemeinden; Familien, die sich sonst geliebt und geachtet hatten, traten feindlich voneinander zurück; junge Leute, die sich liebten und deren Herzen füreinander geschaffen waren, wurden gewaltsam getrennt, weil des einen Vater dieser, der des anderen jener Gemeinde oder Religion – wie sie's nannten – angehörte. Wir waren auf dem besten Weg, recht unglücklich zu werden und all den Fluch zu ernten, den blinder Fanatismus – gehe er nun aus, von welcher Religion, von welchem Glauben er wolle – schon so unsäglich oft auf der Welt gesät hat und noch mit jedem Tag weitersät; da legte der liebe Gott, der es besser mit uns meinte als die Menschen und der wohl einsah, daß uns auf andere Weise doch nicht mehr zu helfen sei, seine Hand zwischen uns und unsere Verfolger und versenkte unser kleines Städtchen in die Tiefe des Meeres, fern von da, wohin die Hand der Menschen dringen konnte.

Der fremde Priester entzog sich damals allerdings nur noch mit knapper Not durch die Flucht der Gefahr, uns ebenfalls begleiten zu müssen, und sich wenig darum kümmernd, was aus seinen Beichtkindern wurde, die er dem Untergang geweiht glaubte, suchte er nur

seinen eigenen Leib in Sicherheit zu bringen – was ihm gelang; Gott wollte ja nicht strafen, sondern nur die, die ihm in treuer Liebe ergeben gewesen waren, dem alten Frieden ihres Lebens zurückgeben. In damaliger Zeit waren es aber fast nur allein die Geistlichen, die hier in unserer Gegend lesen und schreiben konnten; in ihren Händen lag es also auch, die Geschichte unseres vermeintlichen Untergangs zu beschreiben, und es läßt sich denken, daß sie ihr die ihnen am meisten zusagende Färbung geben würden. Ihrer Aussage nach hatte uns der Alliebende für die Verstocktheit der einzelnen mit Schuldigen und Unschuldigen in die Tiefe des Meeres geschleudert und nur allein seinen Diener vom Untergang – ich glaube durch ein Zeichen – gerettet.

Welche der beiden Erzählungen hältst du nun für die wahrscheinlichere? Welche stimmt mehr mit dem Wesen dessen überein, der selbst nach jener Aussage der Gott der Liebe ist? – Doch genug davon, du trauter Freund; du wirst uns ja hier kennenlernen und dann erfahren, wie unsere Sitten, die von jenem Augenblick an zu ihrer alten Reinheit zurückkehrten, sicher nie den Zorn des großen Vaters auf uns herablenken konnten.

Für die Sage da oben«, setzte sie dann aber etwas schelmisch hinzu, »haben jedoch unsere Städter hier unten auch ein wenig Genugtuung genommen. Du weißt, daß nun einmal das Volk seine eigenen Märchen bildet und ihnen stets die Auslegung gibt, die ihm selbst am besten zusagt. Du hast den entsetzlichen Hai gesehen, von dem wir heute durch einen Zufall – wenn wir auf dieser herrlich eingerichteten Welt überhaupt einen Zufall gelten lassen dürfen – befreit wurden. Dieser Hai oder ein ähnlicher hat uns fortwährend hier – oft in sehr langen Zwischenräumen, oft rasch nacheinander kommend – verfolgt, und er schien die Stadt stets als einen Ort zu betrachten, der ihm eigentlich gehöre und wo er sich aussuchen könne, was er wolle. Unsere Leute behaupten nun, das sei ebenjener Priester, der damals geflüchtet wäre und nun immer noch zu der Stelle zurückkehre, wo früher seine Kirche gestanden sei, um das schuldige Beichtgeld einzufordern. Aber sie sagen das bei uns mehr im Scherz als im Ernst, denn wir mögen einem Menschen schon gar nicht gern so Böses zutrauen.« –

»Liebwertester und geschätztester Herr Merkfeld«, flüsterte in diesem Augenblick dicht neben ihnen eine leise und freundliche, höfliche Stimme, und Bonita fuhr leichenblaß und mit einem jähen Schrei von ihrem Sitz empor. – Es war ihr Vater, der den Geliebten zu der von ihm selbst verlangten Probe abzuholen kam.

Der ganze fürchterliche Ernst der gegenwärtigen Stunde trat ihr mit entsetzlicher Gewalt vor die Seele. Zitternd umklammerte sie den

Arm des Jünglings und rief mit ängstlicher, bittender Stimme: »Nein – nein – nein! Sie dürfen dich nicht von mir reißen; sie dürfen nicht mit ihren kalten Formen und Gesetzen mein armes Herz, das ihnen nie ein Leid getan hat, unter die Füße treten. O Eduard, du weißt nicht, was sie von dir verlangen – wie sie dich hinterlistig dem unmöglich zu Leistenden entgegenführen. – Du wirst gehen und deine arme, arme Bonita nie, nie wiedersehen.« Und sie warf sich an des Jünglings Brust und schluchzte laut.

»Vertrau auf Gott und unsere Liebe, mein holdes, herziges Lieb!« tröstete sie aber mit freundlichem Ton der junge Mann. »Was mir die Herren da auferlegen, wird doch so sein, daß mir die Möglichkeit des Gelingens bleibt; es wäre ja sonst keine Probe. Und bist du denn nicht bei mir? Weiß ich denn nicht, für wen ich kämpfe und ringe, und glaubst du, daß ich einem Augenblick erliegen würde, wo bis jetzt mein ganzes Leben nur ein einziges Streben und Sehnen dem Glück entgegen war, das jetzt endlich in den Bereich meiner Kraft geworfen wurde?«

»Aber sehr verehrungswürdigster und allervortrefflichster Herr Merkfeld«, bat jetzt mit feiner, ängstlicher Stimme der kleine Mann, »was reden denn Dieselben nur – mit Dero freundlichster Erlaubnis – für tolles und ungereimtes Zeug von Kämpfen und Ringen und Erliegen? Die ganze entsetzliche Probe besteht in weiter nichts unter dem Wasser, als eine kleine Auswahl vortrefflich gefertigter Bilder anzuschauen und ein wenig Musik zu hören. Ist denn das etwas so Fürchterliches und gefährlich zu Bestehendes? Bonitchen ist ein Kindlein, das am hellichten Tag Gespenster sieht und sich jetzt noch eifrigst dabei bemüht, Hochdero Herz weich zu machen, wo sich Dieselben gerade mit besonderer Standhaftigkeit ausrüsten sollten. Kommen Sie nur, mein verehrungswürdigster Herr Merkfeld; kommen Sie, unser ganzes kleines Klubzimmer ist in Aufregung gekommen, mit Schmerzen erwartend, Sie unter den gebührenden Achtungs- und Freundschaftsbezeigungen als einen der Unseren begrüßen zu können, und die Zeit naht auch heran, die wir nicht versäumen dürfen, wollen wir nicht die Kraft unserer Bilder verlieren.«

»So komm denn, meine Bonita«, sagte der Jüngling leise und umschlang die Geliebte; »komm und steh mir zur Seite, du holde Lilie dieses freundlichen Reiches. Wie es auch kommen möge – ich bin dein; dein im Leben und im Tod; und als Pfand meiner Treue nimm, o Geliebte, hier den goldenen Reif, das Sinnbild der Ewigkeit. Ich habe ihn von früher Kindheit an getragen – er zwang sich kaum noch an meinen Finger. O sieh, wie er den deinen so liebend umschließt – möge er dir ein Vorbote freudiger Tage sein!«

Ihre Lippen begegneten sich in heißem, langem Kuß; dann sich aber gewaltsam aus ihren Armen emporrichtend, wandte er sich entschlossen gegen das Männlein, das in süßlicher Ungeduld und Verlegenheit danebenstand und das Ende der Szene zu erwarten schien, und sagte freundlich: »Und nun, alter Herr, bin ich zu Ihren Diensten; und je eher Sie mir Gelegenheit geben, Bonita für mich zu gewinnen, desto herzlicher will ich Ihnen Dank wissen.«

V

Der alte, ehrliche Stadtschreiber, dem wohl auch nicht so ganz sicher zumute sein mochte, daß der zuversichtliche fremde junge Herr die Probe so leicht bestehen werde, und der dabei nur zu sehr fühlen mußte, wie innig sich das Herz der Tochter ihm schon angeschlossen hatte, trippelte mit einem halb wehmütigen, halb freundlichen Gesicht voran, und Eduard, seinen Arm um die Geliebte geschlungen, folgte ihm dicht auf dem Fuß.

Bald darauf betraten sie den Saal wieder, wo die Spieltische und die Stühle beiseite geschoben standen und einen freien Durchgang für das Paar und ihren Führer gewährten, und erreichten ein etwas kleineres, aber hohes und langes Gemach, an dessen entferntestem Ende ein meergrüner, schwerseidener Vorhang bis auf den Boden niederfiel und die ganze hintere Wand vollkommen bedeckte.

Vor diesem blieb der alte Herr stehen, und nachdem sich die wunderliche Schar der übrigen Gäste – alte Männer und Frauen und liebliche Jungfrauen und junge Leute – um sie gesammelt hatte, sagte der Stadtschreiber, während jedes Auge in erwartungsvoller Stille an seinen Lippen hing und Eduard fühlte, wie die schlanke Gestalt, die an seiner Schulter lehnte, zitterte und bebte, ernsthaft, ja fast feierlich: »Sehr verehrungswürdigster Herr Merkfeld! Ich brauche kein Wort über das Vergangene zu verlieren – es ist uns allen bekannt –; so viel nur hier zu unserer Rechtfertigung und Ihrer Beruhigung, Liebwertester, daß wir uns alle auf das innigste freuen würden, Sie als Mitglied unserer kleinen, mit der äußeren Welt in nur sehr geringer Beziehung stehenden Gesellschaft zu begrüßen. Vorher aber ist es nötig, daß Sie erst eine gewisse Prüfungszeit aushalten müssen, die unsere Gesetzgeber allerdings auf dreißig Jahre – nach menschlichen Begriffen eine etwas lange Zeit – festgesetzt haben.

Für den Fall aber, daß ein Menschenkind, wie das jetzt bei Ihnen, Verehrtester, geschehen ist, zu uns freiwillig heruntersteigen sollte und erklärt, daß es mit der Oberwelt vollkommen abgebrochen hat und mit ihr nicht mehr in der geringsten Beziehung steht – denn das

zu bewerkstelligen haben wir eben die dreißig Jahre angenommen, in denen oben gewöhnlich alles abstirbt, was den Ausgeschiedenen noch bis dahin näher angegangen wäre –, so besitzen wir Fische hier unten trotz unseres kalten Blutes ein viel zu warmes Gefühl, eines anderen Glück oder dem wenigstens, was er dafür halten sollte, hartnäckig im Weg zu stehen. Dann aber muß uns auch seine Erklärung vollständig und außer jedem Zweifel liegend bestätigt werden. Und zwar nicht deshalb etwa, Allerverehrungswürdigster, als ob wir nur im geringsten an seinem Wort oder an der festen Überzeugung, die er selber von der Sache hegt, zweifelten. Weit entfernt davon! Nein, wir unterscheiden uns auch in dieser Hinsicht von dem christlichen Polizeistaat dort oben – ohne jemandem etwas Böses nachreden zu wollen –, indem wir nicht wie dieser jeden Menschen für einen Spitzbuben halten, bis er sich als ehrlicher Mann ausgewiesen hat, sondern daß wir jedes Wesen gut und rechtschaffen glauben, bis uns der Beweis des Gegenteils davon zu Händen und Augen gekommen ist.

Nein, wir wollen – weit genauer, als ihm das selber nur je möglich wäre – auch das innerste, geheimste, ihm vielleicht vollkommen unbewußte Gefühl seines Herzens prüfen; und besteht er darin, dann wissen wir, daß er über seinen Aufenthaltsort schalten und walten kann, wie er will; daß er, wenn nicht schon körperlich, doch jedenfalls geistig tot ist für die Welt da oben. Und wir freuen uns dann immer recht von Herzen, Liebwertester, ihn als Bruder und Mitgenossen begrüßen zu können. Sie werden aber auch zugleich einsehen, mein vortrefflichster Herr Merkfeld, daß dabei Ihrerseits von Kämpfen und Ringen, wie Sie vorhin die Gewogenheit hatten sich auszusprechen, gar keine Rede sein kann; das Ganze ist einfach, wenn ich mich so ausdrücken darf, ein anatomischer Prozeß, den wir uns in schuldigster Hochachtung erlauben mit Dero Seele vorzunehmen. Es ist ein Spiegel, den wir ihr vorhalten, wie man auf der Oberwelt den Lippen eines scheinbar Ertrunkenen einen solchen vorhält. Der leiseste Atem, der sonst den feinsten Sinneswerkzeugen unbemerkt entschlüpfende Hauch, der sie verläßt, trübt die reine Fläche, und der Beweis ist da.

Diese Probe nun, Verehrungswürdigster – um Sie in keiner Hinsicht im Dunkeln zu lassen –, besteht einzig und allein darin, daß Sie in den gleich vor Ihnen geöffneten Spiegel schauen und das mit ansehen und hören, was darin vorgeht. Er bringt Ihnen Szenen von der Oberwelt; sind Sie imstande, diesen ruhig und ohne Verlangen nach ihnen zu begegnen – denn zu fordern, daß Sie diese ohne Bewegung des Gemütes anschauen sollten, wäre eine Unmöglichkeit gefordert –, nein, fühlen Sie nur keine Sehnsucht mehr nach jenen Fi-

guren und Bildern der Oberwelt, dann bleibt der Spiegel klar. Der geringste Schmerz, den sie hervorrufen, bringt den Hauch auf seine Fläche; doch er verwischt sich rasch wieder, und das Glas erscheint so hell wie vorher.

Erwecken sie aber auch nur einen Gedanken der Reue und der Sehnsucht, dann springt das Glas, mein allerverehrungswürdigster und geschätztester Herr Merkfeld, in tausend und tausend Stücke, und das Vergnügen Ihrer uns sonst so angenehmen und wünschenswerten Gegenwart wird uns auch im selben Augenblick in nicht zu verhindernder Weise entrissen.«

»Und gibt es in diesem Fall keine Rückkehr für den Ausgestoßenen?« fragte der Jüngling leise; er hatte gehofft, daß die Prüfung seiner eigenen Kraft und Seelenstärke gelten würde, und er fühlte das Zittern der schlanken Gestalt an seiner Seite.

»Keine für den Lebenden, mein allervortrefflichster Herr Merkfeld«, sagte aber der Rats- und Stadtschreiber mit wehmütig-ernster Stimme; »keine für den Lebenden, und bis die Menschenkinder da oben altern und sterben, sind auch ihre Gedanken und Gefühle mit ihnen gealtert und gestorben. Sie betrachten die kurze und meist zufällige Art und Zeit ihres Aufenthalts hier unten wie irgendeinen etwas phantasiereichen und systematischen Fiebertraum, erwähnen ihn wohl am Anfang noch dann und wann, werden ausgelacht, schämen sich endlich deshalb, und – das ist dann gewöhnlich das letzte, was wir von ihnen hören. Uns hier unten ist wenigstens noch kein Fall vom Gegenteil vorgekommen. – Aber die Zeit vergeht, Verehrungswürdiger, und da tönt wahrhaftig schon die Glocke.«

In diesem Augenblick klang ein wild klingender, langgezogener Ton, wie auf einer der großen indischen Muscheln geblasen, durch die weiten Räume und wiederholte sich in regelmäßigen Zwischenräumen in langen, feierlichen Pausen.

Eduard preßte die Geliebte fester in seinen linken Arm. »Mut, Mut, mein trautes Herz«, flüsterte er leise und rasch; »Mut, meine süße Bonita, und vertraue auf die Liebe zu mir, die meiner Brust ein schützender Talisman geworden ist. – Mut, mein holdes Leben!«

Er behielt keine Zeit für weitere Worte, denn sowie der Klang des letzten Tons verhallte, flog der Vorhang, sich in zwei Hälften teilend, blitzschnell zur Seite, und ein großer runder Spiegel mit klarer, ungetrübter Fläche wurde dahinter sichtbar. Zu gleicher Zeit legten sich auch darin aufsteigende Wolken über sie hin und verhüllten für kurze Momente den inneren Raum.

Als sie sich wieder verzogen hatten, lag ein lichter Plan vor seinen Blicken; jubelnde Kinder jagten und haschten sich, die Sonne ruhte mit ihrem freundlichsten Glanz auf den stillen Matten, die Lerche

stieg schmetternd in die Höhe, und die Blumen blühten in all ihrer unendlichen Frische.
Ein leichtes Lächeln flog über Eduards Züge. »Du liegst dahinten, fröhliche Jugendzeit!« rief er mit klarer, unbewegt klingender Stimme. »Deine Lust, deine Freuden – eine liebe Erinnerung bist du dabei dem Herzen geblieben; aber nur eine Erinnerung!«
Das Bild stand einen Augenblick klar und ungetrübt, und der Nebel verhüllte es wieder. – Das zweite, das rasch danach erschien, war ein stilles, düsteres Stübchen mit vielen Bücherbrettern rings an den Wänden und wunderlichen Instrumenten und Apparaten auf Tischen und in den Ecken. Der Schein einer kleinen Studierlampe mit hellgrünem Schirm erleuchtete nur unsicher das Gemach, und an dem Pult, den Kopf in die Hand gestützt, saß die Gestalt eines jungen Mannes, in tiefes, brütendes Nachdenken versenkt.
Der Jüngling schaute lange und erregt in das Glas, in dessen Glanz sich aber nicht die mindeste Veränderung zeigte, und sagte endlich mit einem wehmütigen, halb ernsten Lächeln: »Es waren schöne, liebe Stunden, die ich in dem trauten, stillen Kämmerlein dort verlebte; Stunden, in denen dem Geist die Ahnung künftiger Seligkeit manchmal dämmerte und die düsteren Schatten dieses Gemachs zu einem Paradies verwandelten – Stunden aber auch wieder, die mich der Verzweiflung und trostberaubter Hoffnungslosigkeit so nahe brachten, daß ich nimmermehr einen Ausweg sah und vergehen zu müssen glaubte in rettungslosem Jammer. – Freude und Schmerz liegen dahinter; fort mit euch, ihr lieben Bilder! Mir ist die Wirklichkeit geworden, und ihr habt euren Zauber verloren!«
Wieder stieg, wie seinen Worten gehorchend, die Wolke auf, und als sie sich aufs neue teilte, lag eine liebe, traute und ihm wohlbekannte Landschaft vor seinen Blicken: Im Hintergrund ein kleines, freundliches, von Reben beschattetes Wohnhaus, an das sich links der Garten und rechts ein dichtes, im herrlichsten Grün prangendes Birkengebüsch schloß. Im linken Vordergrund stand der alte überbaute Brunnen, mit dem moosbewachsenen Eimer daneben, aus dem er so manchen frischen Trunk getan hatte, und weiter dahinten, wo die hohe, prächtige Linde das Haus, dem sie Schutz und Schatten gab, halb verdeckte, in dem kleinen, aufgeworfenen Hügel, stand ein einfacher, weißer Stein. Zugleich erhob sich eine weiche, schwermütige Melodie wie der Klang eines fernen Horns, und alte, bekannte, so liebgewonnene Klänge tönten, wie von da drüben selber herüberkommend, an sein Ohr.
»Meine Heimat – das Grab meines Vaters!« rief der junge Mann mit tiefer Wehmut in der Stimme, und ein dichter Schatten drohte für einen Augenblick die Umrisse des Bildes total zu verwischen.

Bonita schaute mit tödlicher Angst zu ihm auf, und der Jüngling selber bedeckte sich mehrere Sekunden das Antlitz mit der Hand – aber die Bewegung wich, der Spiegel nahm mehr und mehr seinen Glanz wieder an, und Eduards Blick fiel voll und fest auf die Landschaft; doch mit gepreßter Stimme sagte er: »Ihr wißt einem das Herz in der innersten Brust zu fassen und zu rühren, ihr Herren! Das wären entsetzliche Anhaltspunkte an da oben, hielte mich nicht hier ein so fester Talisman treu beschützt selbst gegen diese Waffe. – O wie diese Klänge mir so süß ins Ohr tönen; wie sie die Seele mit all den lieben, lieben Erinnerungen an frühere Tage füllen! O tönet fort – schwindet nicht dahin; ihr werdet ewig den Widerklang in meinem Herzen finden. – Aber nur der Widerklang ist für euch geblieben«, setzte er rascher hinzu. »Fürchte nichts, meine Bonita; ich glaube, sie haben ihr Schlimmstes getan. Ich fühle noch keine Sehnsucht nach der Oberwelt.«

Bonita sprach kein Wort, aber alles Leben war aus ihren Wangen gewichen, und sie lehnte bleich und zitternd an des Geliebten Schulter, sein Arm sie mehr tragend als stützend.

Das Bild verschwand schnell, und als sich der Spiegel zum viertenmal erhellte, entfuhr ein Ausruf der Überraschung, fast des Schrecks, den Lippen des Geprüften. Ein leichter Schatten flog über die Gruppe, die sich ihnen zeigte, aber er schwand wieder, und auch dieses Bild stand hell und rein. Es waren drei junge Mädchen, die am Seestrand beisammen standen und trauernd über die Flut hinaussahen; es war Nacht, aber das Licht des Mondes beschien hell und deutlich die lieben, bleichen Züge, und der rauhe Wind spielte mit ihren Locken.

»Arme Elise«, sagte Eduard traurig, »arme Schwestern! Aber ihr werdet euch bald um den Verlorenen trösten, und auch du, Gespielin meiner Jugend, wirst Trost und Ersatz für den Mann finden, der doch nie deinem Herzen das hätte sein können, was deine treue, aufopfernde Liebe verlangen, fordern durfte. Nie habe ich so wie in diesem Augenblick gefühlt, daß unsere Bahnen für das Leben so weit auseinanderführen mußten. Du verstandest nie das ruhe- und rastlose Drängen meines Herzens; du hättest es nie verstanden, und mein wilder Geist würde dich stille, freundliche Blume des Waldes wie ein toller, sprudelnder Bergbach deinem heimischen Boden entrissen und in einen Abgrund geschleudert haben, wo du verderben müßtest, ohne seine jähe Bahn hemmen oder lenken zu können. Nein, meine Bonita«, wandte er sich, während das Bild wieder erlosch, kosend zu dem armen Mädchen nieder, das mit tödlicher Spannung an seinen Blicken hing und schon im voraus Glück oder Schmerz daraus zu haschen suchte, »zittere nicht für mich! – Ich

habe die Liebe zum erstenmal in diesen treuen Augen gelesen – zuerst an diesem Herzen gefühlt, wie nur an ihm, nur an ihm meine ganze Seele hängt und nimmer wieder von ihm lassen könnte, wenn sie nicht vergehen sollte vor qualvollem Jammer und Leid. Nein, du süßes, holdes Lieb, kein anderes Bild kann diese mir in das innerste Leben geflochtenen Züge je daraus vertilgen oder schwächen. Ich bin dein, dein für immer, und der Väter Segen möge auf unserem Bündnis ruhen.«

Der Spiegel hatte indessen wieder Farbe und Licht angenommen; ein stilles, düsteres, aber reinliches Kämmerchen lag vor ihnen, eine einzelne flackernde Lampe brannte auf dem Tisch, daneben lag ein großes, aufgeschlagenes Buch – die Bibel –, und vor dem Tisch, die Hände im Schoß gefaltet, das Gesicht bleich, aber von einem fast heiligen Schmerz still ergebener Resignation überhaucht, saß eine alte, ehrwürdige Frau, den Kopf mit einer schneeweißen Haube bedeckt, unter der die dünnen silbernen Locken hervorquollen, sonst aber noch in ihrem schwarzen Traueranzug, den sie den Tag über getragen hatte. Sie war augenscheinlich bis spät in die Nacht im schmerzlichen Harren aufgeblieben, und der matte, schwermütige Blick haftete still und unbeweglich am Boden.

Der Jüngling hatte die Geliebte fest in seinen Arm gedrückt und Prüfung wie Umgebung in dem einen Gefühl frohen Glücks fast vergessen, als sein Blick plötzlich auf das vom vollen Strahl des Lichtes erhellte Bild fiel. Der Eindruck war so schnell wie gewaltig – wie ein elektrischer Schlag durchzuckte es seinen Körper, und beide Arme dem Bild entgegenstreckend, rief er mit vor Schmerz und Sehnsucht fast erstickter Stimme: »Meine Mutter!«

Blitz und Schlag erfüllten im selben Moment das Gemach – in tausend Splitter und Stücke schmetterte der Spiegel auseinander, und die Umstehenden flohen entsetzt nach allen Seiten.

»Eduard – Eduard!« tönte Bonitas Stimme in herzbrechendem Weh durch den entsetzlichen Lärm und Aufruhr.

Eduard sah, wie die bleiche, zitternde Maid verzweifelnd die Hände nach ihm ausstreckte. Er wollte sie fassen – halten, aber um ihn her stürmte und brauste es – Woge nach Woge stürzte und brach über ihn hin und hob ihn und drängte ihn gewaltig nach oben, und vergebens war sein rasendes Ankämpfen gegen das zürnende Element. Wie ein machtloses Kind trugen sie ihn empor, und die Sinne schwanden ihm im Druck der gewaltigen Wogenmassen.

VI

»Er lebt!« waren die ersten Worte, die wieder an sein Ohr schlugen, als er, wie es ihm vorkam, aus einem langen, fürchterlichen Traum erwachte. »Er lebt wahrhaftig! Er atmet ordentlich, und da gehen ihm auch die Augen auf – so klar und frisch, als ob ihm im ganzen Leben noch nichts gefehlt hätte.«

Das war die Stimme des alten Hansen. Aber wie kam der alte Hansen hierher, und wo war er selber eigentlich?

»Bonita!« rief er leise und wehmütig, als er aufschaute und rings um ihn nichts als fremde und doch wieder so bekannte Gegenstände seinem Blick offen lagen. »Bonita – meine arme Bonita!«

»Ja, Bonitos!« lachte der Alte, indem er freudig seine Hand ergriff und ihn mit dem Arm unterstützte, daß er sich emporrichten konnte. »Haifische könnten jetzt an Ihnen zehren, wenn Gott nicht seine Hand in der letzten Nacht so sichtbar über Sie gehalten hätte. Aber, lieber junger Herr, was war das auch für ein Streich von Ihnen, in dem Nebel auf See hinauszufahren? Habe ich es Ihnen denn nicht gleich gesagt, daß Sie sich in acht nehmen sollten? – Aber kommen Sie nur heraus, meine lieben Damen!« rief er dann plötzlich mit lauter Stimme und sich der Kammertür zuwendend, die nur angelehnt stand. »Kommen Sie nur her; jede Gefahr ist vorbei, und das bißchen Regen und Spritzwasser wird ihm auch eben nicht viel geschadet haben.«

»Mutter!« rief der Jüngling, als die liebe, ehrwürdige Gestalt mit Tränen in den Augen – aber diesmal waren es Freudentränen – auf ihn zukam und ihn an ihr Herz schloß. »Mutter!« klagte er und barg weinend sein Antlitz an ihrer Brust. »Es ist alles verloren – aber du bist nicht schuld daran, liebe Mutter! Du bist nicht schuld daran!«

»Beruhige dich, mein armes Kind!« bat aber die Mutter, der die Worte des Sohnes wieder Angst und Sorge einflößten. »Beruhige dich! Die letzten, so gefährlichen Stunden haben dich zu sehr aufgeregt – es wird alles schon wieder besser; es kann noch alles gut werden, mein lieber, lieber Sohn.«

Der Jüngling schüttelte wehmütig das Haupt und barg das Gesicht in den Händen.

»Eduard – lieber Eduard!« sagte da eine leise, schüchterne Stimme an seiner Seite.

Er sah rasch und erschreckt empor – aber ein tiefer Seufzer entrang sich seiner Brust.

»Kennst du mich nicht mehr, Eduard?« bat das Mädchen, und die Tränen strömten aus den schon so übervollen Augen. »Kennst du deine Elise nicht mehr?«

»Meine arme, arme Elise!« flüsterte Eduard und zog die Weinende an seine Brust, drückte einen Kuß auf ihr Haupt und strich ihr die blonden Locken aus der Stirn.
Auch die Schwestern kamen heran, um ihn zu begrüßen, und er küßte sie und stand von seinem Lager auf. – Aber die Kleider, die er anhatte, waren ihm fremd; er befand sich, soviel er sah, in Hansens Hütte, trug aber statt seiner eigenen Kleider das schwere wollene Zeug des alten Fischers und fühlte sich auch sonst matt und erschöpft und von heftigem Durst geplagt. Die Sonne stand schon ziemlich hoch am Himmel – es mochte etwa neun Uhr morgens sein.
»Aber wie komme ich hierher? Was sind das für Kleider? – Wie habt ihr mich gefunden?« fragte er endlich, als er seine Gedanken ein wenig gesammelt hatte und sich nun klar und deutlich der Vorgänge der letzten Nacht zu erinnern begann. »Sind denn das in der Ecke da nicht die Riemen aus meinem eigenen Boot?«
»Nun ja, lieber Herr, von wem sollten sie denn sonst sein?« lachte der alte Hansen. »Wenn wir Sie gefunden haben, mußte doch das Boot auch dabei sein; oder glauben Sie etwa, daß Sie wie eine Boje auf dem Wasser geschwommen wären?«
»Bitte, erzählt mir, wo und wie Ihr mich gefunden habt!« bat ihn jetzt der junge Mann. »Mir schwindelt der Kopf noch von den Vorgängen der letzten Nacht, und ich möchte gern einen Faden haben, um mich herauszufinden. Aber erst einen Trunk Wasser – meine Kehle ist verdorrt, und ich könnte einen Bach austrinken.«
Der Alte brachte ihm rasch einen Becher, den er auf einen Zug leerte, und sagte dann: »Sie wissen recht gut, daß Sie gestern in dem Nebel wieder trotz meiner Warnung hinausfuhren und mir dabei noch verboten, mitzugehen. Als es aber gegen Abend lief und Sie noch immer nicht zurückgekehrt waren, litt's mich nicht länger hier drinnen, und ich fuhr hinaus.«
»Und Ihr fingt einen großen Hai!« rief der Jüngling plötzlich rasch, den einen Gedanken auffassend, ihm zu, während er seinen Arm ergriff und ihm in die Augen schaute. »Seht Ihr, daß ich es weiß?« fuhr er, als er das Erstaunen des Alten sah, triumphierend fort. »Gerade über der Stelle, wo die versunkene Stadt liegt – habe ich recht oder nicht?«
»Ich will ver–«, platzte der Alte heraus, erinnerte sich jedoch noch zur rechten Zeit der Gegenwart der Frauen und fuhr etwas bedächtiger, aber immer noch staunend fort: »Ich will mein Leben lang Holz an Land hacken, wenn ich weiß – aber potz Blitz«, lachte er plötzlich laut auf, »das ist keine Kunst; solche Hexereien kann ich auch!«

»Aber woher kann er das wissen?« rief die Mutter überrascht.
»Woher er das wissen kann?« schmunzelte der Alte. »Weil wir den ganzen Morgen – der alte Classen und ich, als wir den jungen Herrn hier bei uns im Boot und seine kleine Jolle hinten schleppen hatten – von fast nichts anderem gesprochen haben als von dem Hai, der so groß seit einer wahren Ewigkeit hier in der Nähe nicht gefangen worden ist. Da mag der junge Herr dann schon recht gern so ein bißchen zu sich gekommen sein und hat – vielleicht noch halb im Schlaf, halb im Wachen – unsere Erzählungen mit angehört, und jetzt bildet er sich am Ende gar noch ein, er wäre mit dabeigewesen.«
Der junge Mann hielt sich die Stirn mit beiden Händen in tiefem Nachdenken – als eine neue Idee sein Hirn durchzuckte. »Habt Ihr keinen kleinen Kahn, wie sie ihn auf den stillen Flüssen im Inneren brauchen, hier auf dem Wasser treibend gefunden?« fragte er rasch.
»Einen kleinen Kahn? Nein! Wie sollte der hierher kommen? – Ich nicht, aber – wartet einmal – gestern nachmittag kam ein Schiff draußen vorbeigesegelt und hatte eins der Boote ausgesetzt. Ich wunderte mich noch, weshalb, und sah genau hinüber, und als sie zum Schiff zurückruderten, hatten sie irgend etwas im Schlepptau, das ich damals für ein Stück Holz – einen Teil von einem Mast oder irgendeiner über Bord geworfenen Stenge hielt. Das könnte recht gut ein solches Ding gewesen sein, wenn ich auch nicht wüßte, wo das da in See hinausgetrieben sein sollte.«
Eduard nickte schweigend, fiel in seine vorige Stellung zurück und bat den Alten, in seiner Erzählung fortzufahren.
»Ja, aber wo war ich stehengeblieben?« fragte dieser, sich den Kopf kratzend.
»Ihr fuhrt hinaus, um meinen Sohn zu suchen, lieber Hansen«, half ihm die alte Dame.
»Und so war's auch«, erzählte dieser weiter; »aber nichts zu hören noch zu sehen – das heißt, sehen konnte man auch nicht weit, denn der Nebel hatte sich noch immer nicht verzogen, und ich mag damals hundert Schritt von ihm vorbeigefahren sein – wundern sollt's mich nicht. Dem Schiff kam ich eben nur in Sicht, daß ich, wie gesagt, das Boot erkennen konnte. Bis zum Dunkelwerden trieb ich so herum und rief und schrie ein paarmal aus Leibeskräften – aber umsonst; und erst, als es gegen Sonnenuntergang zu wehen anfing und ich einsah, daß ich in Nacht und Finsternis doch nicht weiter imstande sein würde, Hilfe zu leisten, ja nicht einmal wußte, ob der junge Herr nicht schon lange selber munter und wohl zur Insel zurückgekehrt sei – denn er ist ja schon manchmal noch länger ausgeblieben –, machte ich mich ebenfalls auf den Heimweg und bekam nun erst wirkliche Angst, als das böse Wetter heraufstieg und ich hörte, daß

weder vom Boot noch vom Mann darin das mindeste an Land gekommen wäre.
Die Nacht hat's bös geweht, und Gottes Hand muß recht väterlich auf Ihnen gelegen haben, daß Sie nirgends gestrandet und verunglückt oder mit dem Boot gesunken sind. Ich hatte auch wenig Hoffnung heute morgen, als ich hinausfuhr, und dachte wahrhaftig, ich sähe ein Gespenst, als ich den jungen Herrn ganz ruhig gerade auf seinem gewöhnlichen Lieblingsplatz herumtreiben sah. Das heißt, ich fand erst das Boot, das mit der Flut herein- und mit der Ebbe wieder hinausgetrieben sein muß, und der junge Herr lag totenbleich darin und war durch und durch wie aus dem Wasser gezogen – was übrigens auch kein Wunder ist, denn es hat die Nacht ein paarmal scharf genug geregnet. Classen, der mit mir war, und ich nahmen ihn dann in unser Boot, hängten die Jolle hinten an und kamen so rasch hierher, als uns unsere beiden Riemen über die noch etwas unruhige See bringen konnten.«
»Und was machtet Ihr mit dem Hai?« fragte Eduard, ohne aufzusehen.
»Mit dem Hai? Gar nichts. Wäre das Wetter gut gewesen, so hätte ich ihn eingebracht; so aber hatte ich gestern abend nur meinen ältesten Jungen, den Schlingel da, mit mir im Boot, und ich konnte mich nicht weiter mit ihm aufhalten, als daß ich ihn ans Boot heranzog und ihm den Kopf abschlug – das Gebiß hatte ich für Sie bestimmt.«
»Ja, es ist richtig«, flüsterte der junge Mann, ohne den Kopf aus den Händen zu heben und die Gegenwart der anderen wohl ganz vergessend, in sich selber hinein, »es ist vollkommen richtig – Zeit und Ort stimmen auf die Minute, und auch der Hai und der Kahn. – Aber der alte Stadtschreiber hat doch falsch prophezeit – nicht alle bleiben hier oben und altern und vergessen. – Nein, meine arme Bonita, ich kann dich da unten weinen und trauern sehen an dem lauschigen Plätzchen, wo dein liebes Haupt an meiner Schulter ruhte – unter dem wogenden Schwammbusch und der alten, riesengroßen Koralle –«
»Aber, lieber Eduard«, bat Elise und ergriff die Hand des erschreckt Emporfahrenden, »du brichst ja deiner armen Mutter das Herz mit solchen Reden. Laß doch diese bösen Träume und sei ein Mann! – Komm, geh mit uns nach Hause; die frische Morgenluft wird dir guttun, und wir wollen nachher über all den närrischen Kram, den du jetzt im Kopf hast, zusammen lachen – nicht wahr, Eduard?«
Die alte Dame saß auf dem Stuhl neben dem Sohn, und die hellen Tränen liefen ihr fortwährend über die bleichen, abgehärmten Wangen herunter. Eduard ergriff ihre Hand, drückte sie innig an seine Lippen und sagte mit leiser, bittender Stimme: »Sei mir nicht böse,

liebe Mutter, daß ich dir soviel Schmerz gemacht habe, aber du kannst auch nicht wissen, was alles in der letzten Nacht mit mir vorgegangen ist – ja ihr würdet es mir vielleicht nicht einmal glauben«, setzte er wehmütig lächelnd hinzu. »Und in der Tat ist das Ganze so toll und abenteuerlich, daß ich fast selber anfange, alles für einen wilden, nur wunderbar klaren Traum zu halten. – Aber Elise hat recht – wir wollen hinaus ins Freie gehen. Dort wird mir besser werden; vielleicht daß dann auch diese trüben Bilder von mir weichen – ich will mir wenigstens alle mögliche Mühe geben, liebe Mutter. Ist dir das so recht?«

Die alte Frau lächelte unter Ihren Tränen hervor und sagte mit freundlicher Stimme: »So bist du wieder mein lieber, lieber Sohn. Ermanne dich nur selber, und du wirst bald wieder mit klarem Geist durch den dichten Nebel sehen, der dich bis jetzt umlagert hielt. – Die arme Elise hat auch soviel Angst deinetwegen ausgestanden – das arme Mädchen war die ganze Nacht mit mir auf.«

»Liebe Elise«, sagte Eduard mit weicher, inniger Stimme, während er ihre Hand ergriff und festhielt. »Und ich habe das gar nicht um dich verdient«, setzte er dann leiser und traurig hinzu.

In diesem Augenblick fühlte er an ihrer Hand einen der Ringe, die sie trug. Im Nu durchzuckte ihn wieder die Erinnerung der letzten Nacht; er hob rasch seine Blicke gegen das Licht der Sonne – der kleine Ring an seinem linken Finger – den er sonst nie, weder wachend noch schlafend, ablegte – fehlte. Er wurde totenbleich und mußte sich an der Lehne des Stuhls, von dem er aufgesprungen war, festhalten.

»Um Gott, was ist dir?« rief die Mutter entsetzt und ergriff seinen Arm.

So rasch die Bewegung aber gekommen war, so rasch verschwand sie auch wieder – Eduard lächelte und sagte, sie beruhigend: »Es ist nichts, liebe Mutter, nur ein kleiner Schwindel; noch Schwäche der letzten Aufregung vielleicht. Es ist schon vorüber, und ich fühle mich besser. Aber komm, liebe Mutter, komm, Elise, und ihr, liebe Schwestern – wir wollen nach Hause gehen. Ich sehe da drüben schon eine Partie neugieriger Menschen kommen; wenn sie mich wieder wohl und gesund am Ufer sehen, werden sie sich ja wohl befriedigt fühlen. Aber halt, Hansen – nicht wahr, Ihr begleitet uns, Alter? Ich möchte mir nachher ein wenig Bewegung machen, und da bedarf ich doch am Ende noch eines Begleiters.«

»Das ist recht, mein Sohn«, sagte die alte Frau freundlich und vollkommen beruhigt, als sie diese plötzliche Veränderung im Benehmen des jungen Mannes bemerkte; »schüttle nur die alten, häßlichen Gedanken mit Gewalt von dir, und es wird alles gut werden. Und

nun kommt, Kinder, ich glaube, wir bedürfen alle miteinander der Ruhe; und wenn wir ein Stündchen geschlafen haben, dann soll uns Eduard nachher erzählen, wie er sich gestern bei dem Nebel draußen verirrt hat und herumgetrieben ist.«

Eduard winkte ihr lächelnd zu und bot ihr und Elise den Arm, und seine beiden Schwestern folgten mit dem alten Hansen, der sie heute morgen, als er den jungen Mann draußen in seinem Boot gefunden und an Land gebracht hatte, gleich davon benachrichtigen lassen hatte. –

Eduards plötzliche Ruhe und Besonnenheit rührte aber keineswegs davon her, daß er sich, wie seine Mutter hoffte und glaubte, der trüben Gedanken und Träume entschlagen habe, sondern sie beruhte gerade auf dem Gegenteil. Durch das Verschwinden des Ringes hatte er die Gewißheit bekommen, daß er nicht geträumt hatte, daß das alles, was ihm noch wie der wilde Nachklang einer zerschmetterten Harfe mit schmerzlichem Akkord durch die Seele tönte, Wirklichkeit – Tat gewesen war, und mit dieser Gewißheit zog ihm auch wieder Ruhe und Besonnenheit in das Herz zurück. Träumen und Grübeln konnte ihm nichts mehr nützen – er mußte handeln.

Als er die Frauen nach Hause begleitet und sie verlassen hatte, nahm er den Arm des alten Hansen trotz dessen Sträuben und schritt mit ihm langsam auf den Dünen hinauf, dem westlichen Ende der Insel zu. Aber erst, als sie von den Häusern vollkommen entfernt waren und allein auf dem gelben Sandstreifen standen, der sich zum grün dagegen anzuschauenden Wasser niederzog, blieb er plötzlich stehen, schaute sich erst um, ob sie auch keine Unterbrechung zu fürchten hätten, und sich dann auf den Sand niederwerfend, während er Hansen winkte, neben ihm Platz zu nehmen, sagte er: »Hansen, Ihr wolltet mir neulich einmal erzählen, daß – wenn ich nicht irre – ein junges Mädchen aus jener versunkenen Stadt hier oben gesehen worden sei.«

»Aber junger Herr –«

»Ich weiß schon, ich weiß schon, Hansen – ich war damals ein Tor und lachte über Eure Erzählung, aber Ihr müßt mir das nicht so übelnehmen und dürft deshalb keinen Groll gegen mich hegen. Seid auch versichert, daß es nicht wieder geschehen soll – ich habe vollkommen Grund, ernsthaft dabei zu bleiben. Wenn ich Euch nachher sage, weshalb, werdet Ihr mir auch recht geben. Und nun, bitte, erzählt mir, wie es mit dem jungen Mädchen war, das hier oben an der Oberfläche gesehen worden sein soll.«

»Mein lieber, junger Herr«, sagte aber der Alte kopfschüttelnd und sich, wie das seine Gewohnheit war, hinter dem linken Ohr kratzend, »ich fürchte, ich habe Ihnen schon zu viele solche Sachen er-

zählt. Unser alter Herr Pastor – Gott habe ihn selig – sagte immer, man solle den Teufel nicht an die Wand malen, sonst käme er zur Tür herein.«

»Aber die Geschichte, mein guter Hansen!« bat Eduard.

»Lieber Herr, das sind Ammenmärchen!« wich der Alte aus. »Derlei Geschichten sind gut für kleine Kinder und alte Weiber, und hat man einmal nichts Besseres zu tun, so hört man ihnen wohl ein Weilchen zu und lacht darüber – sonst aber –«

»Und wenn es nun keine Ammenmärchen wären, alter Freund?« fragte der junge Mann, ihn scharf dabei anschauend, als ob er in seiner innersten Seele lesen wollte. »Hansen«, sagte er da plötzlich, seinen Arm ergreifend, »es sind in der Tat keine Märchen – ich war unten bei ihnen.«

»Unten? – Wo?« rief der alte Mann erschrocken.

»In der versunkenen Stadt! Ich war bei ihnen, und« – er sah sich scheu dabei um und fuhr flüsternd fort – »ich muß auch wieder zu ihnen hinunter!«

»Gott im Himmel, sei uns gnädig!« sagte der Alte erschrocken. »Wie kommen Sie nur auf die tollen Gedanken? Das wäre ja ein schreckliches Unglück, wenn Sie sich so etwas in den Kopf setzten!«

»Kennt Ihr den Stadtschreiber Fischkopf, Hansen?« fragte Eduard plötzlich und sah ihm aufmerksam in die Augen.

»Stadtschreiber Fischkopf?« wiederholte der Alte sinnend. »Stadtschreiber Fischkopf, Fischkopf; ist mir immer, als ob ich den Namen schon einmal gehört haben könnte – will's aber nicht gewiß behaupten. Und was ist's mit dem?«

Eduard lächelte, nickte still vor sich hin und stützte einen Augenblick den Kopf in die Hand – in seiner Erinnerung tauchte eine neue Szene auf. »Wie alt seid Ihr, Hansen?« fragte er rasch, sich wieder emporrichtend.

»Alt? Lassen Sie mich einmal sehen!« murmelte der Greis, indem er mit den lichtblauen Augen nach dem jetzt fast wolkenleeren Himmel emporschaute und so wenige Minuten nachsann. »Als wir das Haus bauten«, zählte er leise dabei vor sich hin, »waren's vierzig; nachher, als mir der Junge starb, fünfundvierzig – das sind nun fünf, sieben, dreizehn – das sind jetzt siebzehn Jahre her. Also werd' ich wohl nächste Pfingsten zweiundsechzig Jahre alt werden – wenn mich Gott bis dahin leben läßt«, setzte er mit einem frommen Blick nach oben hinzu.

»Zweiundsechzig Jahre?« wiederholte Eduard lächelnd und ungläubig. »Ihr irrt Euch, Hansen!«

»Ich? Nein, ich glaube nicht –« sagte der Alte erstaunt. »Aber warten Sie einmal – das sind vierzig – fünfundvierzig – zweiundfünfzig –

drei-, vier-, fünf-, sechs-, sieben-, achtundfünfzig, und das werden heuer vier Jahre – nein, es stimmt wahrhaftig – zweiundsechzig Jahre. – Aber ich bin noch ziemlich kräftig für mein Alter«, setzte er schmunzelnd hinzu, »und deshalb sehen mich manche Leute vielleicht für ein paar Jahre jünger an, als ich wirklich schultere.«
»Hansen, Ihr seid weit älter!« sagte der junge Mann ernsthaft, indem er ihn forschend betrachtete. »Ihr seid weit, weit älter und wollt es mir nur nicht sagen. Der Stadtschreiber Fischkopf hat Euch schon vor mehreren hundert Jahren gekannt.«
»Der Stadtschreiber Fischkopf?« wiederholte Hansen, und ein eigener Zug drolligen Humors zuckte ihm über das ehrwürdige, offene Angesicht. Als aber sein Blick auf das Antlitz des Jünglings fiel und er den trüben, eifrigen Ernst darin gewahrte, da schoß es ihm wie mit einem jähen Schreck durchs Herz, und es stieg zum erstenmal der Gedanke in ihm auf, sein lieber, junger Freund könne am Ende doch wohl wahnsinnig geworden sein.
Eduard las in seinem plötzlich so verstörten Blick den Gedanken seiner Seele und sagte lächelnd: »Fürchtet nichts, alter Freund, ich habe meine Sinne vollkommen gut beisammen. Um Euch aber zu beweisen, wie mich nicht bloß ein Traum quält, sondern daß ich wirklich Erlebtes – mag es auch wunderbar genug klingen – im Gedächtnis, nicht im fieberhaft aufgeregten Hirn trage, will ich Euch, wenn Ihr Lust habt, mich anzuhören, mit kurzen, klaren Worten die Geschichte dieser Nacht erzählen. Lacht mich dann aus, wenn Ihr könnt; bis dahin aber hört mich ruhig an!«
Eduard begann nun dem alten, ihm mit der gespanntesten Aufmerksamkeit zuhörenden Mann genau zu erzählen, wie er vor einiger Zeit einmal geglaubt habe, das Bild eines Mädchenkopfes im Wasser zu sehen; er sei aber dessen doch nicht recht gewiß gewesen und nun oft allein hinausgefahren, um dem holden Antlitz noch einmal zu begegnen. Wie er nun gestern die wunderholde Maid in dem Kahn auf derselben Stelle – er wußte selber nicht, von woher kommend – angetroffen habe.
Des Alten Aufmerksamkeit wuchs, als er die fremde Maid erwähnte, und er ließ sich genau ihre Gestalt, ihre Augen, ihre Kleidung beschreiben. Eduard tat das aber mit viel zu schwärmerischer Begeisterung, um ihm einen klaren Begriff darüber geben zu können, und der Alte fragte ihn endlich kopfschüttelnd: »Aber seid Ihr denn auch ganz gewiß, lieber Herr, daß Ihr nicht, in Eurem Boot eingeschlafen, die ganze Sache doch am Ende nur geträumt habt? Es ist ja doch möglich.«
Eduard bedeckte sich einen Augenblick die Stirn mit der Hand in tiefem, ernstem Nachdenken – endlich sagte er: »Als sie mir auf eine

meiner Fragen als Antwort ein kleines, schwermütiges Lied mit holder Stimme sang, erinnere ich mich, daß sie von dem Seetang, der ihre schlanke Gestalt wie ein Gürtel umschloß, einzelne Stücke abpflückte und wie spielend in mein Boot warf. Als ob die Maid dort vor mir stünde, so klar und deutlich höre ich ihre liebe Stimme noch und sehe ihr holdes Antlitz, und ich wollte meine Seligkeit für die Wahrheit einsetzen. Mit Spannung beobachtete ich damals auch die kleinste, unbedeutendste Handlung, die geringste Bewegung jenes mir so zauberhaft erscheinenden Wesens, und so klar liegt das Vergangene vor mir, daß ich drei kleine Zweige, die sie nach und nach in das Boot warf, zählte – ein vierter fiel auf das Wasser. Laßt uns zum Boot gehen – sie müssen vorn in dessen Spitze liegen. – Und habt Ihr nicht den Kahn mit Euren eigenen Augen gesehen?«

Der alte Hansen war in der peinlichsten Verlegenheit – er hatte die drei kleinen Zweige Seetang wirklich im Boot gefunden und danach geglaubt, sein junger Freund sei vielleicht am Strand herumgetrieben, wo er sie aufgelesen und zum Spiel in sein Boot geworfen habe. Sollte er es ihm jetzt bekennen oder verschweigen? Die Sache fing dabei an, ihm selber unheimlich vorzukommen: es steckte noch viel zuviel von dem alten Glauben an Geistergeschichten in seinem Kopf, um ihn gegen eine solche Erzählung, die gewissermaßen unter seinen eigenen Augen vorgefallen war, total unempfindlich zu machen. Seine gewohnte Ehrlichkeit trug dann noch außerdem den Sieg davon, und er bestätigte dem jungen Mann, daß der Seetang im Boot gelegen war.

»Ich wußte es!« sagte dieser ruhig. »Ich war hinausgerudert und so vollkommen wach und bei meiner klarsten Besinnung, wie ich es jetzt bin; auch kann ich Euch gestehen, ich glaubte am Anfang, als ich das holde Frauenbild neben mir sah, wirklich selber, daß ich träume. Ich bedeckte meine Augen mit der Hand, ich schalt mich einen Narren, der sich mutwillig Bilder seiner Phantasie heraufbeschwöre – aber die Gestalt blieb, blieb mir so klar und ernst gegenüber, wie ich Euch, Hansen, neben mir sehe, und Täuschung war nicht mehr möglich. Aber hört, wie es weiterging –«

Und er fuhr nun fort und erzählte dem immer mehr erstaunten alten Fischer, der zuletzt gar nicht mehr wußte, ob er selber wache oder träume, die ganzen Vorgänge der letzten Nacht bis in die unbedeutendsten Kleinigkeiten hinab. Dem alten Mann wurde es ordentlich unheimlich zumute, als er seinen eigenen Namen auf solche Weise damit verflochten hörte, und die Geschichte mit dem Hai kam ihm jetzt selber am rätselhaftesten vor, denn – zufällig oder nicht – der Hai, von dem er vorher nur auf einen Augenblick die Flosse gesehen hatte, war nach unten gegangen und gerade über jener Stelle plötz-

lich herauf- und auf den Haken zugeschossen. Einen so großen Hai erinnerte er sich aber in sehr, sehr langer Zeit nicht gesehen zu haben.

Hansen leugnete übrigens hartnäckig, von einem Amts- oder Stadtschreiber Fischkopf auch nur das geringste zu wissen, viel weniger mit ihm verwandt zu sein; er schwor, daß er es mit dem Kirchenbuch beweisen könne, daß er eben nur zweiundsechzig Jahre alt wäre, und er wollte überhaupt mit der ganzen Geschichte nichts zu tun haben. Auch das Zusammentreffen mit dem Ring suchte er aufzuklären; den Ring konnte Eduard im Boot verloren haben, und um deswegen nachzusehen, gingen jetzt beide Männer mit raschen Schritten zu der Stelle zurück, wo dieses lag. Trotzdem aber, daß sie es auf das genaueste durchsuchten, ja die Laupflanken unten sogar aufbrachen, ob er sich nicht doch irgendwo zwischen den Rippen festgeklemmt habe, fanden sie nichts als die paar kleinen Zweige Seetang, die Eduard mit wilder Leidenschaftlichkeit an seine Lippen preßte und an seinem Herzen barg – es war das einzige, was ihm als Andenken an die verlorene Geliebte geblieben war.

Hansen bewog ihn endlich mit Mühe, daß er jetzt nach Hause ginge und sich schlafen lege, und morgen früh wollten sie die ganze Sache noch einmal kaltblütig und vernünftig miteinander besprechen. So große Lust auch Eduard hatte, wieder Auf See hinauszufahren, so mußte er sich diesmal dem allerdings verständigen Vorschlag fügen.

Hansen aber blieb noch eine ganze Weile am Strand allein, und die Sache ging ihm so im Kopf herum, daß er zuletzt gar nicht mehr wußte, was er daraus machen sollte. Zu sehr selber in dem Glauben seiner Umgebung aufgewachsen, war er nicht imstande, jede Unmöglichkeit eines solchen übernatürlichen Vorfalls wegzuleugnen, noch dazu, da einzelne Punkte sich als wirkliche Tatsachen herausstellten. Er erfuhr noch am selben Nachmittag durch einen anderen Fischer, der zufällig an das Schiff, das er auf See gesehen hatte, gekommen war und ihm Fische verkauft hatte, daß sie dort an Bord einen kleinen Kahn in der Gegend von Wangerooge gefunden und geborgen hätten. Der Seetang ließ sich ebenfalls nicht wegleugnen, und die Sache mit dem Ring und dem Hai – wenn man sie vielleicht auch anders zu erklären vermochte – ließ doch manches noch unklar und bedenklich.

Er tat endlich den vernünftigsten Schritt, den er unter solchen Umständen tun konnte – er ging zu dem Brunnenarzt, von dem er sich vorher tiefes Stillschweigen über das ihm Mitgeteilte angeloben ließ, und machte ihn mit allem bekannt, was er wußte.

Der Arzt war einer jener hausbackenen Wirklichkeitsmenschen, die nun einmal unter keiner Bedingung – und wenn ihnen selbst die Be-

weise sonnenklar vor Augen gelegt würden – an etwas Über- oder, wie sie's nennen, Widernatürliches glauben wollen. Ein menschliches Wesen kann unter Wasser höchstens wenige Minuten leben, aber nicht ganze Stunden und Nächte lang und dabei frühstücken und Spaziergänge machen – ergo war die ganze Sache ein Hirngespinst. Ein vernünftiger Mensch konnte aber auf solche Hirngespinste ebensowenig verfallen, als er das Kunststück mit dem Wasser ausführen hätte können – ergo war dem jungen Mann irgendeine Schraube im Kopf losgegangen, und dagegen mußten augenblicklich die nachdrücklichsten Maßnahmen ergriffen werden. Mit Gewalt ließ sich übrigens hier – soviel sah er ein – nichts ausrichten, und er beschloß deshalb, vor allen Dingen Frau Merkfeld, die er auch glücklicherweise selber behandelte, aufzusuchen und mit ihr einen Plan zu besprechen, um den Sohn, so rasch das nur möglicherweise anging, aus der Nähe dieser für ihn gefährlichen Stelle – wo seine jetzt einmal krankhaft aufgeregte Phantasie immer neuen Stoff, neue Nahrung finden mußte – zu entfernen.

Ein Vorwand war hierzu leider nur zu bald – und zwar so ernstlich – gefunden, daß es nicht einmal mehr ein Vorwand genannt werden konnte. Die alte Frau Merkfeld – der der Arzt natürlich nicht all die Einzelheiten angab, sondern sie mehr ahnen ließ, welcher Gefahr ihr Sohn hier ausgesetzt sei, als daß er es ihr bestimmt sagte – wurde mit allem, was sie selber von ihm gehört und gesehen hatte, so gewaltig davon ergriffen, daß das Schlimmste für sie selber zu fürchten war, bliebe sie noch längere Zeit in solcher Aufregung.

Ihr Entschluß war deshalb rasch gefaßt. Noch während Eduard schlief – denn nach der gehabten Aufregung hatte sich eine förmliche Betäubung seiner Sinne bemächtigt, in der sich der Körper wieder Ruhe und Erholung zu verschaffen suchte –, packte Elise mit den beiden Töchtern alles Nötige ein, und die Abreise in die Heimat zurück wurde auf den nächsten Morgen mit dem ersten Dampfboot festgesetzt.

Als Eduard am anderen Morgen – denn so lange hatte er sein Zimmer gehütet – zu seiner Mutter kam, erschrak er fast ebenso über die Anzeige und die Nachricht der nahen Abreise als über ihr Aussehen selber; die Möglichkeit wurde ihm aber genommen, noch einmal zu seiner Lieblingsstelle, die für ihn so furchtbar-liebe Erinnerungen bot, hinausfahren zu können. Er durfte seine Mutter keinen Augenblick verlassen und schickte nur noch nach dem alten Fischer, um von ihm Abschied zu nehmen.

Wenige Stunden später keuchte der Dampfer mit ihnen die Weser hinauf, und nach wenigen Tagen hatten sie die Heimat erreicht.

Eduard war zwar durch die Entfernung vom Ort seiner Sehnsucht ruhiger geworden, aber eine stille, tiefe Schwermut hielt seinen Geist dafür mit desto unzerreißbareren Banden gefesselt. Er erwähnte mit keinem Wort mehr das Vergangene, ja er vermied sogar mit fast ängstlicher Sorgfalt alles, was nur auf ihren Aufenthalt an der Nordsee den mindesten Bezug haben konnte. Zu Elise war er stets freundlich, ja herzlich, aber er hielt sich, soviel er konnte, von ihr zurück, und das arme Mädchen, das ihm von ganzer Seele gut war, ertrug mit stiller, schmerzlicher Trauer die Kälte des so geliebten Mannes. Mit Freuden nahm sie bald darauf aber auch eine Gelegenheit wahr, um sich einem ihr peinlich werdenden Zusammenleben mit ihm in einem Haus zu entziehen; eine Tante von ihr kränkelte und hatte sie gebeten, zu ihr nach Braunschweig zu kommen, und sie folgte dem Ruf.
Eduard wurde von der Zeit an fast noch stiller; er fühlte wohl, wie entsetzlich weh er dem armen Mädchen getan hatte, aber er sah auch ein, daß eine Trennung für sie beide gut, ja nötig wäre, und beschäftigte sich von nun an fast allein mit seiner Mutter, deren Kränklichkeit und Schwäche von Tag zu Tag zunahmen. Der armen alten Frau waren die Schläge des Schicksals aber zu hart und schnell aufeinanderfolgend gekommen, um sich wieder davon erholen zu können. Der Verlust des Gatten hatte sie schon sehr angegriffen, und die stete Angst und die Sorge um den geliebten Sohn, dessen unheilbarer Tiefsinn dem Mutterauge nicht entgehen konnte, vollendeten, was der erste begonnen hatte. Ostern war noch nicht vorüber, da trugen sie ihre Leiche an die Seite des Gatten unter die stille, freundliche Linde am Herrenhaus.
Es vergingen mehrere Monate, aber die sonst so traute, lebendige Wohnung der Merkfeldischen Familie war ein Haus der Trauer geworden, in dem es die Bewohner endlich nicht mehr länger aushalten konnten. Die beiden Mädchen zogen nach Halberstadt, zur Schwester ihrer Mutter, und nur Eduard weigerte sich, den Platz zu verlassen. Er behielt wenigstens seinen ständigen Aufenthalt dort und kam nur dann und wann nach Halberstadt, um seine Schwestern und die Verwandten zu besuchen.
In diesem Haus lernte er einen jungen Maler kennen, dessen ganzes, etwas schwermütiges wie gemütvolles Wesen ihn so anzog, daß er sich inniger an ihn anschloß, als er das in den letzten Jahren an irgendeinen anderen Menschen getan hatte. Nur das Geheimnis seines Herzens, den Wurm, der an seiner Seele nagte, vertraute er ihm nicht an. Er fürchtete den Spott der Menschen und wollte sein Heiligtum nicht entweiht haben.

Ein solcher Besuch in seinem Atelier fiel in die Tage nach dem Osterfest, und er fand den jungen Maler eifrig beschäftigt, das Porträt eines biederen Staatsbürgers zu vollenden, der sich in Frack und weißer Weste, mit goldener Uhrkette und einem Orden im Knopfloch, abkonterfeien und auf die Nachwelt hatte bringen lassen.
Eduard warf sich auf seinen gewöhnlichen Sitz, der Staffelei gegenüber, und betrachtete gleichgültig das Bild mit dem alltäglichen Gesicht, an dem sein Freund aber trotzdem eifrig fortarbeitete. Endlich sagte er: »Sie scheinen ja heute sehr beschäftigt, Helmers – hat das Porträt solche Eile?«
»Nein«, sagte der junge Mann kopfschüttelnd, »aber ich möchte mit dem langweiligen Gesicht gern fertig werden, um an etwas Besseres zu gehen, denn das ist reine Holzhackerarbeit – einfacher Broterwerb, an solche Karikaturen menschlicher Aufgeblasenheit die Zeit zu verschwenden. Aber es muß eben sein, und Lohn und Ersatz dafür finden wir nur in anderer Weise.«
»In anderer?«
»In der Arbeit an Gegenständen, die unser Auge entzücken und unsere Phantasie wecken und begeistern!« rief der Maler. »Ich sage Ihnen, Merkfeld, ich habe neulich zufällig eine Studie bekommen und für mich kopiert, die das Schönste und Herrlichste ist, was ich in der Art je gesehen habe – das Gesicht einer Heiligen, einer Prophetin. Schade, daß das Ganze nur Studie geblieben ist. Ich wollte ein Jahr meines Lebens darum geben, wenn ich die ganze Gestalt hätte kennen und malen dürfen.«
Eduard seufzte tief auf und sagte endlich: »Sie haben recht! Ich selber würde zehn Jahre meines Lebens darum geben – wenn ich überhaupt noch soviel zu vergeben habe –, könnte ich selber malen, nur um ein einziges Antlitz – eine einzige Gestalt in unvergänglichen Farben festzuhalten.«
Der junge Maler schaute ernst und sinnend zu ihm hinüber und sagte endlich leise, wie mit sich selber redend: »Ja, es ist ein süßes, herrliches Gefühl, so still und allein in seiner Kammer sitzen zu können und – von niemandem gestört, von niemandem belauscht – in die lieben verlorenen Züge zu schauen. – Aber es ist auch Torheit«, fuhr er rascher und lauter fort, »es ist Selbstmord, und wir quälen und peinigen den Geist, bis wir ... Bah – Jugendstreiche!« brach er plötzlich ab. »Die alten Herren sagen, wir würden vernünftiger werden, wenn wir älter würden, und in einer Art haben sie recht. Wer hätte derlei Treiben schon von alten, ehrwürdigen Gerichtsräten oder sonstigen Philistern gehört? Und doch sind alle diese auch einmal jung gewesen und haben das Herz vielleicht ebenso heiß und ungestüm in der Brust herumgetragen, als wir es jetzt tun.

Das einzige, worin sie irren, ist, daß sie der Sache einen falschen Namen geben. Sie nennen Vernunft, was eigentlich nur erstarrtes und abgestorbenes Blut ist. Sie schreiben das ihrer eigenen, verständigen Überlegung zu, was sie nur in ihren vertrockneten Adern zu suchen haben, und rechnen sich das zum Verdienst an, was die Jugend als ein Unglück betrachten würde. Sie haben die Blumenflur hinter sich, die freilich ohne Weg und Steg, von wilden Bergbächen durchtobt, von Abgründen oft durchschnitten, aber mit einem unendlichen Zauber und Reiz ausgestattet ist, und schreiten jetzt in grauer Heidegegend auf ebener und bequemer Chaussee fürbaß. ›O wie behaglich geht sich's hier!‹ rufen sie aus. ›Was für Toren sind doch die jungen Leute, daß sie da hinten noch zwischen den Steinblöcken umherspringen, um sich vielleicht eine Blume zu pflücken, die ihnen nachher in der Hand welkt.‹ Aber im Herzen wünschen sie sich doch gerade wieder zwischen die jungen Leute hinein und setzen nur hinzu: ›... aber mit unseren Erfahrungen!‹ Und wären sie wieder jung, Merkfeld – Sie sollten einmal sehen, was für tolle Sprünge und Sätze sie mit ihren Erfahrungen machen würden.
Doch wo bin ich hingeraten? – Ich sprach ja von meinem lieben Bild.«
»Und darf ich es sehen?« sagte Eduard. »Sie machen mich wirklich neugierig.«
»Gewiß!« rief der Maler, indem er ein kleines Ölgemälde, das noch ohne Rahmen umgedreht an einem anderen Bild lehnte, hervornahm und zur Staffelei trug. »Sie werden mir recht geben, wenn ich sage, ich habe in meinem Leben noch keinen interessanteren Kopf gesehen. Es ist ein Kopf, wie er –«
Ein wilder, fast übernatürlich klingender Aufschrei Eduards unterbrach ihn hier, und als er erschreckt zu ihm hinüberschaute, sah er, daß der Freund leichenbleich, mit stierem, auf das Bild geheftetem Blick vor dem Ölgemälde stand und die Arme wie sehnend danach ausstreckte.
Dieser Zustand dauerte aber nicht lange, dann schlossen sich seine Augen wieder, und das Antlitz in den Händen bergend, sank er mit dem leise gemurmelten Ausruf »Bonita!« auf seinen Stuhl zurück.
»Um Gottes willen, Merkfeld – was ist mit Ihnen?« rief der Maler bestürzt. »Kennen Sie das Original?«
Eduard antwortete nicht, aber die Schwäche hatte er bald niedergekämpft, und wieder fiel sein Blick auf das Porträt, an dem seine ganze Seele zu hängen schien. Es war ja ihr Antlitz – Zug für Zug. Das lange, schwarze Haar; die großen, dunklen Augen; der kleine, halb wie zum Sprechen geöffnete Mund und die zarte, aber so bleiche Wange – aber es war der Ausdruck ihrer Züge. Nicht, wie er sie

dort unten in ihrer fröhlichen Heiterkeit, sondern wie er sie vorher – oben auf dem Wasser – in ihrem Schmerz gesehen hatte. Wie sie da oben in ihrem Kahn gestanden war, so sah er sie wieder vor sich, mit dem milden, träumerischen und doch so begeisterten Blick. Nur die lose wallenden Haare waren von einem blühenden Lindenzweig statt von Seetang durchflochten.

»Wo stammt dieses Bild her?« sagte Eduard endlich leise, ohne jedoch den Blick auch nur für einen Moment von dem Gemälde zu nehmen. »Wessen Phantasie schuf diese Züge?«

»Soviel ich weiß«, erwiderte Helmers, »ist es keine Phantasie, sondern das Original lebte. Wie mir gesagt wurde, gehörten diese Züge einer Wahnsinnigen an, die aber eines Nachts ihrer Aufsicht entsprang und seitdem spurlos verschwunden ist.«

Eduard sah ihn wie sinnend an, aber es war, als ob die Worte nur halb verständlich an sein Ohr klangen, und dann wieder trank er mit durstigen Blicken das süße Gift dieser Züge, dieser Augen und konnte sich nicht davon losreißen. Er drang jetzt in den Maler, ihm die Kopie zu überlassen, ja er schwor ihm, daß er nicht leben könne ohne das Bild, und Helmers suchte ihn vergebens durch allerlei Ausreden und Vernunftgründe davon abzubringen – umsonst. Er sah wohl ein, welchen nachteiligen Einfluß eine so unnatürliche Erregung auf den überdies reizbaren jungen Mann haben und ausüben mußte, aber alle seine Gegenreden blieben fruchtlos. Eduard verließ, diesen Schatz im Arm, das Atelier – um es nie wieder zu betreten.

Drei Wochen etwa hielt er sich in seinem eigenen Zimmer fest verschlossen, nahm nur selten – und dann immer sehr wenig – Nahrung zu sich, verkehrte dabei mit keinem Menschen – einen alten Diener ausgenommen – und besuchte nicht einmal mehr seine Schwestern. Mitte April verließ er plötzlich morgens seine Wohnung, gab dem alten Mann einen Brief für seine Verwandten und sagte ihm nur, daß er beabsichtige, eine längere Reise vorzunehmen, die ihn wohl auf Wochen, vielleicht auf Monate entfernt halten könnte – aber er kehrte nie zurück.

Im Lauf des Sommers landete eines Tages ein alter Herr auf Wangerooge, der sich augenblicklich nach dem Fischer Hansen erkundigte und diesen aufsuchte.

Es war ein Sonntagnachmittag, und der alte Fischer saß vor seiner Tür, die aufgeschlagene Bibel auf den Knien, und schaute mit gefalteten Händen auf die im freundlichen Sonnenlicht blitzende, spielende Flut. Als er den Fremden aber auf sich zukommen sah, schloß er das Buch, legte es beiseite und stand auf, um ihn zu begrüßen.

»Ich habe das Vergnügen, Herrn Hansen zu sprechen?« fragte der Fremde artig.
»Wenn Sie den Herrn weglassen und dafür Fischer setzen, ja«, lächelte der alte Mann in gutmütiger Weise; »wir sind das hier nicht so recht gewohnt.«
»Sie kannten im vorigen Sommer einen jungen Mann namens Eduard Merkfeld?« fragte der fremde Herr, ohne auf den Einspruch wegen des Titels weiter einzugehen; »Nicht wahr – Sie fuhren oft mit ihm hinaus auf See?«
Das Lächeln schwand bei dem Namen im Nu von den Zügen des alten Fischers; er sah den Fremden einen Augenblick wehmütig an und sagte dann leise: »Wollen Sie sein Grab besuchen?«
»Sein Grab?« wiederholte der Fremde, sichtlich erschüttert. »Sein Grab ist also wirklich hier? – Und wo ist es?« setzte er dann nach kleiner Pause langsam und leiser hinzu.
»Kommen Sie!« sagte der Alte kurz, setzte seine Mütze, die er bis dahin in der Hand gehalten hatte, wieder auf und schritt zu seinem Boot hinunter. »Es ist jetzt gerade Flut – wir können hinüberfahren.«
Der Fremde folgte ihm ohne Widerrede oder weitere Bemerkung, und Hansen ruderte mit ihm dem festen Land zu. Unterwegs erzählte er ihm in wenigen Worten den Tod des Jünglings.
Er war im vorigen Jahr – schon im Spätherbst, als alle Badegäste lange die Insel verlassen hatten, aber sonst heiterer, als ihn der alte Mann je gesehen hatte, nur etwas bleich, wie kränklich oder angegriffen aussehend – hier eingetroffen und hatte ihm gesagt, daß er sich diesmal nur sehr kurze Zeit – spätestens bis morgen früh – hier aufhalten könne, vorher aber doch noch einmal zu seinem alten Lieblingsplätzchen hinausfahren wolle; er habe nun so lange im Inneren des Landes gelebt, daß er sich ordentlich einmal wieder nach Salzwasser sehne.
»Ich hatte gerade etwas an Land zu tun«, sagte der alte Mann, während ihm eine Träne ins Auge stieg, »und er wollte mich auch nicht mithaben – es wäre sonst nicht vorgefallen. Er nahm den kleinsten Kahn – wie er das früher so oft getan hatte – und ruderte hinaus; vorher aber stellte er noch ein Kästchen zu mir in die Stube und sagte dabei, er habe mir etwas vom festen Land mitgebracht; ich dürfe es aber nicht eher aufmachen, als bis wir Licht angesteckt hätten, denn am hellen Tag sehe es nicht gut aus. – Er versprach, in höchstens zwei Stunden wiederzukehren, aber es wurde Mittag, und er kam nicht, und als es tiefer und tiefer in den Nachmittag hineinrückte, fing ich selber an, unruhig zu werden, und wollte schon hinausfahren und sehen, wo er bliebe.

Wie ich aber gerade vom Land abstieß, segelte das Boot meines Nachbars an und brachte den leeren Kahn mit zurück – er hatte ihn so auf dem Wasser treibend gefunden. – Erst am dritten Morgen«, fuhr der alte Mann, indem er sich nur kräftiger in die Ruder legte, um die gewaltsam aufsteigende Bewegung zu verbergen, mit leiserer, fast tonloser Stimme fort, »fanden wir die Leiche; hier auf der Insel war aber niemand mehr, der seine Wohnung im Inneren des Landes kannte. Selbst der Doktor war zum festen Land zurückgegangen – ich wußte nicht wohin –, und ich besorgte deshalb seine Beerdigung auf meine eigene Verantwortung. Lieber Gott, er hatte mir Geld genug dazu gelassen. Das Kistchen, das ich an dem Abend noch öffnete – denn ich glaubte mit Recht, Aufschluß darin zu finden –, war mit einer schweren Goldbörse gefüllt, und obenauf lagen ein beschriebenes Blatt und ein kleiner dürrer Zweig Seetang; auf dem Zettel aber stand, daß das Gold für mich sei und ich freundlich an ihn denken und ihn manchmal« – die hellen Tränen liefen dem alten Mann jetzt über die Wangen hinunter –, »und ihn manchmal da draußen in seinem stillen Ruheort besuchen solle; ich wisse ja schon, wohin und zu wem er gegangen sei. Aber ich solle auch nicht böse auf ihn sein, denn er hätte sein Wort gegeben gehabt, und das dürfe er nicht brechen.«

Der alte Herr – der Onkel Eduard Merkfelds – hörte ihm tiefbewegt zu, unterbrach ihn aber mit keiner Silbe, und die beiden Männer stiegen jetzt, als das Boot gelandet war, die sandigen Dünen der Küste hinan und schritten einer kleinen, von dichten Büschen beschatteten, freundlichen Wohnung zu, die etwa eine Viertelstunde vom Ufer entfernt lag.

»Es ist das Haus meiner Tochter«, sagte der alte Mann, als sie dicht an der Wohnung vorbei ein schattiges Gebüsch betraten; »es gibt kein stilleres, lieberes Plätzchen in der ganzen Gegend.«

Im nächsten Augenblick standen sie vor dem Heiligtum. Von Birken und Weiden dicht behängt, mit einem wahren Blumenflor bepflanzt, lagen zwei Gräber vor ihnen. An ihrem Kopfende standen zwei einfache hölzerne Kreuze – das eine trug nur einfach den Namen Eduard Merkfelds, das andere war ganz glatt, und um beide schlang sich eine dichte Girlande von Seetang, wie er dort an den Küsten treibt.

»Armer Eduard!« sagte der alte Herr leise, während er mit gefalteten Händen und gesenktem Haupt neben dem Grab des unglücklichen jungen Mannes stand. »Aber wer ruht hier neben ihm?«

»Gott allein weiß es!« sagte der alte Fischer, die tränenvollen Augen zum Himmel aufschlagend. »Es war ein junges, so liebschönes Mädchen, das die See noch am gleichen Abend, wo der arme junge Herr

Merkfeld mit seiner Familie abgereist war, gegenüber der Stelle, wo wir jetzt auch seine Leiche gefunden haben, an den Strand gespült wurde. Niemand kannte sie hier; niemand wußte, wo sie hergekommen war oder wohin sie gehöre – ich konnte mir aber nicht helfen, mir war es, als ob sie mit des armen jungen Herrn Schicksal wohl weit näher verwandt sein könne, als ich es mir selber gestehen mochte, und ich nahm sie hier herüber und begrub sie an dem stillen Plätzchen. Als der junge Herr Merkfeld jedoch nach Wangerooge zurückkam, scheute ich mich, sogleich wieder von alten, wie ich hoffte, schon bald vergessenen Geschichten anzufangen, und ich sagte ihm nichts von dem Mädchen – ich glaubte, es wäre auch an dem Abend oder am nächsten Tag noch Zeit. – Lieber Gott, am nächsten Tag holten wir seine Leiche herein.

Jetzt liegt das arme junge Paar hier beisammen im kühlen Grund; aber Gott wird nicht hart mit ihnen sein und die Erde leicht auf ihnen ruhen lassen.«

Werner

I

Es ist eine wunderbare Sache um den Geist des Menschen, und unergründet wie das Meer liegen die Geheimnisse seiner Tiefe vor uns in dunkler Nacht.
Wir nennen das Auge den »Spiegel der Seele« und vermeinen in seinem klaren Stern das Bild zu lesen, das da drunten verborgen ruht; aber arme, kurzsichtige Sterbliche, die wir sind – nur raten und vermuten können wir. Ungelöst wie je liegt hinter dem wunderbaren Kristall eine zauberreiche, märchenhafte Welt, die wir nicht einmal in uns selbst zu ergründen vermögen, viel weniger in einem anderen, fremden Blick.
Wer kennt die Grenzen, die Phantasie und Wahnsinn voneinander trennen? Wer enträtselt uns den Traum, ja die Erinnerung selbst, die in der weichen Masse des Gehirns Millionen Bilder aufgeschichtet hat und oft wie spielend Jahre weites Leben vor unserem inneren Blick mit einem Wurf entrollt? Wir grübeln wohl darüber und kombinieren, und hier und da gibt uns auch wohl ein Gelehrter ein vollständiges System über das, was er weiß und was er nicht weiß – aber gelöst hat noch niemand die Frage, noch nie einen Blick in das geheimnisvolle Walten dieser rätselhaften Kraft und Welt getan. Nur ihre Wirkungen sehen wir; ihre Ursachen bleiben uns ein verschlossenes Buch.
Wohl machen wir uns die Kräfte der Natur mit jedem Tag mehr dienstbar und lernen ihr eigentliches Wesen mehr verstehen; aber während sich unser Blick in dieser Richtung erhellt, erkennen wir doch auch immer mehr, daß es eben einzig und allein die äußere Schale ist, die wir uns bloßgelegt haben. Je mehr wir lernen, desto mehr sehen wir ein, wie wenig wir noch wissen, und wir stehen schwindelnd vor dem Raum, der uns von dem Unendlichen noch trennt.
Mit unseren Teleskopen haben wir Welten im Himmelsraum, mit unseren Mikroskopen ein bis dahin ungeahntes Leben in allem, was uns hier umgibt, entdeckt, und immer mehr drängt sich uns dabei die Überzeugung auf, daß keine Stelle, kein Punkt im weiten Weltenbau vergebens existiere oder brachliegen könne und dürfe.
Nur das geistige Wesen, das uns umgibt, blieb bis jetzt unseren schärfsten Forschungen verborgen, und doch – wer darf es leugnen? –

zwingt sich uns die Überzeugung auf, daß auch im weiten Ätherraum ein lustiges Heer sein Wesen treibt. Mögen unsere Sinne zu grob sein, es zu erfassen, zu verstehen, ja nur zu erkennen; ein Etwas in unserer Brust sagt uns, daß mehr als bloß Luft zum Atmen uns umschließt. Wir ahnen eine andere Welt, wenn wir sie auch nicht ergründen, sie unserem Blick noch nicht erschließen können; und je geheimnisvoller sie uns entgegentritt, desto stärker reizt sie, lockt sie uns.

Selbst unser Glaube steht damit im Bunde. Es widerstreitet unserem Herzen wie dem Verstand, daß wir, mit solchen geistigen Fähigkeiten ausgestattete Wesen, zu weiter nichts geboren sein sollten, als nur, wenn wir einst sterben, den Erdboden, der uns getragen hat, mit unseren Leibern wieder zu düngen. Der Geist, der in uns wohnt, kann nicht so plötzlich untergehen. Und wenn das ist, wenn es ein Fortleben für ihn gibt, wie wir fest glauben und hoffen – sollte er sich dann so leicht von allem, was er früher auf diesem Erdball geliebt hat, trennen und es meiden können, nie mehr hierher zurückzukehren?

Des Volkes Stimme sagt nein. Seine »Ahnungen«, seine wunderbar schönen und duftigen Sagen von »Schutzgeistern und Engeln«, die die Betten der Kinder bewachen und auch dem guten Menschen schützend zur Seite stehen, sie alle sprechen die feste Überzeugung einer näheren, innigeren Verbindung mit jener geheimnisvollen Welt aus. Wenn die Toten um zwölf Uhr nachts ihr stilles Kämmerchen verlassen und die Wohnungen ihrer Lieben wieder aufsuchen, geschieht das, diesen Sagen nach, nicht, um Schrecken und Entsetzen dort zu verbreiten. Ungesehen, nur vielleicht geahnt, umschweben sie die alten lieben Plätze, warnen vor bevorstehendem Leid und kehren um ein Uhr traurig in ihre einsame kalte Zelle – die Gruft – zurück.

Dem Menschenauge sind sie freilich nicht sichtbar; nur einzelne Bevorzugte hat der Volksglaube dazu ausersehen, die dann und wann ein solch umherstreifendes Nebelkind erschauen und ihm begegnen dürfen. Es sind das die sogenannten »Sonntagskinder«. Ihrem Blick allein enthüllt sich jene fremde, geisterhafte Welt, mit der sie, selber Sterbliche, in oft gar unwillkommene, selten gesuchte Verbindung treten. Vor ihren helleren Augen huschen sie vorüber, die unheimlichen Schatten. Für sie hat das Heulen des Sturmes, das Rauschen des Waldes Sprache. Ihnen erzählt der plätschernde Quell die Märchen seiner Geburt und singt der Vogel in allen Zweigen verständlich sein leise klagendes Lied.

Und kann sie das dafür entschädigen, daß ihre Mitmenschen, ungläubig und verblendet, sie oft nur für Wahnsinnige halten und über-

spannter, krankhaft erregter Phantasie allein das zuschreiben, was sie vielleicht in Wirklichkeit umgibt? – Wir wissen's nicht; aber ihr Los ist kein beneidenswertes, denn an den Körper noch gebunden, mit allen Schwächen und Gebrechen menschlicher Natur, gehört ihr Geist doch einer anderen Welt, und wir begreifen weder sie noch ihn.

Es war im Herbst des Jahres 1851, daß ein leichter Reisewagen durch das Tor der alten Stadt M– rasselte und in die zum Markt führende Straße einbog. Zwei junge Männer saßen darin, die eben von einem Ausflug in die nicht weit entfernten Gebirge zurückkehrten und beide, mit ihren eigenen Gedanken beschäftigt, auf das rege Leben und Treiben um sich her schauten. Stach es doch gar so eigen und auffallend gegen das fast heilige Stilleben in den gewaltigen Bergesschluchten ab, die sie soeben erst verlassen hatten.
Es waren zwei Maler, die ihre Mappen mit reichen Skizzen und Studien gefüllt hatten, um im Winter das im ruhigen Atelier auszuarbeiten, was ihnen der Sommer auf Joch und Bergeshang, in Tal und Schlucht, am Seegestade und im weiten Moor mit freigebiger Pracht geboten hatte.
»Sieh dort, Gerhard«, sagte jetzt plötzlich der eine von ihnen, ein junger schlanker Mann mit rabenschwarzem Haar und leichtem, zart gekraustem Bart, mit großen dunklen, sprechenden Augen, und zwar etwas bleichen, aber belebten Zügen, indem er rasch des Freundes Arm ergriff und auf die Seite der Straße deutete, auf der er saß. »Wahrhaftig, da ist sie wieder! Merkwürdig bleibt es doch, daß mir, sooft ich nun auch in das alte M– hineingegangen oder -gefahren bin, jedesmal, wenn ich von einem längeren Ausflug zurückkehrte, jenes schöne Mädchenbild da drüben zuerst begegnete.«
»Welches?« fragte sein Begleiter. »Die dicke Dame dort im braunen Kleid?«
»O bewahre! Jene schlanke Gestalt in der schwarzen Mantille.«
»In der schwarzen Mantille?« sagte Gerhard, indem er sich weiter vorbog, um aus dem rasch vorüberfahrenden Wagen noch einen Blick auf die bezeichnete Dame zu gewinnen. Aber er konnte sie nicht mehr finden, und das Fuhrwerk bog in diesem Augenblick nach der entgegengesetzten Seite um die Ecke des Marktplatzes.
»Ich habe in meinem Leben keine tiefdunkleren Augen gesehen«, sagte Werner, der, als die Fremde seinem Blick entzogen war, sich in seine Ecke zurückwarf, »und mir ist jedesmal, wenn ich ihnen begegne, als ob sie mir Feuer ins Hirn hineinbrennten.«
»Dann nimm dein Herz vor der Glut in acht«, lachte Gerhard. »Aber wer ist sie? Hast du es nie erfahren können?«

»Nie; und sondererweise habe ich sie auch selbst bei jahrelangem Aufenthalt in M– nie getroffen. Nur wenn ich, wie heute, eine Zeitlang entfernt gewesen bin, traf ich sie regelmäßig bei meinem ersten Einfahren in die Stadt.«

»Du machst mich so neugierig«, lächelte Gerhard, »daß ich deine unbekannte und rätselhafte Schöne ebenfalls von Angesicht zu Angesicht kennenlernen möchte, und je eher, desto besser. Halt, Kutscher! Wir wollen hier aussteigen«, rief er rasch, indem er die Schulter des auf dem Bock sitzenden Führers berührte. »Fahre nur langsam zum Grünen Baum, und warte dort auf uns; wir kommen gleich nach.«

»Was willst du tun?« fragte ihn Werner erstaunt.

»Was ich tun will?« lachte Gerhard, indem er aus dem Wagen sprang. »Deiner geheimnisvollen Donna, wenn irgend möglich, begegnen, da man ihrer sonst, wie es scheint, nicht habhaft wird. Sie muß jetzt etwa gerade den Markt erreicht haben, und wenn wir die kurze Strecke zurückgehen, werden wir sie leicht finden.«

Werner folgte, ohne ein Wort weiter zu erwidern, dem Freund, und die beiden jungen Männer schritten Arm in Arm rasch den Weg zurück, den sie eben gekommen waren. Obgleich sie aber beide ihre forschenden Blicke nach rechts und links schweifen ließen, war die Fremde nirgends mehr zu erkennen. Sie mußte irgendwo in ein Haus getreten sein. Zwar suchten sie noch sämtliche Läden in der Nachbarschaft ab, aber auch das vergebens, und so schritten sie endlich langsam dem Gasthof zu, vor dem ihr Kutscher sie erwarten sollte.

»Deine schwarze Dame scheint durch eine Versenkung abgegangen zu sein«, sagte Gerhard.

»Möglich, daß sie in der Nähe wohnt«, erwiderte Werner; »aber was hätte uns auch ein zweites Begegnen geholfen? Wir durften sie doch nicht anreden.«

»Für mich wäre es aber ein erstes Begegnen gewesen«, lachte der Freund, »denn trotz deiner Beschreibung habe ich vorher auf dem ganzen Trottoir keine ähnliche Gestalt erkennen können. Doch wir finden sie vielleicht ein andermal; und wohnt sie in der Nähe, so hat sie wohl gar aus dem Fenster unser eifriges Suchen beobachtet: eine stille Huldigung, die jeder jungen Dame angenehm sein muß.«

Die Sorge um ihr Gepäck wie das Suchen eines passenden Quartiers mit der Übersiedlung dorthin nahm von jetzt ab ihre Aufmerksamkeit so in Anspruch, daß selbst Werner die schöne Unbekannte vergaß oder, wenn er ja einmal einer ähnlichen Gestalt auf der Straße begegnete, die ihm deren Bild wieder ins Gedächtnis rief, sich damit tröstete, sie im Lauf des Winters schon irgendwo zu treffen.

Der Winter verging aber, und trotzdem Werner manchen Ball besuchte und in den verschiedensten Gesellschaften ein oft und gern gesehener Gast war, traf er unter all den jungen fröhlichen Mädchen nicht ein einziges Mal seine unbekannte Schöne. Auch dachte er in der Tat kaum mehr an sie. Das rege Treiben in der lebensfrohen Stadt brachte für ihn zuviel des Neuen und Interessanten, um einer flüchtigen Erscheinung aus früherer Zeit länger als dann und wann einmal mit einem ebenso flüchtigen Gedanken nachzuhängen.
So kam das Frühjahr heran und mit ihm die Zeit, in der Werner M– wieder verlassen wollte. Er hatte eines Tages schon einige Abschiedsbesuche gemacht und den Abend in sehr angenehmer Gesellschaft zugebracht, aus der er ziemlich spät nach Hause zurückkehrte. Die Straßen waren still und öde, die Lampen schon längst ausgelöscht, und nur der Mond, der hell und voll am Himmel stand, warf seinen lichten Schein auf die eine Seite, so daß die andere in desto tieferem Dunkel lag. Werner wohnte in einem ziemlich entlegenen Teil der Stadt, und der Nachtwächter war die letzte Person, der er begegnete, als er plötzlich vor sich, in dem vom Mond nicht beschienenen Teil der Straße, eine weibliche Gestalt bemerkte, die mit raschen Schritten denselben Weg zu verfolgen schien wie er.
Mit seinen eigenen Gedanken beschäftigt, achtete er wenig darauf und hatte eine ziemliche Strecke lang etwa gleiche Entfernung mit ihr gehalten, als vom anderen Ende der Straße her ihnen lautes Lachen und Singen entgegenschallte und ein Trupp etwas angetrunkener Wirtshausgäste ein wenig übervergnügt den Weg herunterkam.
Die Gestalt vor ihm blieb plötzlich zögernd stehen, als ob sie sich fürchte, dem vielleicht rohen Schwarm allein zu begegnen, und schien auf die andere Seite der Straße gehen zu wollen. Aber auch dorthin zogen sich einzelne des Trupps. Während sie deshalb noch in Ungewißheit auf ihrem Platz verharrte, hatte sie Werner eingeholt.
Wenn es ihm auch auffiel, eine Dame zu so später Stunde noch allein auf der Straße zu treffen, ließ es seine Gutmütigkeit doch nicht zu, sie in Verlegenheit zu lassen, und er sagte artig: »Sie scheinen die dort nahende, etwas zu lustige Schar zu fürchten. Wenn Sie mir erlauben, werde ich Sie hindurchgeleiten.«
Die Fremde wandte ihm ihr Antlitz zu, das der Mond in diesem Augenblick hell und klar beschien, und wie ein Schlag zuckte es durch Werners Körper, als er sich den dunklen, rätselhaften Augen seiner Unbekannten dicht gegenübersah.
»Ich danke Ihnen«, sagte die Fremde mit leiser, weicher Stimme, die alle Fibern seines Herzens erbeben machte; »ich fürchte allerdings, jenen Leuten zu begegnen, und nehme Ihre Begleitung an.«

Werner – er wußte selber nicht, weshalb – brachte keine Silbe mehr über die Lippen, und kaum wissend, was er tat, bot er der schönen Unbekannten seinen Arm. Diese aber wich wie scheu der Berührung aus, wickelte sich fester in ihre Mantille und schritt still und schweigend neben ihm her, die Straße entlang. Kein Wort wurde zwischen ihnen gewechselt, bis sie die Trunkenen lange hinter sich hatten, und nur manchmal warf Werner einen scheuen, forschenden Blick auf seine Begleiterin, die mit lautlosem Schritt neben ihm herging.

Da plötzlich wandte sich diese wieder gegen ihn und sagte freundlich: »Ich danke Ihnen herzlich; ich habe nichts mehr für meine Sicherheit zu fürchten. Die Straßen sind still und leer, und ich möchte Sie nicht weiter bemühen, denn meine Wohnung liegt noch fern.«

»Soviel mehr Grund für mich, Sie noch nicht zu verlassen«, sagte da Werner, mit Gewalt das Gefühl niederkämpfend, das ihn bis dahin befangen gemacht und wirklich eingeschüchtert hatte. »Ein Spaziergang in dieser wunderbar schönen, mondhellen Nacht ist an und für sich ein Genuß; wieviel mehr, wenn–« Er stockte plötzlich, denn die Augen des Mädchens hafteten so ernst, so strafend auf den seinen, daß er fast erschreckt innehielt, und schweigend wanderten beide wieder eine lange Strecke nebeneinander hin.

Ebendieses Schweigen wurde aber zuletzt Werner so peinlich, daß er es unter jeder Bedingung zu brechen suchte und das Gespräch entschlossen wieder aufnahm. »Wahrscheinlich«, begann er, »bin ich Ihnen, mein Fräulein, ein vollkommen Fremder, den Sie im Leben nicht gesehen zu haben glauben, und doch muß ich Sie fast wie eine alte Bekannte begrüßen.«

Die junge Dame antwortete nicht und sah nur wie fragend zu ihm auf.

»Oft bin ich schon«, fuhr Werner lächelnd fort, »nach M– gekommen; aber jedesmal, durch welches Tor auch immer ich einfuhr, begegnete ich Ihnen, freilich ohne später – selbst bei dem längsten Aufenthalt in der Stadt – auch nur noch ein einziges Mal imstande zu sein, Sie wieder anzutreffen. Heute abend ist es das erstemal, daß mir dieses Glück zuteil wird, und Sie müssen mir also die Freude darüber zugute halten.«

»Das Glück?« wiederholte leicht und fast wie schmerzlich das junge Mädchen.

»Und dürfen wir das nicht ein Glück nennen, wenn uns ein Lieblingswunsch endlich, und noch dazu auf so angenehme Art, erfüllt wird? War ich doch gleich imstande, Ihnen einen – wenn auch nur sehr geringen und unbedeutenden – Dienst zu leisten.«

Die Fremde schüttelte langsam den Kopf, und Werner fuhr wärmer fort: »Sie halten mich vielleicht meinen Worten nach für einen jener

faden Gesellen, die dem schönen Geschlecht gegenüber stets nichtssagende Schmeicheleien auf den Lippen haben. Ich gehöre nicht zu ihnen, und wenn ich auch selber nicht begreife, was dieses Gefühl in mir hervorgerufen hat, so gebe ich Ihnen mein Wort, daß mir nichts in der Welt eine größere Freude machen würde, als Ihnen wirklich einmal einen Dienst zu leisten.«

»Und wenn ich Sie beim Wort nähme«, sagte mit fast traurigem Kopfschütteln die Fremde, »würden Sie ein so leichtsinnig gegebenes Versprechen sicherlich bereuen.«

»Stellen Sie mich auf die Probe!« rief Werner rasch, und wieder schrak er zusammen, denn wiederum traf ihn jener fast unheimliche Blick des Mädchens, der sich ihm bis in die Seele bohrte.

»Ihr Menschen seid euch doch alle gleich!« sagte die Fremde ruhig, indem sie wieder mit gesenktem Haupt neben ihm hinschritt. »Pläne, Hoffnungen, Träume füllen euer Herz bis zum Rand, und der gute Keim, der in euch liegt, dünkt sich mächtig genug, eine Welt zu tragen und Zeit und Raum zu besiegen. Ihr wißt nie, wie weit eure Kräfte reichen und wo euch die Natur die Schranke setzt.«

»Und doch«, rief Werner begeistert, »gelingt dem festen Willen des Mannes vieles, was beim ersten Anblick seine Kräfte zu übersteigen scheint.«

Seine Begleiterin antwortete ihm nicht auf die Bemerkung; sie streckte nur die Hand gegen das Gebäude aus, an dem sie hinschritten, und sagte leise: »Wir sind am Ziel!« Zugleich ergriff sie einen eisernen Ring, der ziemlich tief neben der gewölbten Tür hing, und zog daran.

Im Inneren tönte eine laut dröhnende, lang nachhallende Glocke ihren lauten, mahnenden Ton; dann flog die Tür wie durch einen Federdruck auf und gestattete einen Blick in den düstern Vorsaal, in den der Mond, vielleicht durch ein hinteres Fenster, sein mattes, ungewisses Licht warf.

»Ich danke Ihnen«, sagte die junge Dame freundlich zu Werner.

»Und darf ich Sie nicht wiedersehen?« fragte der junge Mann, indem ein eigentümliches, schmerzliches Gefühl sein Herz durchzuckte. »Soll ich – doch ich fühle, daß es unrecht von mir wäre, Sie zu drängen. Ihrem eigenen Ermessen sei dies anheimgestellt.«

»Vielleicht, wenn Sie wieder nach M– kommen«, lächelte die Fremde und verschwand in der Tür, die sich so rasch hinter ihr schloß, als ob sie nie geöffnet gewesen wäre.

Werner stand allein vor dem Haus, und wie ein Traum war das Ganze an ihm vorübergegangen. Er hatte die Fremde nach ihrem Namen fragen, er hatte ihr sagen wollen, daß er morgen schon die Stadt verlasse, vielleicht erst nach langer Zeit daher zurückkehre – er

hatte alles in der Nähe der lieblichen Erscheinung vergessen, und nur die Erinnerung an den Blick, der ihm so sonderbar das Herz getroffen hatte, war ihm geblieben.
Auch die Gegend der Stadt, in der er sich befand, war ihm vollkommen fremd; hatte doch die Nähe des wunderbaren Wesens seine Sinne so gefangengehalten, daß er ihr fast willenlos folgte und weder auf Straße noch Richtung achtete. Er mußte sich jedenfalls an der äußersten Grenze der Stadt befinden, wo schon die Gärten begannen; denn niedere Mauern zogen sich an der anderen Seite der Straße hin; und das Haus, vor dem er stand – was für ein altes, wunderliches Gebäude war es doch!
Oben der Giebel mußte ganz unbewohnt sein, denn der Mondstrahl fiel durch Dach und offene Fenster, und die wettergraue Wand sah in dem düsteren Schatten, vom Mondlicht nicht erreicht, schwarz und drohend aus. Die unteren Fenster waren mit hölzernen Läden geschlossen – zwei ausgenommen, die starke Eisenstäbe schützten –, und nur der erste Stock schien bewohnt zu sein oder wenigstens bewohnbar, soweit sich das nämlich in Nacht und Dunkelheit erkennen ließ. Und doch – wie unheimlich und verlassen sah das Ganze wieder aus! War es am Ende nur ein Durchhaus – ein Eingang zu den dahinter liegenden Gärten, an dessen anderem Ende vielleicht die Fremde ihre Wohnung hatte? Aber nein, dort im ersten Stock zeigte sich plötzlich hinter den dichtverhangenen Fenstern Licht. Ein kleiner Balkon führte da auf die Straße hinaus. Jetzt verschwand das Licht wieder, und nun blieb alles dunkel.
Der Platz kam dem jungen Fremden noch einmal so öde vor als vorher. Kopfschüttelnd und die Arme verschränkt, blieb er noch viele Minuten lang auf derselben Stelle stehen, wo ihn die Fremde verlassen hatte, als sein Auge plötzlich auf einen blinkenden Gegenstand vor ihm auf dem Trottoir fiel. Er bückte sich danach, hob ihn auf und fand, daß es ein schmaler goldener Reif sei, den niemand anderer als seine Unbekannte verloren haben konnte. Schon streckte er den Arm nach dem Klingelzug aus, um einen Diener herbeizurufen und ihm das Gefundene einzuhändigen, aber zugleich durchzuckte ihn auch der Gedanke, dadurch für morgen einen Anknüpfungspunkt mit der Fremden und wenigstens eine Entschuldigung zu haben, sie zu besuchen. Rasch schob er deshalb den schmalen goldenen Reif in seine Brusttasche, als plötzlich, nur wenige Schritte von ihm entfernt, aus einem der dunklen, vergitterten Fenster ein heiseres Lachen heraustönte und ihn, sowenig er sonst Furcht kannte, doch wie mit eisigem Schauer durchrieselte.
Erschreckt sah er sich nach den unheimlichen Tönen um, und es war ihm fast, als ob er hinter dem Gitter die verzerrten Züge eines

menschlichen Angesichts gewahrte. Mehr sah er nicht, denn von einem sonderbaren Grauen getrieben, floh er im nächsten Augenblick schon die Straße, die er vorher gekommen war, wieder zurück und ließ das alte Gebäude mit dem unheimlichen Bewohner bald hinter sich.
Als er den belebteren Teil der Stadt wieder erreichte, schlug es vom nahen Turm eins, und Werner merkte sich jetzt die Straßen wie die Richtung, von der er gekommen war, um die Gegend am nächsten Morgen wiederzufinden. Er dachte gar nicht mehr an seine Abreise, bis er das Rätsel dieses Abends, das ihm Kopf und Herz erfüllte, gelöst haben würde.

II

Vergebens aber suchte er die Ruhe auf seinem Lager. Wilde Träume neckten und peinigten ihn, und wieder und wieder schritt er mit dem schönen Mädchen durch die stillen mondbeschienenen Straßen der Stadt und hörte aufs neue das grausige, heisere Lachen aus dem vergitterten dunklen Raum heraus. Auch das Haus selber betrat er in seinem halb wachenden, halb träumenden Zustand und schritt an der Hand seiner schönen Begleiterin durch hohe, gewölbte Zimmer und weite Säle über weiche Teppiche, auf denen er ihren leichten Gang so wenig hörte wie draußen auf dem harten Trottoir der Stadt. Aber was ihn dabei beängstigte, war, daß er im Mondlicht draußen wie unter den strahlenden Kronleuchtern hier keinen Schatten der Geliebten erkennen konnte. Überall grinste ihm dabei ein Fratzengesicht mit schielendem Blick, narbenzerrissenen Zügen und wilden, struppigen Haaren bald aus einem Bild an der Wand, bald von einem geschnitzten Sims, bald aus einem kunstvoll gearbeiteten Muster des Teppichs entgegen, und jedesmal, wenn er die Fremde nach jenem fragte, dem diese Schreckenszüge gehörten, schallte jenes Lachen wieder in sein Ohr und trieb ihm den kalten Schweiß aus den Poren.
Mit wie im Fieber pochenden Schläfen und heftigem Kopfschmerz erwachte er endlich, und er war schon versucht, das Ganze – selbst sein wirkliches Erlebnis am gestrigen Abend – für einen tollen Traum zu halten, als sein Blick auf das auf dem Tisch liegende goldene Armband fiel. Ein Teil wenigstens war also doch Wahrheit, wenn auch seine erregte Phantasie das Ganze wunderlich genug sich ausgeschmückt hatte. Durch seinen Fund aber konnte er sich auch Gewißheit verschaffen; er sprang also rasch von seinem Lager auf und kleidete sich an, fest entschlossen, noch an diesem Morgen die geheimnisvolle Fremde aufzusuchen.

Während er eben seine Toilette, und zwar mit mehr Sorgfalt als gewöhnlich, beendete, öffnete Gerhard die Tür und blieb erstaunt auf der Schwelle stehen, als er den noch offenen Koffer und die ordnungslos rings umhergestreuten Sachen und Kleidungsstücke erblickte. »Was ist das?« rief er aus. »Du bist noch nicht einmal fertig mit Packen? Und in einer halben Stunde geht der Zug ab!«
»Ich reise nicht, Gerhard«, sagte Werner entschlossen, »wenigstens heute nicht; vielleicht morgen – vielleicht übermorgen.«
»Was ist da im Wind?« lachte der Freund. »Gefällt dir M– auf einmal wieder so ganz besonders, oder – ist etwas vorgefallen?«
»Gerhard«, antwortete Werner und sah dabei dem Freund fest in die Augen, »ich – ich habe sie gesehen!«
»Sie; wen?« fragte dieser erstaunt, der die Einfahrt in M– lange vergessen hatte.
»Die Fremde.«
»Welche Fremde?«
»Erinnerst du dich nicht mehr jener fremden Dame, die uns begegnete, als wir in M– einfuhren, und die wir damals nicht wiederfinden konnten?«
»Deine schwarze Dame?« lachte Gerhard. »Nicht übel! Und deshalb reist du nicht? – Desto besser, so behalten wir dich noch ein paar Tage hier. Es ist ja noch viel zu früh in der Jahreszeit, um wieder in die Berge hinaufzusteigen. Was willst du oben allein im Schnee anfangen? Wo aber hast du deine Donna getroffen und wann? Wetter noch einmal, Werner, da fällt mir eben ein, wir waren ja bis fast um zwölf Uhr gestern abend beisammen, und da wußtest du noch kein Wort davon; und heute morgen bist du doch noch nicht aus gewesen?«
»Nein, aber gestern abend traf ich sie auf dem Heimweg.«
»Um Mitternacht?« lachte Gerhard. »Das laß ich gelten! Wahrscheinlich, wie sie in einem Wolkenwagen heimfuhr – oder hast du sie gar auf den Kirchhof begleitet? Um Mitternacht gehen doch sterbliche Damen nicht mehr in den Straßen spazieren.«
»Ich kann dir deinen Scherz nicht übelnehmen«, sagte Werner, »denn so unerklärlich, wie es dir scheint, war und ist mir das Ganze selber noch, obgleich alles mit sehr natürlichen Dingen zuging.«
»So erzähle doch nur, um Gottes willen! Du spannst mich ja wahrhaftig auf die Folter. Bedenke dabei, daß ich nicht allein Maler, sondern auch teilweise Schriftsteller bin und dadurch wahrscheinlich Stoff für eine vortreffliche Erzählung bekomme.«
»Für eine Einleitung wenigstens«, sagte Werner; »denn mein ganzes Abenteuer ist bis jetzt noch weiter nichts. Aber du magst es mir durchführen helfen. Und nun höre, was ich selbst darüber weiß.«

Mit kurzen Worten gab Werner jetzt dem Freund Bericht über die Vorgänge des letzten Abends, von dem Augenblick an, wo er ihn verlassen und die junge Fremde getroffen hatte. Gerhard, der sich dazu bequem auf das Sofa gelegt hatte, horchte mit gespannter Aufmerksamkeit. Ihm entging dabei nicht die Aufregung, in der sich Werner befand. Seine Augen leuchteten während der Erzählung von einem fast unheimlichen Feuer; seine bleichen Wangen röteten sich, und seine Stimme zitterte, als er das heisere Lachen erwähnte, das aus dem vergitterten Fenster heraus zu ihm gedrungen war.

Als er aber auf das Armband kam, das noch immer auf dem Tisch lag, sprang Gerhard in die Höhe und sagte: »Gott sei Dank! Jetzt kommen wir doch endlich einmal zu einem Gegenstand, an den man sich halten kann. Geister haben keine goldenen Armbänder, und dein Ideal scheint also doch von Fleisch und Blut zu sein. – Hm, ein ganz einfacher altmodischer Reif, ohne das geringste Zeichen daran, ohne Chiffre oder Namenszug. – Doch – da ist etwas, das einem Buchstaben ähnlich sieht – ein A, wenn ich nicht irre. Sieh – hier gleich neben dem Schloß. Das freilich kann vieles heißen. – Nun, und was willst du jetzt tun?«

»Was ich tun will?« antwortete Werner rasch. »Es versteht sich von selbst, daß ich ihr heute morgen meinen Besuch mache und das verlorene Armband wiederbringe.«

»Da begleite ich dich!« rief Gerhard rasch entschlossen. »Und wenn du mich auch wohl nicht gleich bei ihr einführen kannst, promeniere ich indessen in der Straße auf und ab. Nachher habe ich wenigstens den Vorteil, deine Schilderung ihrer Reize gleich aus erster Quelle und in dem vollen Feuer des ersten Eindrucks zu erhalten, und ich gebe dir im voraus das Versprechen, dir jede Silbe auch der allerexaltiertesten Schilderung glauben zu wollen. Mehr kannst du nicht verlangen. Und nun komm! Für eine Visite bei einer Dame ist es zwar noch etwas zu früh, aber wir rekognoszieren indessen die Gegend, denn deiner Erzählung nach liegt das Haus eine tüchtige Strecke von hier entfernt, und du scheinst mir außerdem nicht einmal recht zu wissen, in welcher Straße.«

Zehn Minuten später etwa waren die beiden Freunde unterwegs und schritten Arm in Arm der von Werner bezeichneten Richtung zu. Die Straße, wo er sich gestern abend zuerst nach der eigentlichen Richtung umgesehen und bei einem Nachtwächter sich danach erkundigt hatte, erreichten sie ohne Schwierigkeit. Hier aber mußte er sich erst orientieren, und es war schon längst elf Uhr vorbei, als sie endlich den ziemlich breiten, nur mit einzelnen Häusern besetzten und an der einen Seite von niederen Gartenmauern begrenzten Weg erreichten, den Werner als den richtigen wiedererkannte.

»Also in der ›Gartenstraße‹!« sagte Gerhard. »Nun brauchen wir nur noch die Nummer zu erfahren, und wir sind in Ordnung. War es rechts oder links hinauf von hier?«
»Links – dort hinüber; ich erkenne jetzt auch die Straße mit ihrer runden Biegung wieder. Wenn wir noch eine Strecke weiter sind, werden wir das Haus an der rechten Seite liegen sehen.«
»Vortrefflich! Also weiter, Kamerad. Wir haben eine schmähliche Zeit mit der Suche versäumt, und die Dame hat ihre Toilette wohl schon lange beendet – sie müßte denn heute nach dem gestrigen Nachtmarsch etwas länger als gewöhnlich geschlafen haben.«
Werner verfolgte mit rascheren Schritten die Richtung, in der er das ersehnte Ziel wußte. Nur wenige hundert Schritte waren sie auch noch weitergegangen und, einzelne kleine Häuser passierend, zu einer ebensolchen Mauer wie an der anderen Seite gekommen, die sich in einem weiten Bogen nach rechts hinüberzog, als Werner schon aus der Ferne das alte, düstere Gebäude erkannte und seinen Begleiter darauf aufmerksam machte.
»In dem alten Steinhaufen wohnt deine Schöne?« lachte dieser. »Das muß ich sagen: Im Inneren mag es vielleicht recht hübsch und wohnlich eingerichtet sein, von außen sieht es aber geradeso aus, als ob es nur eben auf eine günstige Gelegenheit warte, seinen Insassen ohne weitere Warnung über dem Kopf zusammenzubrechen.«
Werner erwiderte nichts hierauf, denn sie näherten sich jetzt dem Haus, und ihm selber kam das alte Gebäude wüst und verfallen vor.
»Das kann der Ort gar nicht sein«, nahm Gerhard das Gespräch wieder auf. »Du mußt dich in der Gegend irren.«
»Und ich habe doch recht!« rief Werner, indem er nach vorn deutete. »Erstens erkenne ich jetzt das kleine helle, viereckige Türmchen wieder, das dort an der anderen Seite der Straße steht, und dann sind auch hier unten dieselben vergitterten Fenster. Auch der wettermorsche Giebel stimmt und der kleine Balkon –«
Er brach plötzlich kurz ab, und Gerhard fühlte, wie er an seinem Arm zusammenschrak. In demselben Augenblick riß er auch seinen Hut ab und grüßte zu dem Haus hinauf. Gerhard tat zwar dasselbe; obgleich er aber mit raschem Blick sämtliche Fenster der ersten Etage überflog, konnte er kein einziges lebendes Wesen darin erkennen.
»Siehst du, daß ich recht hatte?« flüsterte ihm dann Werner zu, als sie an dem Haus vorüberschritten. »Hast du sie jetzt gesehen?«
»Hast du sie gesehen?« fragte Gerhard.
»Sie stand ja am Fenster.«
»An welchem?«
»Nahe zum Balkon.«

»Dann bin ich mit Blindheit geschlagen gewesen, denn ich habe mir bald die Augen ausgesehen und nicht das mindeste entdecken können. Aber wo willst du denn hin? Ich denke, du wünschtest ihr das Armband zu überreichen?«
»Laß uns nur bis zur nächsten Ecke gehen und dann umkehren – mir schlägt das Herz wie ein Schmiedehammer in der Brust.«
»Schön; aber das kann ich dir versichern, Werner: Neugierig wäre ich wirklich, die Wohnung im Inneren betrachten zu können. Meiner Meinung nach ist es gar nicht möglich, daß ein zivilisierter Mensch – viel weniger denn eine Dame – imstande ist, in der wettermüden Baracke zu existieren.«
Schweigend gingen die beiden Freunde noch eine kurze Strecke nebeneinander hin, kehrten dann um und hatten nun, sich jetzt dicht an die Mauer haltend, das in der Tat entsetzlich verfallen aussehende Gebäude wieder erreicht. Werner erfaßte hier ohne Zögern und nur mit einem scheuen Blick nach dem vergitterten Fenster den noch von gestern abend im Gedächtnis behaltenen Klingelgriff und zog daran – aber der Draht war in die Hülse eingerostet und regte sich nicht, und als er mehr Kraft anwandte, riß das durch den Zahn der Zeit zerstörte Eisen, und der Ring selber fiel klirrend zu Boden.
Gerhard lachte. »Da stehen wir nun vor deinem bezauberten Schloß«, sagte er leise, »das irgendein neidischer böser Geist in dieser Nacht in eine Ruine verwandelt hat. Sieh nur übrigens, wie die Tür in ihren Angeln hängt; und in dem Nest sollte jemand wohnen? Höchstens würden es sich Zigeuner zu ihrem Aufenthalt wählen, und ich glaube wahrhaftig, daß selbst die Ratten schon den morschen Bau verlassen haben, wie sie ein Schiff auf offener See verlassen sollen, wenn es seinem Untergang nahe ist.«
»Aber ich habe sie ja vorhin gesehen! Sie muß hier wohnen!« rief Werner und pochte, fest entschlossen, sich Gewißheit zu verschaffen, an die Tür.
Der Schall klang hohl im Inneren wider, aber nichts regte sich – alles blieb totenstill.
Ein Vorübergehender blieb stehen und sah den beiden jungen Leuten zu. »Sie machen sich da vergebene Arbeit«, sagte er endlich. »In dem Haus wohnt niemand mehr, schon seit vielleicht sechs oder sieben Jahren, und es soll auch jetzt, wenn sich ein Käufer dazu findet, aus freier Hand für den Abbruch verkauft werden.«
»Es wohnt niemand hier?« fragte Werner erstaunt? »Aber ich habe noch vor wenigen Minuten eine Dame dort am Fenster gesehen.«
»Das ist möglich«, erwiderte der Mann; »die ist dann jedenfalls durch die Hintertür und vom Kirchhof heraufgekommen.«
»Vom Kirchhof?« riefen beide Freunde rasch.

»Dieses Haus stößt mit seinem Hof an den Gottesacker«, erklärte ihnen der Mann, der sie wahrscheinlich für Fremde hielt, »und man erzählt sich auch einige wunderliche Geschichten darüber; aber – lieber Gott! – die Leute sprechen oft mehr, als sie verantworten können. Übrigens sind die letzten Mietbewohner – arme Leute, die den Zins fast umsonst hatten – wirklich nur aus dem Grund ausgezogen, weil es ihnen – weil es ihnen zu unheimlich in dem alten Nest wurde. Übrigens«, setzte er hinzu, »können Sie das Nähere am besten vom Totengräber erfahren, der den Schlüssel zu der Hintertür hat. Wenn Sie hier an der Mauer hingehen, erreichen Sie den Eingang zum Friedhof mit einem Totenkopf und zwei gekreuzten Knochen über der Tür. Dort klingeln Sie nur.«

Gerhard dankte dem Mann für seine Auskunft, während Werner wie betäubt bei dem, was er hörte, stand. Daß er am richtigen Haus sei, davon fühlte er sich fest überzeugt. Der kleine viereckige weiße Turm gegenüber; der vorneigende, durchlöcherte Giebel, durch den er das Mondlicht gesehen hatte; die unten vergitterten Fenster; der Balkon am Haus selbst wie der ganze Charakter der Straße mit ihren niederen Mauern ließ ihm nicht den geringsten Zweifel mehr. Um noch größere Gewißheit zu erlangen, ging er mit dem Freund eine Strecke zurück, denselben Weg, den er gestern abend gegangen war, und bald kam er zu der Stelle, wo er den Nachtwächter angetroffen und nach der Gegend gefragt hatte. Es stimmte alles – kein anderes Gebäude als jenes konnte das sein, zu dem er die Fremde gestern begleitet hatte, und um so rätselhafter wurde jetzt alles, was mit dem unbekannten schönen Mädchen in Verbindung stand.

Er befand sich in einer sehr aufgeregten Stimmung, und eine scherzend hingeworfene Bemerkung Gerhards, daß er doch am letzten Abend wohl im Schmerz des Abschiednehmens dem süßen Punsch ein wenig zu stark zugesprochen haben könne, reizte ihn noch mehr. Gerhard wußte endlich nicht, was er von allem denken solle, kehrte zu dem Haus zurück und untersuchte, soweit sich dies von außen tun ließ, aufmerksamer als vorher das anscheinend wüste und leerstehende Gebäude.

Hinter den eisernen Gittern hingen verwitterte und zerbrochene Fensterrahmen mit den Überresten angelaufener Glasscheiben; durch das obere Stockwerk konnte man an mehreren Stellen das Tageslicht niederscheinen sehen, und selbst in der ersten Etage war keine Spur von Vorhängen oder Rollos. Die Fenster schienen dort zwar in etwas besserem Zustand zu sein, aber auch hier waren viele Scheiben zerbrochen, und deutlich ließen sich auf dem vielleicht seit Jahren nicht benützten Balkon Staub und verschiedenes zerbrochenes Geschirr erkennen.

Die einzige Hoffnung blieb, die Dame, die Werner vor kurzer Zeit erst am Fenster gesehen haben wollte, vielleicht im Inneren zu finden, und er selber machte jetzt dem Freund den Vorschlag, erst den Kirchhof zu besuchen, ob sie ihr vielleicht dort begegneten, oder, wenn nicht, den Totengräber, an den sie mit verlangter Aufklärung gewiesen waren, anzusprechen. Von ihm konnten sie dann Näheres erfragen wie sich auch vielleicht in dem Haus selber herumführen lassen. Sie brauchten ja nur vorzugeben, daß sie die Absicht hätten, den alten Steinhaufen zu kaufen. Ein Trinkgeld machte den Führer dann schon freundlich und gesprächig.

Ungesäumt gingen sie an die Ausführung dieses Vorschlags und hatten bald die bezeichnete kleine Pforte erreicht. Diese stand offen, und sie betraten den stillen Wohnort der Toten, der, mit tausend Blumen geschmückt, eher den Namen eines Gottes-Gartens als eines Gottes-Ackers verdiente. Vergebens aber durchwanderten sie alle Gänge. Sie fanden wohl hier und da einzelne Damen, die der letzten Ruhestätte ihnen lieber Menschen den zärtlichen Tribut der ersten Lenzeskinder brachten, aber die Gesuchte war nicht unter ihnen. Überall schauten ihnen fremde, oft recht bleiche und schmerzdurchfurchte Züge entgegen, und nur das Haus selber blieb endlich ihre letzte Hoffnung.

Gerhard erbot sich, den Totengräber herbeizuholen, während Werner seine Forschung zwischen den Gräbern noch nicht aufgab. Eine Trauerweide, irgendein Monument konnte die Fremde, wenn sie sich wirklich hier aufhielt, noch immer ihrem Blick entzogen haben, und der Freund eilte indessen mit raschen Schritten der kleinen, gar traulich gelegenen Wohnung des Alten zu, daß er sie in das wunderliche Heiligtum des alten Gebäudes einführe.

Er fand ihn zu Hause in der besten Stimmung, in der man überhaupt einen Menschen finden kann: als er nämlich gesättigt vom Tisch aufstand. Er war auch rasch erbötig, dem Wunsch der Fremden zu willfahren, nahm seinen Schlüsselbund und ging mit ihm den breiten Hauptweg hinauf, der zwischen den Gräbern hin dem unbewohnten Haus gerade zuführte.

»Sie sind heute morgen wohl schon einmal in Anspruch genommen worden?« fragte Gerhard, als er neben ihm herging und die Gelegenheit benützen wollte, etwas zu erfahren.

»Heute? Nein«, sagte der Mann; »die Leute reißen sich gerade nicht um den Platz, denn erstens liegt es weitab vom eigentlichen Verkehr der Stadt, und dann baut sich auch nicht jeder gern ein Haus dicht an einem Kirchhof, wenn es nur des Brunnens wegen wäre.«

»Aber eine Dame hat doch heute morgen den Platz besucht, nicht wahr?«

»Heute? Nein. Vor acht Tagen war einmal ein Herr mit einer Dame da; die sind aber nicht wiedergekommen.«
»Mir war es fast, als ob ich im Vorübergehen eine Dame am Fenster gesehen hätte«, sagte Gerhard gleichgültig und begegnete im nächsten Moment schon dem rasch und scharf zu ihm aufgehobenen Blick des Alten.
Über dessen Gesicht flog aber auch gleich darauf ein gutmütiges Lächeln, und er sagte, den Kopf schüttelnd: »Sie wollen mich wegen der alten Spukgeschichte aushorchen, wie? Und sich nachher über einen alten Mann lustigmachen? Wenn Sie Märchen über das ›Rote Haus‹ erzählt zu hören wünschen, da müssen Sie sich schon an jemand anderen wenden. Meine Alte wäre vielleicht da eine passendere Person, wenn man sie gerade einmal dazu aufgelegt fände. Ich für meinen Teil habe zu lange zwischen toten Körpern zugebracht, um an lebendige Geister zu glauben.«
»Mein bester Mann, ich gebe Ihnen mein Wort, daß ich auch mit keiner Silbe an einen Geist dachte, im Gegenteil von einer sehr hübschen jungen Dame sprach, die ich gesehen zu haben glaubte. Ich kann mich aber auch geirrt haben, denn die alten Scheiben sind so blind, daß das darauffallende Licht recht gut eine solche Täuschung möglich macht. Wenn Sie niemanden hineingelassen haben und das alte Gebäude verschlossen ist, kann natürlich niemand darin gewesen sein. Also das ›Rote Haus‹ nannten Sie es?«
»So nennen es die Leute wenigstens«, meinte der Alte, wie es schien, gar nicht unzufrieden damit, das Gespräch in eine andere Bahn gelenkt zu sehen; »wahrscheinlich wegen der roten Farbe der alten Backsteine.«
»Es scheint lange nicht bewohnt gewesen zu sein.«
»Natürlich«, lachte der Alte. »Ich selber möchte nicht in einem Nest wohnen, wo man jeden Augenblick befürchten muß, daß es einem über dem Kopf zusammenbricht.«
»So baufällig ist es?«
»Sehen Sie den alten Kasten nur an. Die liebe Sonne scheint in allen Ecken und Winkeln durch, und der Regen geniert sich auch nicht mehr und läuft oben zum Dach hinein bis unten in den Keller. Es ist ordentlich lebensgefährlich, nur die Treppen hinaufzusteigen.«
»Ich kann sie nirgends finden«, sagte Werner, der in diesem Augenblick zu ihnen trat. »War sie im Haus?«
»Nein«, erwiderte ihm Gerhard. »Ein Freund von mir«, stellte er ihn dann dem alten Mann vor; »er ist Baumeister, und ich wünschte, daß er sein Gutachten abgäbe.«
Der Alte lachte. »Dazu hätten Sie keinen Baumeister gebraucht«, sagte er, den freundlichen Gruß Werners erwidernd; »es wäre denn,

den Kostenüberschlag des Einreißens zu berechnen. Ich glaube nicht einmal, daß Sie – den Grund ausgenommen – von dem alten Gemäuer viel wieder gebrauchen können. Die Steine sind zu sehr vom Wetter mitgenommen worden.«
Er schloß dabei die kleine gewölbte Tür auf, die neben einem der Grabgewölbe hin und eigentlich fast wie mit zu diesem gehörig durch die Mauer führte, und gleich darauf betraten sie den engen Hofraum, der von den beiden Flügeln des »Roten Hauses« eingeschlossen wurde.
Hier schon sah es ziemlich wild aus. An den kleinen Gebäuden, die früher zu Ställen und Waschhäusern usw. gedient haben mochten, waren meist die Türen wie alles Holzwerk ausgebrochen – ein Werk, wie der Alte meinte, des letzten Gesindels, das hier gehaust und seine Feuerung gestohlen hatte, wo es eben etwas Brennbares fand.
»Aber wem gehört das Gebäude jetzt?«
»Einem Advokaten, der irgendwo in Preußen wohnt und es einmal früher für Prozeßkosten angenommen hatte«, lautete die Antwort. Deshalb kümmerte sich auch niemand darum, und er, der alte Totengräber, war zum Kastellan dieser Hausleiche bestellt worden. Wenn es jemand käuflich an sich zu bringen wünsche, hatte er den Auftrag, ihn an den Notar Rekkel in M– zu weisen, der damit betraut war und den Kauf abschließen konnte.
Der Alte hatte, noch während er diese Auskunft gab, die morsche Hintertür aufgeschlossen, und die beiden Freunde betraten mit einem eigenen Gefühl des Grauens, über das sie sich keine Rechenschaft zu geben wußten, den düsteren, öden Raum. Besonders Gerhard hütete sich aber wohl, sich etwas Derartiges merken zu lassen, und sagte mit einem freilich etwas erzwungenen Lachen: »Alle Wetter, das sieht bös hier unten aus! Ich denke, wir gehen gleich in die Beletage, um wenigstens einen etwas wohltätigeren ersten Eindruck zu bekommen.«
»Es wird nicht viel zu sehen sein«, meinte der Alte; »was niet- und nagellos war, haben die Mietsleute schon mit fortgeschleppt. Ein Wunder, daß sie nicht sogar schon die Dielen ausgebrochen haben.«
Er schritt dabei langsam die Treppe voran hinauf, die beiden Freunde warnend, nicht zu fest aufzutreten, und bald erreichten sie den nicht hochliegenden ersten Stock.
Die Unmöglichkeit, daß dieser Platz in den letzten Jahren bewohnt sein konnte, lag so auf der Hand, daß selbst Werner keinen Augenblick mehr daran zweifelte. Um so rätselhafter war ihm die Szene des vorigen Abends, die ihm fast wie ein Traum vorkommen

wollte, hätte ihm das Armband, das er bei sich trug, nicht die Wirklichkeit immer wieder frisch und warm ins Gedächtnis zurückgerufen.
Sie betraten jetzt die Zimmer, die einen traurigen Anblick boten. Schmutz und Gerümpel lagen überall darin umhergestreut. Keine Spur von Wohnlichkeit war auch nur in einem davon zu entdecken. Selbst der mittlere Saal, dessen zerfallene Glastür auf den Balkon führte, glich eher einer ausgeräumten und nicht wieder gereinigten Rumpelkammer als dem Hauptsalon einer ersten Etage. Und doch verrieten einzelne Spuren, daß in diesen Räumen einst Glanz und Pracht geherrscht hätten und der Reichtum sie bewohnt habe. Oben in einigen Zimmern – denn was man unten hatte erreichen können, war abgerissen worden – hingen noch Stücke und Streifen alter schwerer Damasttapeten, an denen selbst die Zeit die lebhaften, glühenden Farben nicht vollständig hatte bleichen können, und kleine Stücke echt vergoldeter Leisten schimmerten hier und da, wo sie ein starker Nagel festgehalten hatte, aus ganzen Kolonien von mit Staub überzogenen Spinngeweben vor.
Ein Zimmer schien früher mit einer bemalten Tapete bekleidet gewesen zu sein, und Werner konnte kaum einen lauten Aufschrei unterdrücken, als er aus den weißen Tapetenstreifen heraus ein halbes Menschengesicht auf sich herniederschauen sah. Jenes struppige Haar, das schielende Auge hatte er schon einmal gesehen, und fast krampfhaft faßte er den Arm des neben ihm stehenden Freundes und deutete mit dem Arm dort hinauf.
Der alte Totengräber folgte ebenfalls mit seinen Augen der angedeuteten Richtung und sagte langsam nickend: »Ja, früher muß das einmal prächtig hier gewesen sein, und ich erinnere mich, vor langen Jahren freilich dieses Zimmer in besserem Zustand gesehen zu haben. Die Tapete stellte ein großes Turnier dar, und das da oben war wohl eine von den Figuren, die vom Balkon herniederschauten. Es war prachtvoll gemalt, ist aber mit dem übrigen zugrunde gegangen. Wollen Sie sich vielleicht auch noch einmal den obersten Teil des Hauses ansehen? Dort schaut es aber womöglich noch wüster aus. Die Querbalken sind sicher schon alle von der ewig niederströmenden Nässe durchgefault, und es ist wirklich ein Wunder, daß die Decke noch so lange gehalten hat.«
»Ich danke Ihnen«, sagte Gerhard, der zu seinem Schrecken bemerkte, daß Werner totenbleich geworden war. »An ein Restaurieren des alten Gebäudes ist doch wohl nicht zu denken.«
»Gott bewahre!« sagte der alte Mann kopfschüttelnd. »Eins hält nur noch das andere, und wenn Sie einmal an einer Stelle anfangen abzureißen, bröckelt das übrige schon von selber nach.«

»Das ist derselbe Kopf, den ich im Traum gesehen habe«, flüsterte Werner dem Freund zu, indem er den Blick nicht von den kaum noch erkennbaren Zügen des alten Tapetenbildes abwenden konnte, »so wahr ich selig zu werden hoffe.«
»Unsinn!« sagte Gerhard, dem die Sache anfing, unheimlich zu werden, indem er den Arm des Freundes ergriff und ihn zur Tür zog. »Komm fort aus dem alten verfallenen Gemäuer, und du wirst mir doch jetzt zugestehen, daß du dich im Haus oder vielmehr in der ganzen Straße geirrt hast.«
»Ich setze meine Seligkeit zum Pfand!« rief Werner rasch.
»Nun ja«, unterbrach ihn Gerhard, der eine Erklärung in Gegenwart ihres Führers zu vermeiden wünschte, »wir sprechen nachher weiter darüber. Ich muß gestehen, daß ich mich hier oben selber unbehaglich zu fühlen anfange, denn wenn einer der Balken, auf denen wir stehen, von unserem Gewicht nachgeben sollte, könnten wir am Ende rascher hinunterkommen, als es uns lieb wäre. Wie viele Quadratellen hat der ganze Bauplatz mit Haus und Hofraum?«
»Ja, das kann ich Ihnen nicht genau sagen«, meinte der Alte. »Wenn Sie das wissen wollen, müssen Sie zu dem Herrn Notar Rekkel gehen. Hier haben Sie seine Karte.«
Der alte Mann schritt dabei wieder, noch während er sprach, der Tür zu, und fast gewaltsam zog Gerhard den Freund mit sich fort und von den Überresten der Tapete weg, von denen er den Blick nicht losreißen konnte.
Unten im Haus verlangte Werner jenen Raum aufgeschlossen zu haben, der links von der Haustür lag. Es war derselbe, aus dem heraus er das Lachen gehört zu haben glaubte.
Der Alte willfahrte ihm augenblicklich und schloß die Tür auf, die sich knarrend in ihren Angeln drehte, aber nur mit Mühe aufgeschoben werden konnte, da ein Teil der Decke eingestürzt war und sich vor den Eingang gelegt hatte. Keiner von ihnen betrat auch den dunklen Raum, aus dem ihnen ein feuchter Moderduft entgegenzog: Überreste von alten Kartoffeln und Rüben, wie ihr Führer meinte.
Werner, mit seinen Gedanken beschäftigt, sprach kein Wort weiter, und da der Alte ebenfalls glaubte, seiner Pflicht genügt zu haben, schloß er die Tür wieder zu und trat den Rückweg an.
»Gott sei Dank!« sagte auch Gerhard, und er holte tief Atem, als sie aus den düsteren Räumen wieder hinaus in das freie, goldene Sonnenlicht traten. »Ich glaube, ich würde krank werden, wenn ich nur eine Stunde in dem alten, wüsten Bau zubringen müßte. Ein Wunder wäre es auch, wenn sich das Volk keine Spukgeschichten darüber erzählte, denn einen besser gelegenen Platz – den Kirchhof noch dazu

so nahe und bequem bei der Hand – könnten die Geister gar nicht finden.«
»Wie sonderbar dieses Gewölbe hier mit der Tür zusammengebaut ist«, sagte Werner, als sie den Gottesacker wieder betraten und der Pförtner die kleine Tür in ihr Schloß zurückdrückte. »Gehörte es vielleicht mit zu jenem Gebäude?«
»Allerdings«, sagte der Alte. »Früher lag der Kirchhof weit draußen vor der Stadt, die sich jetzt so vergrößert hat, daß wir schon an drei Seiten von Häusern umgeben sind, und damals soll ein alter Malteserritter, wie mir der Advokat Rekkel einmal erzählt hat, dieses Haus hierher gebaut haben, um ein Gelübde zu erfüllen. Als er starb, zog seine Schwester hier ein, und mehrere Generationen herrschten Glanz und Reichtum in den jetzt verfallenen Räumen. Nachher hat die Familie wohl irgendein großes Unglück getroffen, denn sie geriet in Verfall, und vor jetzt etwa hundert Jahren ist der letzte Nachkomme in der Gruft beigesetzt worden.«
»Wer war das?« fragte Gerhard, der an dem alten eisernen Gitter stehengeblieben war und mit einigem Interesse die stille steinerne Wohnung derer betrachtete, die dicht daneben einst in frischer Lebenslust gehaust hatten.
»Ein junges Fräulein«, sagte der Alte, »das in der Blüte seiner Jahre starb. Hier gleich an der Marmorplatte können Sie die Inschrift noch lesen.«
Auch Werner war rasch zu dem Gitter getreten und las auf dem bezeichneten Stein die Worte:

Agnes von Hochstetten
geb. den 29. Februar 1728
gest. den 29. Februar 1744

»War sie denn die Letzte ihres Stammes?« fragte Gerhard. »Das arme Kind hat früh die Erde wieder verlassen müssen.«
»Ich glaube ja«, erwiderte der Führer. »Von der Zeit an soll wenigstens das ›Rote Haus‹ in anderen Händen gewesen sein, und ein alter wunderlicher Kauz, ein weitläufiger Verwandter der Hochstetten – einige sagen, der dem Fräulein bestimmt gewesene Bräutigam –, soll hier gehaust haben. Doch das ragt alles in die Märchen hinein«, setzte er kopfschüttelnd hinzu, »und mag seinerzeit den alten Weibern Stoff zu recht schrecklichen Geschichten gegeben haben. Sowie das alte Gebäude aber abgerissen ist oder, wenn das nicht bald geschieht, dem hochweisen Rat der Stadt von selbst in die Straße fällt, spricht niemand mehr davon.«
Werner stand noch immer am Gitter und starrte auf die alte Marmorplatte mit ihrer einfachen und doch so rührenden Inschrift, bis

Gerhard dem alten Mann für seine Bemühung ein Geldstück in die Hand drückte und den Arm des Freundes nahm.
»Wunderbar – wunderbar«, flüsterte dieser und schien sich nur gewaltsam von dem alten Grabgewölbe loszureißen, auf das er wie gebannt den Blick geheftet hielt.
»So entsetzlich viel Wunderbares ist dabei nicht«, sagte Gerhard; »und das Ganze wird doch noch auf einen Irrtum von deiner Seite hinauslaufen. Doch jetzt schlag' ich vor, daß wir vor allen Dingen etwas essen. Ich bin bei der Geschichte hungrig geworden, und meine Mittagszeit ist schon lange vorüber. Nachher stehe ich dir mit Vergnügen wieder zu Diensten, und wir können meinetwegen unsere Suche nach dem wirklichen Haus deiner Schönen von vorn anfangen. Daß sie in dem alten Gemäuer hausen soll, wirst du doch jetzt selber nicht mehr glauben.«
Werner erwiderte nichts darauf und folgte, wohin der Freund ihn führte, war aber auffallend still und schweigsam geworden und setzte am Nachmittag, mehr, wie es schien, dem Freund zu Gefallen, als um sich selber zu überzeugen, die Nachforschungen nach der am Abend vorher gesehenen Wohnung der Fremden fort. In all den Straßen war jedoch kein altes ähnliches Gebäude, an das sich eine solche niedere Mauer angeschlossen oder das das unten vergitterte Fenster gehabt hätte.
Der ganze Stadtteil schien noch neu zu sein, und da Werner fest behauptete, die nächsten Straßen ganz genau zu kennen, und dabei blieb, das »Rote Haus« sei jenes, zu dem er die Fremde begleitet habe, wußte Gerhard am Ende selber nicht mehr, was er von der ganzen Sache denken solle. »Gut!« sagte er endlich. »Ein Mittel hast du immer noch in der Hand, deine Schöne – wenn dir soviel daran liegt – ausfindig zu machen. Laß dein gefundenes Armband in das Morgenblatt rücken, und sieh zu, wer sich meldet. Allerdings kann das auch jemand anderer vor dem Haus verloren haben; möglich ist's aber doch, daß du dadurch auf die rechte Spur kommst. Und tu mir den Gefallen und laß es mich ebenfalls wissen, denn ich kann nicht leugnen, daß ich jetzt auch anfange, neugierig zu werden.«
Damit war ihre Unterredung über die rätselhafte Fremde für jetzt abgebrochen, denn andere Bekannte begegneten ihnen, und Werner mußte seiner verzögerten Abreise wegen eine Entschuldigung ersinnen. Den wahren Grund scheute er sich natürlich einzugestehen.

III

Dem Rat des Freundes folgend, ließ Werner die Annonce über das gefundene Armband in das täglich erscheinende Blatt einrücken und erwartete mit wirklich peinigender Ungeduld den Augenblick, in dem sich dessen Eigentümerin melden würde.

Hierüber vergingen indessen mehrere Tage, und in dieser Zeit konnte es seinen Freunden nicht verborgen bleiben, daß mit dem sonst so lebensfrohen Werner eine auffallende Veränderung vorgegangen sei. Schon sein Äußeres verriet das: er sah bleich und übernächtig aus; die Augen lagen ihm tief in ihren Höhlen und hatten etwas Scheues, Wildes bekommen; sein sonst so elastischer, leichter Gang war unsicher und schwankend geworden, und besonders Gerhard riet ihm, einen Arzt über seinen Zustand zu befragen, den er noch immer den sehr angestrengten Arbeiten der letzten Monate zuschrieb.

Werner dagegen versicherte, daß er sich vollkommen wohl und nur in der Stadt etwas beengt fühle. Die Frühlingsluft stecke ihm in den Gliedern, und wie er überhaupt von Jugend auf eine Art Wandervogel gewesen sei, treibe es ihn auch immer wieder in dieser Zeit hinaus ins Freie. Sobald er dem Trieb folge, sei er auch wieder gesund, und die Sehnsucht nach den Bergen sei eigentlich seine ganze Krankheit.

Und doch verheimlichte er dem Freund den Wurm, der ihm am Herzen nagte. Trotzdem er sich mit Gewalt zusammennahm und sogar gegen Gerhard kein Wort weiter von seinem nächtlichen Abenteuer erwähnt hatte, quälte und peinigte ihn die Erinnerung den ganzen Tag, während in der Nacht wilde Träume seine Ruhe störten. Eine furchtbare Macht hatte Gewalt über seine Phantasie gewonnen und zehrte an seinem Lebensmark, ohne daß er sich selber Rechenschaft darüber zu geben wußte. Wohl kam ihm manchmal der Gedanke, sich gewaltsam loszureißen von allem, was ihn hier peinigte und drängte, aber er vermochte es schon nicht mehr. Wenn der Abend kam, trieb es ihn mit geheimnisvoller Kraft jenem Haus zu, in dem, wie er meinte, das Rätsel seines Lebens seiner Lösung harre, als wenn er von dort ein neues Zeichen erwarte.

Nur wenn er – immer wieder vergebens – die öde Straße durchwandert war und zu den düsteren, kahlen Fenstern aufgeschaut hatte, kehrte er nach Hause zurück, um im Traum mit den unheimlichen Bewohnern jener Stätte zu verkehren und morgens unerquickt, ja zum Tode ermattet zu erwachen, um einen neuen Tag ungestillter Sehnsucht zu durchleben.

So hatte er eine volle Woche verbracht und auch wieder am letzten Abend oder eigentlich erst gegen Morgen sein Lager aufgesucht.

Schon schien die Sonne in sein Schlafgemach, als er sich noch im Schlaf beunruhigt fühlte. Ein paarmal warf er sich, ohne die Augen zu öffnen, im Bett hin und her, aber irgend etwas Äußerliches peinigte ihn. Ohne daß er es sich zu erklären wußte, kam ihm das Gefühl, als ob ihn jemand recht starr ansehe. Langsam endlich und fast gewaltsam die noch müden Augenlider öffnend, fuhr er mit einem Schrei im Bett empor, denn zu dessen Füßen entdeckte er die dort auf einem Stuhl kauernde und ihn lauernd betrachtende Gestalt eines fremden Mannes.

Es war ein ältlicher Herr, schwarz und sehr anständig gekleidet, die etwas buschigen Haare sorgfältig frisiert, mit weißer Wäsche, hellen Glacéhandschuhen und einem großen Brillant als Busennadel. Die Beine übereinandergeschlagen, den Hut auf dem rechten Knie haltend, schien er ihn mit seinen Blicken zu durchbohren. Sobald aber Werners Augen auf ihm hafteten, verzog sich sein Gesicht zu einem freundlichen, fast süßen Lächeln, und sich verbindlich gegen den kaum Erwachten neigend, sagte er mit lispelnder, entschuldigender Stimme: »Ich muß tausendmal um Verzeihung bitten, mein hochverehrtester Herr, Sie zu so früher Morgenstunde in Ihrem süßen Schlummer – ich kann wohl eigentlich nicht sagen gestört, aber doch beobachtet zu haben. Ich habe doch das Vergnügen, mit dem Herrn Landschaftsmaler Werner zu sprechen?«

»Ja – aber – wie, um Gottes willen, kamen Sie hier herein?« sagte Werner, dem das eine Auge des Fremden wie ein glühendes Eisen entgegenstach, während das andere sich indessen die Stube zu betrachten schien und bald oben an der Decke, bald unten am Boden suchte.

»Sehr einfach durch den allergewöhnlichsten Eingang«, lächelte der Fremde; »da ich aber niemanden fand, der mich anmelden konnte, sah ich mich genötigt, mir diesen Dienst selber zu erweisen.«

»Und was wünschen Sie?« fragte Werner, dem es in der Nähe des Mannes unheimlich wurde.

»Ich komme mit einer Frage«, erwiderte dieser. »Sie haben eine Annonce in die Zeitung rücken lassen, nach der Sie in der Gartenstraße ein goldenes Armband gefunden haben. Ich bin von der Eigentümerin abgesandt, dieses anzusehen und, wenn es das richtige ist, mit ihrem besten Dank oder, wenn Sie eine Belohnung für den Fund beanspruchen, gegen deren Einzahlung zu reklamieren.«

Werner hatte in peinlicher Spannung den Worten seines wunderlichen Besuchs gelauscht und sich unwillkürlich dabei im Bett emporgerichtet. »Und wie heißt die Dame?« fragte er rasch und errötete dabei zugleich, als er den wie spöttisch lächelnden Blick des Fremden fest auf sich haften sah.

»Der Name tut wohl nichts zur Sache«, meinte dieser mit einer nichtsdestoweniger verbindlichen Verbeugung, die aber eben wieder mehr wie Hohn als Höflichkeit aussah. »Zuerst möchte ich den fraglichen Schmuck sehen, um zu wissen, ob es der richtige ist.«
»Dann bitte ich Sie, daß Sie sich einen Augenblick in das Nebenzimmer verfügen«, sagte Werner; »ich will mich rasch ankleiden und stehe augenblicklich zu Ihren Diensten.«
Der Fremde gehorchte der Bitte, stand von seinem Stuhl auf und hinkte – Werner sah erst jetzt, daß das linke Bein kürzer war als das rechte – dem beschriebenen Zimmer zu.
Der junge Mann beendete rasch seine Toilette. Jetzt endlich sollte er ja Aufklärung erhalten über das Rätsel seines Lebens; der Schleier sollte sich lüften, der für ihn Glück oder Elend in seinen dunklen Falten barg, und das Armband aus dem Fach nehmend, in dem es neben seinem Bett all die Nächte gelegen hatte, betrat er gleich darauf sein kleines Atelier, in dem er den Fremden gebeten hatte, ihn zu erwarten.
Dieser hatte indessen von der erhaltenen Erlaubnis unumschränkten Gebrauch gemacht, von einer Staffelei ein verkehrt darauf liegendes, noch unvollendetes Bild genommen und umgedreht, und er betrachtete es mit dem größten Interesse.
»Mein Herr«, rief Werner, keineswegs erfreut über die genommene Freiheit des Mannes, »dieses Bild –«
»Ist ganz ausgezeichnet«, entgegnete der Fremde, ohne im mindesten das Unschickliche seines Benehmens zu fühlen; »ganz ausgezeichnet, sage ich Ihnen. Wetter, Herr Werner, ich glaubte, Sie wären nur Landschaftsmaler, aber ich sehe, daß Sie auch ausgezeichnet im Porträtieren sind.«
»Dieses Bild«, sagte Werner, »war keineswegs bestimmt, von irgend –«
»Kann es mir denken«, lachte das kleine Ungeheuer, indem es das Bild vor sich auf die Staffelei stellte und sich vergnügt dabei die Hände rieb. »Sollte sicher eine Überraschung für mich von meiner Braut werden – bin nun leider ein wenig zu früh dahintergekommen.«
»Von Ihrer Braut?« rief der Maler erschrocken, und es war ihm, als ob eine Totenhand an sein Herz gegriffen habe.
»Versteht sich, versteht sich!« schmunzelte der Alte, und sein Gesicht verzerrte sich, wie es dem jungen Mann vorkam, fast zur Fratze. »Unendlich zarte Aufmerksamkeit das – unendlich zarte Aufmerksamkeit.«
Werner mußte sich an der Stuhllehne halten, um nicht umzusinken. Der Fremde, der das Bild jetzt nicht weiter betrachtete, mußte die

Frage nach dem Armband wiederholen, ehe Werner nur hörte, was jener zu ihm sagte, und fast mechanisch wickelte er dann den Goldreif aus dem Papier, in dem er eingeschlagen gewesen war, und hielt ihn dem hastig danach Langenden entgegen.
Gerade diese Hast des fremden, unheimlichen Menschen brachte ihn aber auch wieder zu sich selber. Es war ihm, als ob er in diese Hände das Heiligtum nicht überliefern dürfte, und den Schmuck zurückziehend, sagte er rasch: »Herr, ehe ich Ihnen das Armband übergebe, muß ich auch wissen, ob Sie bevollmächtigt sind, es in Empfang zu nehmen. Es gehört jedenfalls einer Dame, und ich hatte mir vorgenommen, es nur deren eigenen Händen wieder zu übergeben.«
»Unsinn, verehrter Herr, barer Unsinn!« entgegnete der kleine Mann, der einen vergeblichen Griff nach dem goldenen Reifen getan hatte und sich dieses jetzt plötzlich wieder entzogen sah. »Zeigen Sie mir nur erst den Schmuck oder, noch besser, lassen Sie ihn mich beschreiben, und Sie werden sich dann leicht davon überzeugen, daß ich ihn kenne und also auch damit betraut werden kann. Es ist ein einfacher goldener Reifen mit einem kleinen runden Schloß, das in der Gravierung eine von Blättern gebildete Krone zeigt. Unter dem Schloß aber ist ein deutsches ›A‹ eingeschnitten, demgegenüber ein geheimnisvolles verschlungenes Zeichen steht.«
»Welcher Art?« fragte Werner.
»Etwa in – etwa in dieser Art«, sagte der Fremde zögernd, indem er einen auf dem Tisch liegenden Bleistift aufnahm und eine Art von Pentagramm, aber mit unterbrochenen Linien zeichnete.
»Sie scheinen den Schmuck zwar zu kennen«, erwiderte Werner; »dennoch erlauben Sir mir, daß ich bei meinem Vorsatz beharre, ihn der Eigentümerin eigenhändig auszuliefern.«
»Würde das mit Vergnügen tun«, sagte der Fremde, indem sich sein Gesicht zu einem süßlichen Lächeln verzog, »aber – die Dame ist gerade verreist und hat mich beauftragt, den Schmuck für sie in Empfang zu nehmen.«
»Verreist?« sagte Werner, ihn mißtrauisch betrachtend.
»Aber das bleibt sich in der Hauptsache gleich«, setzte der Fremde rasch hinzu; »ich bin auch beauftragt, Ihnen den Finderlohn bis zum Goldwert und darüber auszuzahlen, da es ein liebes Andenken ist, das sie nicht missen möchte.«
»Und wer hat Ihnen gesagt, daß ich überhaupt einen Finderlohn verlange?« sagte Werner, beleidigt durch das absprechende Wesen des Fremden. »Wenn es mir nun genügte, der Dame das verlorene Armband eigenhändig wieder zurückerstatten zu wollen?«
»Aber wenn ich Ihnen sage, daß das nicht angeht?« fiel der Fremde ein, und sein eines Auge blitzte dem jungen Mann fast zornig,

wenigstens recht boshaft entgegen, während das andere in der Stube herumsuchte.
Gerade diese Störrigkeit des kleinen Mannes bestärkte aber Werner nur noch mehr in seinem einmal gefaßten Entschluß, und er sagte ruhig: »Dann behalte ich den Schmuck, bis sich eine Gelegenheit bietet. Sie wissen jetzt, in wessen Händen er ist; das mag Ihnen genügen.«
»Sehr wohl, Verehrtester«, sagte wie umgewandelt in seinem ganzen Benehmen der Lahme. »Euer Wohlgeboren werden dann schon heute abend dazu Gelegenheit bekommen, da die Dame bis dahin – freilich zu etwas später Stunde – zurückkehrt. Ich werde sie am Bahnhof erwarten und mir dann das Vergnügen machen, Sie abzuholen. Sind Sie damit einverstanden?«
»Von Herzen gern!« rief Werner, wenn er auch nicht recht begriff, was in aller Welt den noch vor wenigen Sekunden so mürrischen Gesellen auf einmal so schmiegsam und freundlich gemacht hatte. »Zu welcher Stunde befehlen Sie, daß ich Sie erwarten soll?«
»Weiß ich noch nicht, mein Bester, weiß ich noch nicht«, erwiderte der Fremde. »Kann um sieben Uhr, kann aber auch später kommen. Seien Sie wenigstens von sieben Uhr an zu Hause. Kann ich mich darauf verlassen?«
»Sie sollen mich auf dem Platz finden.«
»Sehr schön; aber – was ich gleich noch fragen wollte: Wann, in aller Welt, hat Ihnen denn die junge Dame eigentlich zu dem Bild gesessen? Ich weiß mich doch gar keiner Zeit zu erinnern – aber halt, antworten Sie mir nicht«, unterbrach er sich plötzlich wieder mit dem gleichen süßen, widerlichen Lächeln, »die Frage wäre unter den jetzigen Verhältnissen indiskret. Soll eine Überraschung für mich sein, das Bild; liebes, gutes Mädchen, das mir eine Freude machen will – darf nicht weiter danach forschen und habe die Ehre, mich Ihnen ganz gehorsamst zu empfehlen. Bitte, finde meinen Weg schon allein, bin hier bekannt im Haus.« Er öffnete die Tür und eilte hinaus.
Werner ging ihm nach, um ihn an die Treppe zu geleiten, sah ihn aber nicht mehr. Der Bursche, der morgens Werners Kleider reinigte, kam eben die Treppe herauf und mußte dem Fremden begegnet sein.
»Hast du den Herrn gesehen, der in diesem Augenblick die Treppe hinuntergegangen ist?«
»Den Herrn?« fragte der Bursche und sah erst nach rückwärts und dann Werner kopfschüttelnd an. »Eben?«
»In diesem Augenblick.«
»Ist mir niemand begegnet.«

Werner stand betroffen da. »Aber er muß eben die Treppe hinuntergegangen sein, oder er ist durch die Luft geflogen.«
»Vielleicht nach oben gegangen?« bemerkte der Bursche vollkommen richtig.
Werner, der sich davon überzeugen wollte, ließ den jungen Menschen auf Wacht an der Treppe, um zu sehen, wann der Fremde zurückkommen würde. Aber er kam nicht. Zu Mittag ging Werner selbst in die obere Etage, um sich nach dem Fremden unter irgendeinem Vorwand zu erkundigen. Niemand hatte ihn gesehen – er war nicht oben gewesen.
Werner kehrte wie in einem Traum in sein Zimmer zurück. In der Zeit besuchte ihn Gerhard und fand ihn bleich und aufgeregt, den Kopf in die Hand gestützt, auf seinem Sofa sitzen. Auf keine Frage des Freundes mochte er Rede stehen; er gab ausweichende, oft verkehrte Antworten, und als ihn der Freund verlassen hatte, schloß er sich ein und nahm seine Arbeit wieder vor, das Bild der holden, geheimnisvollen Unbekannten, das seine Träume füllte und selbst im hellen Sonnenschein nicht von seiner Seite wich, aus dem Gedächtnis zu vollenden. Auch den heutigen Tag wollte er damit hinbringen, und die Ungeduld verzehrte ihn fast, wenn er bedachte, daß ihn der heutige Abend dem Ziel seiner Wünsche entgegenführen sollte.
Dem Ziel seiner Wünsche? – Hatte jener entsetzliche Mensch, der auf so rätselhafte Weise verschwunden war, sie nicht für seine Braut erklärt? Und wenn er die Wahrheit redete, war sie dann nicht auf immer für ihn verloren? Und was war er ihr? Er warf die Palette beiseite und barg erschüttert das Antlitz in den Händen; durfte er hoffen, daß sie mit einem freundlichen Gedanken ihn im Herzen getragen hätte? War er ihr nicht ein Fremder, Unbekannter, der nur ein- oder zweimal ihren Weg gekreuzt und den sie vielleicht schon lange vergessen hatte? Was überhaupt hatte sein Herz dem fremden Mädchen auf so geheimnisvolle, ihm selber unerklärliche Weise zugewandt? War das die Liebe auf den ersten Blick, von der er wohl schon oft gelesen und gehört, die er aber immer für ein müßiges Märchen schwärmerischer Poeten gehalten hatte? Oder täuschte er sich selber? War es vielleicht nur das Rätselhafte ihres Erscheinens und Verschwindens, das seine Phantasie befangen, das ihm das ruhige Urteil, die ruhige Überlegung genommen hatte? Er wußte es nicht, aber es war ihm, als ob ihm das Herz zerreißen müsse, wenn er sich die Möglichkeit eines Verlustes auch nur dachte, und die kommende Stunde barg deshalb für ihn das Wohl und Wehe eines ganzen Lebens, eine Ewigkeit von Elend oder Seligkeit.
Gewaltsam raffte er sich endlich aus diesem ihm furchtbar werdenden Zustand empor und arbeitete mit regem Eifer aufs neue an dem

Bild, das ihm unter den Händen wuchs, er wußte selbst nicht wie. So schwer er sich am Anfang die Ausführung eines Porträts ohne das Original gedacht hatte, so leicht mischten sich – fast wie von selber – die Farben, und so klar schwebten ihm die Züge der Geliebten vor der Seele. Wenn er den Pinsel nur an die Leinwand brachte, stand die geheimnisvolle Fremde auch wie lebendig vor ihm da, und in fieberhafter Aufregung und Angst, daß ihm das Bild wieder verschwinden möge, arbeitete er weiter und bannte, was ihm die Seele zum Zerspringen füllte, mit festen Farben auf die Leinwand hin.

So verging ihm der Tag, er wußte selber kaum wie rasch. Verschiedene Male klopften Freunde an seine Tür – er antwortete ihnen nicht, hätte er doch mit keinem über Alltägliches sprechen können. Und als nun das Bild in größerer Lebensfrische aus der Leinwand sprang, fühlte er, daß sich ihm selber neue Lust und Freude durch die Adern goß. Aber immer rascher schlug auch sein Puls, seine Stirn brannte, seine Augen glühten, und frischer und lebendiger trat dabei das Ideal vor seine Phantasie. Zug um Zug konnte er erkennen: den feinen Rosenschimmer der zarten Haut, den feuchten Glanz des Auges, das sanfte Wogen selbst ihrer Brust und jetzt – entsetzt trat er einen Schritt zurück, denn vor ihm, lebend, atmend stand – nicht mehr nur das rege Bild seiner erregten Einbildungskraft, nicht mehr ein Schatten, den sich die aufgerührten Sinne aus dunkler Nacht heraufbeschworen –, stand die Geliebte selber in all der zauberhaften Schönheit vor ihm da, und während er Palette und Pinsel fallen ließ und zu den Füßen der Holden niederstürzen, ihre Knie umklammern und sie beschwören wollte, ihn nicht mehr zu verlassen, zuckte plötzlich ein wilder Blitz durch das Gemach, der Donner rollte, und leblos brach er an der Staffelei zusammen.

Wie lange er so gelegen war, wußte er nicht; als er aber wieder zu sich kam, dämmerte schon der Abend, und vor ihm, auf der Staffelei, stand das vollendete Bild der Fremden in fast schreckenerregender Wahrheit und Treue.

Werner konnte sich nicht losreißen von den lieben Zügen, und mit jedem Augenblick sog er das süße Gift tiefer ein in seine Seele. So rückte der Abend mehr und mehr heran, und in peinlicher Spannung erwartete er die versprochene Ankunft des Fremden. Stunde nach Stunde aber verging, ohne daß dieser sich zeigte.

Um neun Uhr endlich klopfte es an die Tür, und als er diese rasch öffnete, stand Gerhard vor ihm, der ihn verwundert vom Kopf bis zu den Füßen betrachtete.

»Du bist es?« fragte Werner.

»Hast du jemand anderen erwartet?« lachte der Freund. »Weshalb so geputzt? Willst du in Gesellschaft gehen, oder kommst du daher?

Und – um Gottes willen, Werner, du siehst totenbleich aus! Du bist krank, Freund, du bist wahrhaftig krank, und das Beste für dich ist, zu Bett zu gehen. Ich will bei dir bleiben, wenn ich dich nicht störe.«
»Ich danke dir herzlich«, sagte Werner, verlegen lächelnd, »und ich versichere dir, daß ich mich vollkommen wohl und gesund fühle. Nur ein wenig angestrengt gearbeitet habe ich die letzten Tage, um ein mir aufgetragenes Bild noch vor meiner Abreise zu beenden. Ein paar Tage Zerstreuung in den Bergen macht alles wieder gut.«
»Aber dann geh nur auch in die Berge, Werner«, drängte ihn Gerhard mit herzlicher Bitte. »Verlaß M–; die Luft hier sagt dir nicht zu; du mußt Zerstreuung haben, wenn du nicht wirklich erkranken willst, und ein Szenenwechsel ist das Beste, was du dir verschreiben kannst. Laß uns morgen aufbrechen. Ich gehe mit dir, und im schönen Tirol wird dir das Herz wieder in all der alten Lust und Wonne aufgehen wie vordem.«
Er hielt ihm die Hand zum Einschlagen hin, in die Werner wohl lächelnd, aber doch nur auch zögernd die seine legte. »Fest auf morgen kann ich es dir noch nicht versprechen«, sagte er dabei; »sehr bald aber – vielleicht schon heute oder morgen – wird es sich entscheiden, wann ich fort kann, und dann gehen wir zusammen. Ist dir das recht?«
»Es muß ja wohl sein«, sagte der Freund; »mir ist alles recht, wenn ich dich nur fortbringen kann von hier. Apropos – hast du die Eigentümerin deines Armbandes endlich gefunden? Du versprachst sie mir zu zeigen.«
»Noch nicht. – Wenn es geschieht, halte ich mein Versprechen.«
Gerhard blieb noch zögernd stehen. Es war ihm nicht entgangen, daß sich Werner in einer eigenen Art von Aufregung befand und, während er mit ihm sprach, oft nach irgendeinem draußen vermuteten Geräusch aufhorchte.
»Hast du noch etwas vor heute abend?« fragte er endlich. »Oder hast du Lust, mich noch ein Stündchen zu begleiten? Wir treffen in Behlers Keller draußen, nicht sehr weit von der Gartenstraße, mehrere von unseren Bekannten.«
»Heute kann ich nicht«, sagte Werner rasch; »wenigstens jetzt noch nicht. Vielleicht komme ich später nach, ehe ihr auseinandergeht.«
»Du erwartest Besuch?«
»Eine Geschäftssache.«
»So will ich dich nicht länger stören. Bis elf oder halb zwölf triffst du uns dort. Guten Abend, Werner!«
»Guten Abend, Gerhard! Ich glaube bestimmt, daß ich mich bis dahin freigemacht habe. Vielleicht kann ich dir dann auch eine Neuigkeit mitteilen.«

Gerhard ging, und Werner schritt in immer peinlicherer Ungeduld in seinem Zimmer auf und ab. Es schlug zehn Uhr – niemand kam, ihn abzuholen. Es schlug elf – er hörte die Haustür unten zuschlagen und verschließen; der erwartete Fremde kam nicht, und Werner griff schon nach Hut und Stock, seinen so oft fruchtlos gemachten nächtlichen Spaziergang zur fernen Gartenstraße auch heute zu wiederholen und den brennenden Schläfen wenigstens Kühlung zu geben, als er draußen Schritte auf der Treppe hörte. Er horchte – es mußte der Hausmann sein, der oben im dritten Stock wohnte. – Aber die Schritte hielten vor seiner Tür, es klopfte bei ihm an, und Werners Herz stand fast still.

Er war nicht einmal imstande, »herein« zu rufen, als sich die Tür endlich langsam öffnete und auf der Schwelle, den Hut in der Hand, mit demselben widerlichen Lächeln, der Fremde stand. »Ich muß inständigst um Entschuldigung bitten, Sie so lange warten lassen zu haben«, sagte der Lahme, indem er lachend ins Zimmer glitt, »aber meine verehrte Braut hatte den ersten Zug versäumt und ist vor etwa einer halben Stunde mit dem letzten Zug eingetroffen. Wenn es Ihnen jetzt noch beliebt, mein Bester; wissen ja wohl, ich hatte mein Wort gegeben und bin also hier, es zu halten.«

»Aber werden wir die Dame so spät stören dürfen?« fragte Werner.

»Sie wird von der Reise angegriffen sein.«

»O bewahre! Frisch wie ein Fisch im Wasser«, lachte der Kleine. »Haben nur nicht mehr viel Zeit zu versäumen, wenn wir noch heute dort eintreffen wollen.«

»Wohnen Sie weit von hier?«

»Ein Viertelstündchen zu gehen. Aber ich sehe, Sie sind schon vollständig gerüstet, mein Bester.«

»Ich bin bereit«, sagte Werner. »Aber wie kamen Sie in das Haus?«

»Durch die Haustür natürlich«, lächelte der Fremde. »Fand sie glücklicherweise offen. Da wir vom Finden reden – Sie haben doch das Armband bei sich?«

»Gewiß«, erwiderte Werner, nach der Tasche fühlend, in der er es trug.

Der kleine Mann folgte der Bewegung mit dem einen Auge, und sich vergnügt die Hände reibend, rief er: »Vortrefflich, vortrefflich, mein Bester! Und nun kommen Sie. Meine Braut wird sich ganz unsagbar freuen, Ihren schätzbaren Besuch wie das Kleinod, nach dem sie sich so außerordentlich sehnt, noch heute abend zu empfangen.«

So rasch stieg er dabei die Treppe hinunter, daß ihm Werner kaum zu folgen vermochte, und nur erst an der Haustür machte er halt, die er

verschlossen fand. »Aha«, lachte er hier, »der würdige Bürger hat seine Zugbrücke schon aufgezogen und sein Schloß für die Nacht verbarrikadiert. Hoffentlich haben Sie doch eins jener nützlichen Instrumente bei sich, ohne das kein ehrbarer Bewohner von M– vorsichtigerweise sein Haus verläßt.«
Werner öffnete schweigend die Tür, die er wieder hinter sich schloß, und lautlos schritten nun die beiden Männer die schon stillen Straßen entlang, und zwar derselben Richtung zu, in der das »Rote Haus« lag. Werner wollte deshalb eine Frage an seinen Begleiter richten, aber er brachte das Wort nicht über die Lippen, und Straße nach Straße ließen sie hinter sich, ohne daß sie auch nur eine Silbe miteinander gewechselt hätten.
Endlich erreichten sie die Gartenstraße – Werners Herz klopfte ihm wie ein Hammer in der Brust – und folgten der Mauer, die dem »Roten Haus« unmittelbar zuführte. Die einzige Person, die sie noch auf der Straße trafen, war der Nachtwächter, der eben, als es vom Turm zwölf schlug, die Stunde abrief.
»Und wohnt die Dame wirklich in dem ›Roten Haus‹?« brach Werner jetzt zum erstenmal das Schweigen.
»Wer?« fragte der Nachtwächter, an dem sie gerade vorüberschritten, indem er ihnen erstaunt nachsah.
»Im ›Roten Haus‹?« fragte der Fremde, ohne von jenem weiter Notiz zu nehmen. »Ich glaube, die Leute benennen unser Palais mit diesem Namen. Jawohl, mein Bester, und wir sind jetzt gleich zur Stelle. Wir steigen jedesmal hier ab, wenn wir nach M– kommen. Aber da sind wir schon an Ort und Stelle, und ich werde gleich –« Er suchte – wenngleich vergebens – nach dem Klingelzug und fuhr, ärgerlich mit dem Fuß stampfend, fort: »Da hat die verwünschte Straßenbrut wieder den Glockenring aus lauter Übermut abgedreht. Ich werde auch morgen einmal Anzeige bei der Polizei machen und mich über die nachlässigen und schläfrigen Nachtwächter beschweren.«
Er hatte zugleich langsam zweimal an die Haustür geklopft, während Werner ein paar Schritte von dem Gebäude wegtrat, um zu den Fenstern hinaufsehen zu können. Oben war alles totenstill und öde; kein Lichtstrahl aus den zum Teil offenen, leeren Fenstern verriet, daß ein lebendes Wesen im Inneren hause, und in der wohl sternenhellen, aber von keinem Mondenstrahl erleuchteten Nacht lag das alte Gebäude finster und unheimlich vor ihm da.
Wieder knackte da das Schloß der Tür wie an jenem Abend, und der Fremde sagte:
»So, mein Bester! Jetzt sind wir am Ziel, und nun möchte ich Sie nur freundlichst ersuchen, näherzutreten. Die Damen werden uns wahrscheinlich schon mit Schmerzen erwarten.«

»Aber ich begreife wirklich nicht«, sagte Werner, der Einladung indessen Folge gebend; »dieses öde Gebäude kann doch nicht bewohnt sein?«

»Öde Gebäude?« lachte der Fremde, während er die Tür hinter dem Eingetretenen wieder ins Schloß warf. »Das ist nicht übel! Meinen wohl, mein Verehrtester, weil es noch so dunkel ist? Werden gleich Licht machen; möchten auch sonst in der Finsternis die Treppe nicht finden.«

Kaum hatte er dies gesagt, als er auf täuschende Weise den Ruf der kleinen Eule – bei uns gewöhnlich der »Totenvogel« genannt, nachahmte. In demselben Augenblick wurden oben an der Treppe Schritte laut; Lakaien eilten mit brennenden Girandolen herab, und rechts und links entzündeten sich zu gleicher Zeit weitarmige Wandleuchter und strömten ein warmes, fast blendendes Licht durch den weiten Raum.

Werner traute seinen Augen kaum, so hatte sich der Platz in den wenigen Tagen, in denen er ihn nicht betreten hatte, verwandelt. Von Licht und Glanz durchflossen, fielen die blendenden Strahlen nicht mehr auf kahle, nackte Wände und faule Trümmer, sondern zierliche, mit seltener Kunst ausgeschmückte Reliefs, hier und da von Freskomalereien unterbrochen, schmückten die Wände; weiche Teppiche deckten den Boden, und die neulich so morsche Treppe zeigte ein festes, gar seltsam in Holz geschnitzes Geländer, das sich, mit seltenen Blumen bestellt, zu der oberen Etage hinaufwand.

Werner preßte seine Schläfen zwischen den Händen; es kam ihm alles wie ein tolles Märchen vor.

Sein Führer ließ ihm aber kaum Zeit, sich zu besinnen, sondern flüsterte mit dem fatalen, süßlichen Lächeln, indem er sich dicht an ihn drängte: »Kommen Sie, Liebwertester, kommen Sie! Wir versäumen hier die kostbare, uns nur sehr knapp zugemessene Zeit, die wir besser nützen können, als hier im kalten, zugigen Hausflur zu stehen. Meine Braut erwartet uns, wie ich fest überzeugt bin, in peinlichster Ungeduld.«

Dabei hinkte er, so rasch es ihm der lahme Fuß gestattete, der Treppe zu und diese hinauf, und wie betäubt und vollkommen willenlos folgte ihm Werner. Wie auf weichem Moos stieg er die belegten Stufen hinan, in immer neuen Glanz, in neue Pracht hinein; ja einem Feenschloß weit eher als einer menschlichen Wohnung glichen jetzt die Räume dieses Hauses, das er sich bis dahin nur als wenig mehr als einen nackten Trümmerhaufen gedacht hatte.

Überall standen Lakaien in glänzenden Livreen, und oben an der Treppe, während die Flügeltüren des Salons aufgeworfen waren und ein wahres Feuermeer von Glanz und Licht ausströmten, spru-

delten kleine Fontänen wohlriechende Wässer aus und verbreiteten einen wunderbaren, fast betäubenden Duft.
Werner stand wie gebannt an der Schwelle, und ehe er völlig zur Besinnung kam, hörte er ein Seidenkleid rauschen. Sein widerlicher Begleiter flüsterte ihm etwas ins Ohr, und eine andere Tür wurde plötzlich aufgeworfen, aus der eine ganze Gesellschaft glänzend gekleideter Damen und Kavaliere sichtbar wurde. Aber Werner hatte nur Sinn für die eine – er hörte, er sah nichts weiter, denn vor ihm, mit allem Zauber übergossen, den seine Phantasie nur je dem Himmelsbild gegeben hatte, und dabei von Diamanten überdeckt, die an ihrem Nacken, aus ihren rabenschwarzen Locken blitzten, stand in vollendeter Schöne die Geliebte vor seinen entzückten Blicken.
Er wollte sprechen, aber kein Wort brachte er über die Lippen, und stumm und selig schaute er in die ihn freundlich anlachenden Augen der Dame.
»Es ist schön von Ihnen«, sagte diese, und ihre Stimme klang wie das leise Rieseln des Bergquells durch sein blumiges Bett, »daß Sie mich gleich bei meiner Ankunft hier begrüßen. Ich hatte immer gehofft«, setzte sie dann langsamer und mit leichtem Erröten hinzu, »Sie in der langen Zwischenzeit schon wieder einmal bei mir zu sehen – aber umsonst; und meine kleine Reise ließ sich auch nicht aufschieben.«
»Mein süßes Leben«, nahm hier plötzlich der Lahme das Wort, indem er sich mit ganz seltsamen Verbeugungen zwischen die beiden jungen Leute drängte, »ich habe hier das unschätzbare Vergnügen, Ihnen den außerordentlich geschickten Künstler und Landschafts- wie Porträtmaler«, setzte er mit einem bezeichnenden und pfiffigen Blick hinzu, »Werner vorzustellen. Zugleich ist dieser Herr, außer seinen anderen schätzbaren Eigenschaften, auch noch der glückliche Finder – aber davon nachher«, unterbrach er sich rasch. »Herr Werner, mit Stolz und Freude stelle ich Ihnen dagegen Fräulein Agnes von Hochstetten, meine verehrte und geliebte Braut, vor, die –«
»Halt! Nicht so rasch!« rief fast zornig die Jungfrau dazwischen. »Den Titel verdiene ich noch nicht, Herr Graf, und bis er mir gebührt – wenn das je geschieht –, wünsche ich ihn vermieden.«
»Aber, meine Allerverehrteste –«
»Genug!« lautete der ernste Bescheid. »Und nun, mein lieber Freund«, wandte sie sich wieder mit gewinnendem Lächeln an den jungen Mann, indem sie ihm, ohne den Grafen weiter zu beachten, die Hand hinüberreichte, »treten Sie ein bei uns, und lassen Sie uns ein Stündchen froh verplaudern. Die Stunden fliehen so rasch, und es sind uns nur so wenige zugezählt.«
»Agnes von Hochstetten?« wiederholte wie träumend Werner. »Wie ist mir denn? War denn das nicht der Name jener sechzehnjäh-

rigen Jungfrau, die draußen auf dem Kirchhof in ihrem steinernen Sarg schon ein Jahrhundert lang begraben liegt?«
Agnes sah ihm, während er sprach, starr und ernst in die Augen; dann aber legte sich wieder das so liebe Lächeln um die zarten Lippen, und sie sagte freundlich: »Pfui doch, lieber Freund, wer wird hier, in all dem Glanz und Schimmer lichten, jugendfrischen Lebens, vom kalten Grab sprechen! Uns allen steht es wohl bevor; doch weshalb vor der Zeit diese traurigen, trüben Bilder heraufbeschwören? Aber einführen will ich Sie jetzt in all den Glanz altadeliger und edler Geschlechter, die sich heute abend hier einfanden, mich zu begrüßen.«
»Und jener Graf?« fragte Werner mit leiser, angstbeklemmter Stimme. »Ist es wahr, was sein Mund behauptet? Daß er – daß er ein Recht beanspruche auf diese schöne Hand?«
Die Jungfrau warf verächtlich den Kopf zurück und sagte finster: »Daß er es sich anmaßen möchte, glaub' ich wohl, und durch einen unglücklichen Zufall wäre ich auch fast in seine Gewalt gegeben. Doch davon nachher! – Hier kommen schon die edlen Herren und Frauen, die sich im Turniersaal uns erwartend versammelt haben.«
Zugleich betrat sie mit ihm das weite Gemach, das Werner jetzt, dem übrigen entsprechend, mit fabelhaftem Glanz geschmückt fand. Aber über die Gruppen stattlicher und reich geputzter Herren und Damen hin, die überall aus und ein strömten, flog sein Auge unwillkürlich nach den bunten, reich bestickten seidenen Tapeten, die jetzt die Wände deckten und in deren Bildern er jetzt auf den ersten Blick das von dem alten Totengräber beschriebene Turnier erkannte. Edle gewappnete Ritter tummelten sich da auf kräftigen Rossen, hier einer dem Gegner die spitze Lanze zwischen die Fugen der Rüstung hineinrennend, daß der Getroffene aus dem Sattel taumelte; dort zwei andere mit weggeworfenen Lanzen und zu Fuß den zu Pferd begonnenen Kampf mit den blanken Schwertern ausfechtend. Auf dem sich rings umherziehenden Balkon aber saßen in weiter geschmückter Reihe edle Frauen, und dort – unter Tausenden hätte er die holden Züge wieder erkannt – war auch ihr liebes Engelsangesicht, während dicht hinter ihr – wie ein Stich traf es ihn ins Herz – die boshaft schielenden Augen, das struppige Haar jener Teufelsfratze niederstarrten und Werner jetzt entsetzt in ihr das wenn auch verzerrte, doch täuschend ähnliche Bild des Grafen erkannte.
Fast erschreckt schaute er sich im Saal um und begegnete dort, gar nicht weit von sich entfernt und zwischen zwei der dicht verhängten Fenster, demselben boshaft zu ihm herüberblitzenden Auge, das auch aus dem Bild der Tapete niedergrinste. Kaum aber traf sein

Blick den des kleinen tückischen Mannes, als dieser ihm mit seinem unheimlichen Lächeln zunickte.
Noch starrte Werner, wie von dem Auge gebannt, zu ihm hinüber, als plötzlich eine leichte Hand seinen Arm berührte und Agnes mit flüsternder Stimme sagte: »So ernst, mein Freund? Licht und Glanz scheinen die gefurchte Stirn dir nicht aufzuheitern – vielleicht vermag es die Musik. Es liegt ein eigener Reiz in jenen sanften Tönen, die wir armen Irdischen dem Himmel abgestohlen haben.«
Leicht schlug sie dabei ihre Hände zweimal zusammen, und mit dem zweiten Schlag schon begann ein unsichtbares Orchester mit gedämpften Instrumenten eine sanfte, wunderschöne Symphonie. Die Jungfrau aber, während die weichen Töne durch die erwärmten, duftigen Räume wogten, führte den Jüngling, der sich an ihrer Hand der Erde entrückt wähnte, in ein kleines, nur von einer düsteren Ampel erhelltes Nebengemach und winkte ihm dort, auf einem Sessel neben ihr Platz zu nehmen.
»Beantworten Sir mir eine Frage«, sagte da Werner, der gewaltsam den ihn umdrängenden Zauber zu bannen suchte. »Der Kopf schwindelt mir, meine Sinne empören sich wider mich – ich fasse, ich begreife nicht, was um mich her vorgeht, wo ich bin. – Atme und lebe ich? Wie ein märchenhafter Traum steigen neckische Gebilde auf um mich; ich sehe und höre und fühle doch dabei die Unmöglichkeit dessen, in dem ich lebe und atme. Ich weiß, daß übernatürliche Kräfte uns umgeben, daß sie Macht über uns gewinnen, wenn wir ihnen einmal Raum in unserer Seele gestatten; aber wenn das, was ich alles hier erkennen kann, nur ebensolche wilde Täuschung wäre und ein nächster Augenblick des Erwachens mich einsam und elend zurück in des Lebens Alltäglichkeit schleudern könnte – wo endet da unser Verstand, wo beginnt der Wahnsinn, der uns mit seinen Krallen dann umfangen hält?«
»Du wunderlicher Mann!« lächelte ihm, klar und fest ins Auge schauend, die Jungfrau zu. »Welch trüben, entsetzlichen Gedanken gibst du dich hin, während alles um dich her nur Lust und Freude atmet? Weshalb das alles? Da draußen liegt die Nacht mit ihren Schrecken und Geheimnissen – hier ist Licht und Lust und Glanz. Hast du noch nie gelernt, den Augenblick zu genießen? Und muß denn immer nur ein Schreckensgespenst von dem, was einmal kommen kann und mag, die frohe Stunde und des Glücks Genuß euch trüben?«
»Und kann ich anders?« rief Werner in leidenschaftlicher, schmerzlicher Aufregung. »Du holdes Bild, das mir seit heute wie eine neue Sonne am düsteren Lebenshimmel aufgegangen ist, lebst hier in all dem Glanz, der mehr von dir sein Licht empfängt, als dir es gibt, in stets sich neu gebärender Lust und Herrlichkeit. Ich bin ein armer

heimatloser Wandersmann, den sein wunderliches Geschick durch dieses lichte Paradies, in dem er nicht verweilen darf, geführt hat, und dem die Nacht da draußen jetzt nur viel dunkler, nur viel trostloser erscheinen wird, als da er dich nicht kannte. Oh, warum mußte mir das Glück gezeigt werden, nur um mich um so mehr mein Nichts empfinden zu lassen? Warum wurde mir erlaubt, die Hand nach einer Frucht auszustrecken, die unerreichbar fern dem armen Maler liegt?« Er barg sein Antlitz in den Händen, und die heißen Tränen perlten ihm zwischen den fast krampfhaft gespannten Fingern hindurch.

»So unerreichbar?« sagte mit leiser, aber zu den innersten Fasern seines Herzens dringender Stimme die Jungfrau an seiner Seite, daß er rasch und fast erschreckt zu ihr aufschaute.

»Und wäre es nicht?« rief er, von seinem Sessel aufspringend und, während er des Mädchens Hand ergriff, in schwindelndem, seligem Entzücken zu ihren Füßen niedersinkend.

»Nicht so, mein teures Herz«, sagte, ihn sanft vom Boden hebend, das wunderschöne Weib, »nicht so. Ich kann dich nicht vor mir im Staub sehen, indessen ich durch dich selber Licht und Freiheit wiedererhalten soll.«

»Durch mich?« rief Werner, erstaunt zu ihr aufschauend. »Du Herrliche, durch mich?«

»So höre denn«, flüsterte die Jungfrau, während sie ihn mit leiser Gewalt vom Boden hob und es willig geschehen ließ, daß er die Hand behielt und mit seinen heißen Küssen bedeckte. »Ich bin nicht frei und glücklich, wie du wähnst; eine Macht, die mit meinem Leben und Dasein in inniger Verbindung steht, hat Gewalt über mich. Nur ein Geschenk aus höherer, reinerer Hand enthob mich seinem Einfluß, aber nur solange ich das mir wahren konnte. Es war ein einfacher goldener Reif, den ich bis jetzt an meinem Arm trug, von Feenkraft geweiht. Die Eule, die dir dort als Graf erschien, sie mußte sich dem mächtigen Schutz beugen, ja sogar mir in allem, was ich von ihr forderte, dienstbar sein. Da wollte es mein böses Geschick, daß ich an jenem Abend, an dem es mir vergönnt war, dich zu sehen, das Kleinod von meinem Arm verlor, und nur mein guter Engel lenkte deinen Blick auf jenen unscheinbaren Schmuck.«

»Die Eule? – Der Graf?« wiederholte Werner, der in unbegrenztem Erstaunen den Worten der Jungfrau gelauscht hatte. »Von Feenkraft geweiht? Wie ist mir denn? Treibst du nur deinen Spott mit mir, oder wäre meine Furcht begründet, daß alles, was mich hier umgibt, nur tolles Blendwerk meiner Sinne ist?«

»Blendwerk?« sagte die Jungfrau, lächelnd den Kopf schüttelnd. »Wirklichkeit? – Wer von allen Sterblichen wäre imstande, Blend-

werk von Wirklichkeit zu unterscheiden? Durch eure Sinne nehmt ihr Dinge wahr; doch wißt ihr, ob sie sind? Ihr nennt das grün und jenes blau und rot und seid nicht einmal gewiß, ob nicht dem Auge des Nachbarn Rot wie Grün erscheint und er die Namen nur dafür verändert und Rot meint, wenn er Grün nennt.«

»O nein, nein«, bat Werner, ihr in Todesangst die Arme entgegenstreckend; »der Gedanke schon ist Wahnsinn, daß auch du, Himmlische, ein Blendwerk sein und mir entschwinden könntest, wie du dem Boden vor mir entstiegen bist. Wo nähme ich die Kraft her, dem Elend zu begegnen, dich wieder zu verlieren? Du bist – du mußt Wirklichkeit sein, und von deiner Liebe beglückt, von deinen Armen umschlungen, wäre mir selbst des Himmels Seligkeit ein Wahn.«

»Frevle nicht!« sagte mit scheuer Stimme die Jungfrau, indem sie ängstlich seinen Arm ergriff und das Antlitz dem Nachbarzimmer zuwandte. »Böse Mächte klammern sich an das Wort des Menschen und flechten Bande daraus, ihn tiefer und tiefer zu sich hinabzuziehen in ihr Reich – und es ist furchtbar dort«, setzte sie mit kaum hörbarer Stimme hinzu.

»Eine Hölle ohne dich«, rief Werner in wilder Begeisterung; »ein Himmel, wo du weilst!«

»Still – still – die Eule naht!« sagte Agnes plötzlich, indem sie warnend den Finger hob. »Das Armband jetzt! Gib mir den goldenen Reifen, den du an jenem Abend vor der Tür gefunden hast – ich muß ihn haben.«

Werner griff in die Tasche, in der er, in Papier eingeschlagen, das Armband trug, als plötzlich der Lahme, das widerwärtige Gesicht zu einem boshaften Lächeln verzerrt, in der Tür erschien, auf Agnes zuging, sich tief vor ihr verbeugte und dann, ohne ein Wort zu sagen, die beiden langen Arme in die Höhe warf. In demselben Augenblick fast flogen rechts und links die schwerseidenen Gardinen, die bis jetzt die eine Wand des Gemachs gebildet hatten, zurück, und darin, Reihe an Reihe gedrängt, standen die Gäste, einen Halbkreis um ein kleines altarartiges Gestell bildend, auf dem ein mit schwerem Eisen verschlossenes rotschwarzes Buch und ein blanker Dolch lagen.

»Sehr verehrte Damen und Herren und allesamt lieben Freunde und Gefährten!« rief der Graf mit scharfer, gellender Stimme, die in die entferntesten Ecken der Gemächer drang. »Ich habe Sie heute abend zu uns eingeladen, Zeugen einer feierlichen Handlung zu sein, die mich zu dem glücklichsten Wesen über und unter der Erde, Agnes von Hochstetten aber zu meinem ehrbaren Weib machen wird.«

»Halt ein, Unglückseliger!« rief da die Jungfrau, die nach ihr ausgestreckte Hand des Widerlichen in Zorn und Abscheu zurückschleudernd. »Noch bin ich nicht in deiner Macht; noch hab' ich meine Freiheit, und ich will sie wahren bis zur letzten Stunde des Gerichts. Du vergaßest das Armband, das du selber mir wieder in die Hände liefern mußtest – du vergaßest die Hilfe, die ich in diesem jungen Freund gefunden habe, und ich trotze dir und deinem Zorn und Haß. Her zu mir jetzt, Helfer in der Not!« rief sie, dabei die Arme dem wie in Verzückung stehenden Werner entgegenstreckend. »Gib mir das Band, mein Retter aus mehr als Todesqual, das Band – das goldene Band!«

Der Lahme sprach kein Wort, regte kein Glied seines Körpers, nur das höhnische Lächeln zuckte über seine Züge, als Werner den goldenen Reifen, den er in der Hand hielt, rasch und mit fieberhafter Angst aus der Papierhülle befreite.

»Hier«, sagte er, »hier nimm, Geliebte, und mein Leben bürgt dir für –«

»Was ist das?« unterbrach ihn Agnes, indem sie totenbleich zurücktrat und ihm die ausgestreckten Arme jetzt wie abwehrend entgegenhielt. »Unglücklicher – ich bin verloren!«

»Haha!« lachte der Graf. »Was haben wir da, Verehrteste? Ein goldenes Armband? Das ist ja der Ring von der Straßenklingel, den Euer Wohlgeboren aus Versehen eingesteckt haben. Jetzt weiß ich auch, wer mir die Ringe immer abdreht, und werde den Wächter darauf aufmerksam machen.«

Werner stand wie zu Stein erstarrt. »Was ist das?« rief er mit vor innerer Angst fast erstickter Stimme. »Wie kommt der Ring in meine Tasche? Und wo ist der Schmuck, den ich –«

»Der Schmuck?« kreischte der Lahme. »Hier ist das Armband – hier in meiner Hand. Ich habe den Schatz; das echte Band, das dich, mein holdes Liebchen, an mich fesselt für die Ewigkeit.«

»Wir gratulieren, wir gratulieren!« riefen die Anwesenden und beugten sich und knixten und wehten mit den Tüchern, und das lahme Ungeheuer hinkte auf die wie zu Marmor erstarrte Schöne zu und wollte sie in seine Arme schließen.

Aber nur seine Berührung gab ihr wieder Leben, und wie ein gescheuchtes Reh floh sie dem Tisch zu, auf dem das Buch und der Dolch lagen.

»Das hilft Ihnen nichts, Verehrteste«, lachte der Lahme, daß die Säle von dem teuflischen Laut widerhallten. »Mein sind Sie, mein!«

»Rette mich vor ihm!« klang der Hilferuf der Jungfrau, die vor dem Tisch ohnmächtig niederbrach, an Werners Ohr, und wie elektrisches Feuer schoß der Hilferuf durch seine Adern.

»Teufel!« schrie er, indem er in wenigen Sätzen am Tisch war und den blanken Dolch vom Buch herunterriß. »Taschendieb! Mit deinem Leben, wenn nicht anders, hol' ich mir mein Eigentum zurück!« Und mit diesen Worten warf er sich, seiner Sinne kaum noch mächtig, auf den Grafen, der vor der blanken Waffe scheu zurückwich.
»Ruhe, Ruhe, mein allerbester Herr Landschaftsmaler!« schrien die Gäste durcheinander und drängten sich ihm entgegen, ihn von seinem Opfer abzuziehen.
»Zurück von mir!« donnerte aber des jungen Mannes Stimme durch den Lärm, und die Herbeidrängenden wie Schatten von sich schleudernd, folgte er in wilder Hast dem jetzt entsetzt die Treppe hinabfliehenden Grafen.
Von allen Seiten stürzten die Lakaien herbei, alle Türen wurden geöffnet, und wilde, entsetzliche Fratzen lachten ihm höhnisch überall entgegen – aber er sah nur ihn; mit wildem Griff krallte sich seine Hand in die Schulter des Flüchtigen und jetzt – jetzt faßte er das Kleinod, das jener eben von sich schleudern wollte.
»Hahaha«, lachte da der Graf, indem er ihm unter den Händen entschwand und als Eule aus der geöffneten Haustür auf die Straße flog. »Was hilft dir der Ring? Mein ist sie doch – mein ist sie doch!«
»Nicht dein – nicht dein!« schrie aber Werner in fast wahnsinniger Wut, indem er, den Dolch wieder gefaßt, hinter dem Tückischen herfloh. »Dein Leben ist mir verfallen, und ich will – ich muß es haben!«
»Mein allerbester Herr!« baten da die nachdrängenden Gäste, die sich wie Kletten an ihn hingen. »Was machen Sie nur? Was machen Sie nur?«
»Fort! Laßt mich!« tobte aber der Rasende, indem er sich mit Gewalt ihren ihn jetzt fest umklammernden Armen zu entziehen suchte. »Ich muß – ich muß! Zurück – oder ich morde, was mein Arm erreichen kann.«
»Aber Werner, um Gottes willen, komm zu dir!« rief ihm eine bekannte Stimme ins Ohr. »Du bist ja außer dir! Was hast du? Was ist geschehen?«
»Gerhard – dich sendet mir Gott!« rief der Unglückliche. »Ihm nach! – Noch ist es Zeit – er will Agnes zum Altar schleppen. Laßt mich! – Laßt mich los – dort fliegt er schon weit, weit voraus, und wenn er meinen Augen verloren ist – Teufel! Laßt mich los, sag' ich! – Zu Hilfe, Gerhard, zu Hilfe!«
»Aber so komm doch nur zu dir!« bat dieser in Todesangst den Freund. »Was hast du nur, und wo bist du gewesen?«

»Wo er gewesen ist?« sagte da eine tiefe Stimme, die einem der herbeigesprungenen Nachtwächter gehörte. »Drin im ›Roten Haus‹, so wahr ich selig zu werden hoffe. Und das bei finsterer Nacht und zwischen zwölf und ein Uhr! Mir dürfte einer das Haus mit Gold pflastern, ich sollte die Stunde darin zubringen.«

»Im ›Roten Haus‹?« rief der junge Mann erschrocken. »Er ist fort – er ist fort!« rief da Werner, in wildem, herzzerschneidendem Schmerz laut aufschreiend. »Verloren – verloren für immer!« Und während er sich mit so gewaltigen Kräften gegen die Arme sträubte, die ihn hielten, daß ihn die vier starken Männer kaum noch bändigen konnten, ließen plötzlich seine Anstrengungen nach, seine Arme sanken, er lehnte den Kopf zurück und lag ohnmächtig an Gerhards Schulter.

Dieser, der eben erst aus dem Weinhaus kam, in dem er eigentlich nur Werner erwartend so lange zugebracht hatte und durch den Lärm auf der Straße hierhergerufen war, suchte das Nähere über den unglücklichen Fall von den Nachtwächtern herauszubekommen. Diese wußten ihm aber selber sehr wenig anzugeben.

Der in dieser Straße stationierte Wächter erzählte, daß er Lärm und Geschrei gehört und nicht anders geglaubt habe, als daß irgendein Betrunkener aus einem Wirtshaus spät heimkehrend seinem Übermut ein wenig Luft mache. In der Nähe des »Roten Hauses« sei er aber zu seinem Erstaunen – und auch vielleicht wohl Schrecken – inne geworden, daß der Lärm von dort herausschalle, und wie er noch an der anderen Seite gestanden sei, wäre plötzlich der Herr hier in voller Wut und Flucht herausgesprungen. Wie er da hineingeraten sei, wisse er freilich nicht, denn bis jetzt sei die Tür stets verschlossen gewesen. Aus dem Haus heraus aber sei er gekommen, soviel blieb gewiß, und das Beste sei wohl jetzt, ihn so rasch als möglich in sein Bett zu schaffen, damit er dort »seinen Rausch ausschlafe«.

Gerhard, wenn er in seinem Herzen auch viel Schlimmeres fürchtete, bestärkte die Wächter doch gern in dem Glauben, daß der Unglückliche heute abend einmal »zuviel getrunken« hätte. Mit ihrer Hilfe klopfte er dann aus einem benachbarten Gebäude ein paar Arbeiter heraus, die den noch immer Ohnmächtigen gegen eine gute Belohnung zu seiner Wohnung trugen.

Alle weiteren Nachforschungen bei den Wächtern selber erwiesen sich auch als nutzlos. Nur einer von ihnen glaubte den jungen Mann als denselben wiederzuerkennen, der vor einer Stunde etwa, laut mit sich selber redend, an ihm vorübergegangen sei.

V

In Werners Wohnung angekommen, dessen Tür sie mit dem in seiner Tasche gefundenen Hausschlüssel öffneten, blieb Gerhard, als er ihn wieder zu sich gebracht hatte, die Nacht an seinem Bett, und der Kranke fiel gegen Morgen in einen sanften, ruhigen Schlaf, aus dem er erst nach zehn Uhr erwachte.

Gerhard hatte eigentlich dieses Erwachen gefürchtet, weil er glaubte, daß der irre Geist, wenn sich die erschöpfte Natur wieder erholt hatte, auch neue Kräfte zu seinen tollen Phantasien sammeln würde. Dem war aber nicht so.

Vollkommen ruhig öffnete Werner die Augen, sah den Freund einige Augenblicke an und schloß sie wieder. Aber das dauerte nicht lange, und Gerhard glaubte jetzt, daß er ihn fragen würde, wie er in sein Zimmer gekommen sei. Werner dagegen schien alles, was mit ihm vorgegangen war, genau zu wissen, dankte ihm für seine Teilnahme, als er in der Straße halb ohnmächtig zusammengebrochen sei, und bat ihn dann, auf seinem Tisch nachzusehen, ob das gefundene Armband noch dort liege.

Gerhard beruhigte ihn darüber. Er hatte es gestern abend, als sie ihn fanden, in der Hand gehalten, und er selber hatte es an sich genommen, damit es nicht wieder verlorenginge. Es lag jetzt auf dem Tischchen neben seinem Bett.

Werner ließ es sich geben, betrachtete es einen Augenblick, und dann auf sein Kissen zurücksinkend, sagte er ruhig: »Gott sei Dank; der verdammte Lahme hatte es mir unterwegs schlau entwandt und mir dafür den wertlosen eisernen Klingelring in die Tasche geschoben. – Aber es ist doch alles vorbei und Agnes auf immer für mich verloren.«

»Aber Werner«, bat Gerhard, dem die unheimlichen Worte einen Stich ins Herz gaben, »raffe dich doch um Gottes willen zusammen und sei ein Mann! Banne diese tollen Phantasien und bedenke, daß wir hier in dem trockenen, hausbackenen M– leben, wo solche Dinge gar nicht an der Tagesordnung sind. Wärst du meinem Rat gefolgt und in die Berge gegangen, so hätte die reine, klare Luft dort dich bald von allem geheilt, was dich jetzt hier in dem feuchten, dunstigen Nebel beengt und zu Boden drückt, und das verwünschte Armband hättest du ebenfalls längst vergessen. Dein Blut ist zu dick, und ich will dich jetzt einen Augenblick dir selber überlassen, um rasch einen Arzt herbeizuholen, der dich schon wieder zu dir selber bringen und einen Teil deines schweren Blutes abzapfen wird.«

»Nein – tu das nicht!« bat Werner, seinen Arm ergreifend. »Er würde mich ebensowenig verstehen, wie du es tust, denn wie mir

scheint, bin ich auf eine mir selbst unerklärliche Art mit der uns sonst verschlossenen Geisterwelt in zu nahe und mir verderbliche Verbindung getreten. Glaube nicht, daß ich mich über mich selber täusche. Ich weiß alles, was geschehen ist, aber auch zugleich, daß ihr alle mir nie glauben werdet. Jetzt habe ich auch den Schlüssel dazu, daß du jene Fremde, die an uns vorüberging, nicht sahst, daß du sie später nicht am Fenster entdecken konntest. Kein anderer in der weiten Stadt hat sie gesehen; nur meinem Auge erschien sie, und – nenn es Segen oder Fluch – noch immer liegt in ihren Händen mein Geschick.«

»Werner«, sagte Gerhard unruhig, »daß du so ruhig über den Unsinn reden kannst, erschreckt mich mehr, als wenn du in deinen wilden Phantasien fortgefahren wärst. Das hätte man einem heftigen Fieber zuschreiben und ein tüchtiger Arzt es heben können. Dein Puls geht aber jetzt so ruhig – fast ruhiger wie der meine –, und du mußt all deine Kräfte zusammennehmen, dieser tollen Bilder, die dir selber nur Verderben bringen könnten, Meister zu werden.«

»Du hast recht«, sagte Werner ruhig. »Ich glaube auch, daß es in meiner Macht stünde, mich von dem Verkehr mit jenen Überirdischen fernzuhalten. Was könnten sie gegen den festen Willen des Menschen? – Was aber hülfe mir ein Leben, das, jetzt seines Zieles beraubt, mit allen Hoffnungen vernichtet, nur Schmerz und Elend für mich haben müßte?«

»Werner«, rief Gerhard besorgt, »rede nicht so Entsetzliches! Du, ein junger, kräftiger Mann, der eben erst ins Leben tritt, mit den herrlichsten Talenten ausgestattet, mit einem kräftigen, gesunden Körper, selbst nicht ohne Mittel, deiner künstlerischen Laufbahn folgen zu können – du redest von vernichteten Hoffnungen, von einem seines Zieles beraubten Leben? Versündige dich nicht, denn gerade dich hat Gott vor vielen Tausenden begünstigt, und den Keim des Schönsten trägst du, ohne es vielleicht zu wissen, im eigenen Herzen.«

»Den Keim des Todes«, sagte Werner mit ernster, ruhiger Stimme. »Doch wie dem auch sei, Gerhard, von deinem Standpunkt aus hast du vollkommen recht, Freund, und ich danke dir für deine Teilnahme; doch jetzt –«

»Was willst du tun?«

»Aufstehen. Es ist zehn Uhr vorbei, und ich schlafe sonst nie so lange.«

»Aber du bist krank!«

»Nie gesünder gewesen in meinem Leben; selbst nicht einmal in meinem Geist, für den du doch am meisten zu fürchten scheinst. Aber ich muß aufstehen, denn ich habe einen Besuch abzustatten.«

»Besuch? Bei wem?«
»Laß das – du würdest mich doch nicht verstehen, wenn ich es dir auch sagte: Aber sei versichert«, setzte er herzlicher hinzu, »daß ich das, was wir Menschen im gewöhnlichen Leben Verstand nennen, noch vollständig zusammen habe und mich keineswegs schon, wie mir dein ängstlicher Blick ziemlich deutlich sagt, für das Irrenhaus qualifiziere. Ich weiß, was mich umgibt und welche Sphären ich, mit nur menschlichen Kräften ausgestattet, betreten habe; ich weiß, welchen Gefahren ich dabei entgegengehe – aber sei auch versichert, daß ich mich ihnen nicht mutwillig überlasse.«
»Solange du noch solchen Gedanken nachhängst«, warnte Gerhard, »solange bist du auch noch nicht geheilt, und jedes Ungewöhnliche, das dir aufstößt, wirst du damit in Verbindung bringen wollen.«
»In einer Art hast du recht«, sagte Werner; »wenn du aber wüßtest, was ich in der letzten Nacht gesehen und erlebt habe, du würdest es für unmöglich halten, daß ich heute morgen schon so gefaßt sein könne – und doch ist es der Fall. Sei also überzeugt, daß ich mir meines Zustandes klar bewußt bin und meine Kräfte und Sinne beherrsche. Nur das Entsetzlichste konnte mich in dieser Nacht für kurze Stunden ihrer berauben, oder der Körper war vielmehr nicht imstande, der furchtbaren und unnatürlichen Aufregung des Geistes zu folgen. Jetzt aber darf ich auch nicht warten, bis mich die Gefahr aufsucht; das ängstliche Harren, die Ungewißheit würden mich aufreiben und elend machen. Ich will ihr selber frei ins Auge sehen, und was dann kommen darf, mag eben kommen!«
»Was willst du tun?« rief Gerhard besorgt.
»Nichts, was dich beunruhigen könnte«, lachte Werner. »Es ist jetzt heller Tag, und ich glaube nicht, daß ich da etwas von den Geistern zu fürchten habe. Sobald es dämmert, bitte ich dich selber, zu mir zu kommen und die Nacht bei mir zu bleiben. Beruhigt dich das jetzt?«
»In etwas – ja; aber doch noch nicht ganz. Ich möchte dich heute nicht dir ganz allein überlassen. Darf ich dich nicht begleiten?«
»Als Wächter?« lächelte Werner. »Lieber Freund, ich bin ein halber Fatalist. Was kommen soll, das kommt – wir können es manchmal auf kurze Zeit hinausschieben und uns eine Galgenfrist damit gewinnen, aber entgehen werden wir ihm nicht. Solange wir nur mit kaltem Blut das Steuer in der Hand behalten und unseren Lebensnachen vor dem Wind halten, dürfen wir auch hoffen, den sicheren Hafen zu erreichen oder – wenn nicht – uns doch wenigstens den bequemsten Platz am Ufer auszusuchen, wo wir stranden wollen. Nur der, der den Kopf verliert, sieht willenlos sein Boot dem schroffsten Teil der Küste entgegentreiben und – ist meist selber schuld daran.«

Werner war indessen aufgestanden und zum Ausgehen völlig gerüstet.
»Darf ich dich wenigstens eine Strecke begleiten?« sagte Gerhard jetzt nach einigem Zögern.
»Und warum nicht? Nur bitte ich dich darum: Störe mich nicht in dem, was ich vorhabe – es ist zu meiner Ruhe nötig.«
»Du willst das ›Rote Haus‹ besuchen?«
»Ja.«
»Und weshalb?« fragte Gerhard. »Muß das nicht dazu dienen, all deine früheren Phantasien nur noch mehr zu reizen – sie gefährlicher zu machen?«
»Mein Besuch soll gerade das Gegenteil bezwecken«, sagte Werner ruhig. »Das helle Tageslicht soll mir helfen, die toten Bilder zu verscheuchen, die – vielleicht nur meine Phantasie – in letzter Nacht dort furchtbar aufgebaut waren. Ich muß mich selber überzeugen, daß dort nur nackte Trümmer, daß dort nur Schutt und Zerstörung herrschen, wo ich gestern Pracht und Glanz und fröhliches Leben sah. Wenn irgend etwas, so mag das dazu dienen, mich zu heilen.«
»So laß mich mit dir gehen.«
»Bis zu dem Haus – ja; aber nicht hinein! Dort muß ich mit mir selbst allein sein«, sagte Werner. »Und noch eins«, setzte er, wie plötzlich sich besinnend, hinzu, »laß mir noch eine halbe Stunde Zeit, einen notwendigen Brief zu schreiben. Nach Verlauf der Zeit hole mich hier ab.«
»Du gehst nicht ohne mich?«
»Ich gebe dir mein Wort.«
Gerhard ging, und als er nach etwa drei viertel Stunden zurückkehrte, fand er Werner schon in der Tür, ihn erwartend. Langsam schritten die beiden Freunde die Straßen entlang, und unaufgefordert erzählte Werner bis in die kleinsten Einzelheiten hinab seinen gestrigen Besuch im »Roten Haus« und dessen Resultat. Gerhard suchte ihm zwar das Ganze als einen tollen Traum, einen Fieberanfall auszureden, Werner aber lehnte jeden Zweifel mit ruhigem Lächeln ab. Daß andere nicht gesehen hätten, was ihm erschienen sei, konnte für ihn kein Beweis des Gegenteils sein. Sich aber die Gewißheit zu holen, war der Zweck seines heutigen Besuchs, und daß er dazu den hellen Sonnenschein gewählt habe, möge, wie er meinte, dem Freund genug Beweis sein, daß er selber die Geisterwelt einer harten Probe unterwerfen wolle.
Werner sprach dabei so ruhig, so überlegt und bei vollem Bewußtsein und widerlegte alle Einwendungen des Freundes in so sicherer, seiner Sache gewisser Weise, daß diesem zuletzt nichts übrigblieb, als sich zu fügen. Um vier Uhr versprach Werner, wenn es ihm ir-

gend möglich sei, in einer nicht sehr entfernten Restauration mit Gerhard zusammenzutreffen und ihm das Resultat mitzuteilen. Nur bis dahin solle er ihn ungestört lassen.
»Noch eins«, sagte Werner plötzlich und hielt des Freundes Arm, als dieser unfern vom »Roten Haus« gerade Abschied nehmen wollte. »Eins habe ich dir bis jetzt noch verschwiegen, was meine Verbindung mit dem alten Gebäude vielleicht noch rätselhafter – vielleicht erklärlicher macht. Du erinnerst dich an den Namen des jungen Mädchens, das in der Gruft da hinten beigesetzt ist?«
»Agnes von Hochstetten, wenn ich nicht irre –«
»Ganz recht – auch ich heiße Hochstetten«, sagte Werner ruhig.
»Du?« rief Gerhard erstaunt. »Und davon hast du mir noch nie ein Wort gesagt?«
»Werner ist der Name, den ich als Künstler angenommen habe, um mir erst einen Ruf zu erwerben«, entgegnete dieser.
»Dann ist dies das unglückseligste Zusammentreffen«, rief Gerhard, den Kopf schüttelnd, »das ich mir denken kann! Der Zufall hat da in einer von seinen tollen Launen dir eine eingebildete Verwandtschaft zugeführt, und wenn irgend etwas, kann das nur mehr dazu dienen, deine tollen, fixen Ideen zu festigen.«
»Zufall«, sagte Werner ernst, aber ruhig, »ist ein gar wunderliches Wort, mein lieber Freund, mit dem wir nicht selten nur zu leichtfertig umgehen. Für den Gott, der dort oben unsere Schicksale lenkt, gibt es keinen Zufall, und ineinandergreifend bildet unser Leben, aus Tausenden solcher anscheinender Zufälle zusammengesetzt, eine einzige, feste Kette, in der wir kein Glied missen könnten. Sieh um dich her – betrachte nur die Gegenwart, und manches erscheint dir da als Zufall, wie du's nennst; schau aber zurück in die Vergangenheit – und hätte einer fehlen dürfen, dich dahin zu führen, wo du jetzt stehst? Nicht einer – es waren alle die Glieder der einen Kette. Doch genug. Auf Wiedersehen, Gerhard, auf ein frohes Wiedersehen!«
Werner drehte sich mit den Worten ab und schritt allein dem »Roten Haus« zu, während Gerhard, mit recht traurigen Gefühlen und wirklich ernsthaft um den Freund besorgt, die andere Richtung einschlug.
Die Tür des »Roten Hauses« war zwar verschlossen, aber ein fester Druck dagegen schob das morsche Schloß leicht auseinander, und der junge Mann betrat mit einem eigenen Schauder den düsteren, dumpfen Raum, der wieder in seiner ganzen Öde – wie an jenem Tag – um ihn lag. Nur durch die zerbrochenen oder erblindeten Scheiben eines Fensters über der Hintertür fielen die Sonnenstrahlen herein und erhellten den Platz hinlänglich, ihm die halbzerfallene

Treppe zu zeigen, die er jetzt vorsichtig, aber mit festen Schritten hinanstieg.
So betrat er die wüsten Gemächer, die ihm in letzter Nacht einem Feenpalast gleich erschienen waren, und suchend schweifte daher sein Blick umher, als ob der Raum nicht leer sein könne und die, die er hier suche, ihm jeden Augenblick entgegentreten müsse. Aber alles lag still und öde wie das Grab; nur ein paar Ratten, in ihrem Spiel gestört, glitten scheu raschelnd, als sie den Schritt des Menschen hörten, über umherliegendes Gerümpel hinweg, in ihr Versteck zurück. Werner stand auf der Schwelle des Saales und lehnte, die Arme verschränkt, an dem einen Türpfosten, während sein Blick fast unwillkürlich wieder an den Resten der alten, zerrissenen Tapete haftete, aus denen das eine boshafte, so wohl gekannte Auge wie höhnisch zu ihm niederstarrte.
»Und wäre denn alles – alles das, was mir mein ganzes Herz erfüllt, wirklich nur ein leerer Traum gewesen?« sprach er mit leiser Stimme vor sich hin. »Hätte ich nur in blindem Wahn geglaubt, der Welt der Geister, die uns hier umgeben, näherzustehen als andere Sterbliche? Und soll ich das Gefühl jetzt mit mir hin durchs Leben tragen, das Ideal zu kennen, dem ich lebe, und es nie, nie zu erreichen? Schutt, Öde, Leere um mich her – ein trauriges Bild unserer Vergänglichkeit; und doch dieselben Wände hier, die ich gestern in all der alten Pracht und Herrlichkeit so deutlich um mich sah, daß ich noch jetzt die Gruppen zeichnen wollte, die ihrer Fläche Leben gaben. Dort das edle Ritterpaar, das mit den blanken Schwertern in erbittertem Kampf Fuß an Fuß sich drängte; dort der Balkon, auf dem die Damen saßen, und da – da, wo das Auge auf mich niederschaut –«
Er hatte, als seine Phantasie sich die vergangenen Szenen wiederaufgebaut hatte, den Arm nach jenem Kopf ausgestreckt und stand jetzt plötzlich, wie zur Bildsäule geworden, mit fast aus den Höhlen dringenden Augen der Stelle gegenüber, auf der das Bild da oben Leben, Bewegung gewann. Das Auge blinzelte auf und zu, die Züge des halben Gesichts nahmen einen fast teuflischen Ausdruck an, und als ob sie dem Menschenauge in Zorn und Wut begegnen wollten, hob sich der ganze Kopf jetzt aus der Wand heraus und zeigte sich in zähnefletschendem Grimm dem entsetzten Blick des Jünglings.
»Ha, bist du da?« rief Werner, für den im Nu alle die alten Bilder Leben gewannen, indem er das Armband ergriff und wie einen Talisman der Teufelslarve entgegenhielt. »Da – da sieh, hämischer Geist, wie ich deinem Grimm trotze und dich zwingen kann, zu weichen. Deine Macht ist aus, deine schlaue List zuschanden geworden, und wie ich dir hier entgegentrete, will ich dich –«

»Halt! Nicht weiter!« flüsterte da plötzlich, während er mit dem hochgehobenen Armband auf das scheu zurückweichende Haupt zuschreiten wollte, eine leise, süße Stimme, und neben ihm stand, ihre weiße Hand nur leicht und kaum fühlbar auf seinen Arm legend, Agnes.

Nicht mehr in all der Pracht und Herrlichkeit des letzten Abends freilich, sondern wie er sie zuerst gesehen hatte: in jenem einfachen schwarzen Kleid, das nur die zarte Weiße ihrer Haut noch mehr hervorhob, stand sie neben ihm und schaute ihn mit ihrem lieben Lächeln freundlich an.

»Agnes!« rief Werner, und unwillkürlich fast beugte er das Knie vor der hohen, herrlichen Gestalt, der gerade die sanfte Schwermut in den Zügen einen noch viel größeren, unwiderstehlicheren Reiz verlieh.

»Nicht doch, mein Freund!« flüsterte fast ängstlich das Mädchen. »Nicht mir die Huldigung, die nur Gott gebührt. Ich komme auch nur«, setzte sie hinzu, während ihr liebes Antlitz ein eigener Zug von Wehmut überflog, »um Abschied von dir zu nehmen.«

»Abschied?« rief Werner erschrocken und in tiefem Schmerz aus. »Und was habe ich getan, daß du mich meiden willst? Hier ist das Band, das dir die Freiheit gibt und jenen boshaften, tückischen Geist in seine Schranken zurückweist; und während du jetzt wieder deine eigene Herrin bist, willst du mir selber jede Hoffnung rauben?«

»Zu deinem eigenen Besten, Freund«, sagte ernst, und doch so tief betrübt dabei, die Jungfrau. »Du kannst nicht leben in der Welt da draußen und mit uns fortverkehren hier. Wie ein böser, tückischer Wirbel zieht die Geisterwelt alles, was ihr geboten wird, in ihren Kreis hinein – mit sich zugrunde; und halb der unseren, halb jener Welt noch angehörend, würden nur Qual und Elend dein trauriges Los werden. Uns noch nicht einverleibt, mit deinem Körper dem gröberen Stoff zugeteilt, würden zugleich die Sterblichen dich ausstoßen aus ihrer Zahl und dem Wahnsinn zuschreiben, was ihre eigene Kurzsichtigkeit überstiege. Nein, nein, lebe fort; das Leben beginnt ja erst für dich und hat vielleicht die schönsten Blüten dir noch aufgespart, den sonnigsten Weg für deinen Fuß gebahnt. Gib mir das Armband denn, und nimm den besten Dank, den ich dir geben kann für deine Liebe und Treue – den Dank, daß ich mich dir zum letztenmal gezeigt habe.«

»Nein, nein, nein!« rief Werner, in wilder Angst die Hand ergreifend, die sie ihm entgegenhielt. »Nicht so darfst du mir wieder entweichen und Dank das nennen, was mich der Verzweiflung in die Arme schleudern müßte. Du selber hast gesagt, dieses Band verleihe dem, der es besitzt, Kraft und Gewalt, dich ihm zu erringen, dich zu

wahren! O laß es mir; laß mich dein eigen sein mit ihm und stoße mich nicht wieder kalt zurück!«
»Weißt du, was du begehrst?« fragte mit warnender Stimme die Jungfrau. »Weißt du, daß du, indem du mir gehören willst, dem Himmel erst, der Seligkeit, entsagen mußt?«
»Du schreckst mich nicht!« rief Werner fast außer sich. »Was sind mir Licht und Leben ohne dich? – Was wäre selbst des Himmels Seligkeit, wenn ich sie getrennt von dir ertragen müßte? O nimm mich auf – sprich nur das eine Wörtchen ja, und laß mich dann zu deinen Füßen sterben!«
»Und draußen Licht und Luft und Sonnenschein? Was dir an lieben Freunden lebt? Dein Vaterland? Hat alles seinen Halt an dich verloren?«
»Es ist tot für mich!« rief Werner, in wilder Aufregung und Sehnsucht die Arme der Geliebten entgegenbreitend. »Sei du mein Gott, mein Himmel, mein Vaterland; sei du mir Licht und Luft und Sonnenschein. Dort draußen liegt die Welt – für mich ein weites Grab; nur in deinen Armen blüht ein neues Leben.«
Hoch und ernst richtete sich da die Gestalt der Jungfrau auf. Jeder Zug von Milde und Sanftmut war aus dem engelschönen, aber marmorbleichen Antlitz gewichen. »So komm, Unglückseliger«, sagte sie; »denn wer wie du in wilder, ungezähmter Leidenschaft den Himmel und die Erde von sich stößt, der hat auf beide sich sein Recht verscherzt. Was wir dir bieten können, soll dir werden. Du bist der Unsere – sei uns denn willkommen!«

Gerhard wartete vergebens auf den Freund. Schon lange war die Zeit verflossen, in der er ihn aufzusuchen versprochen hatte. Eine Unruhe, über die er sich selber keine Rechenschaft geben konnte, trieb ihn endlich nach Werners Wohnung, und er machte sich unterwegs die bittersten Vorwürfe, ihn überhaupt in der Reizbarkeit, in der er sich heute befunden hatte, allein gelassen zu haben.
In seine eigene Wohnung war Werner aber noch nicht zurückgekehrt, und Gerhard nahm sich jetzt einen Wagen, um das »Rote Haus« noch vor der einbrechenden Dämmerung zu erreichen. Diese durfte Werner, wenn er sich noch dort befand, keinesfalls in den unheimlichen Räumen allein verbringen.
Gerhard, der die vordere Tür des alten Gebäudes noch immer verschlossen glaubte, hatte dem Kutscher schon Befehl gegeben, bei dem Totengräber vorzufahren und diesen mitzunehmen. Auffällig war ihm aber, daß eine Menge Leute dort in der Straße standen und zu den Fenstern des »Roten Hauses« hinaufschauten. Er ließ den Wagen halten und stieg aus; aber niemand konnte ihm gewissen Be-

scheid geben. Einige meinten, es spuke da drinnen, andere, das Haus wolle einfallen, weshalb sich niemand näher hineinwagte. Ein anderer Wagen fuhr in diesem Augenblick vor, und ein ihm befreundeter Arzt stieg mit einem Polizeidiener aus und näherte sich dem Eingang.

Da schoß zum erstenmal die Ahnung geschehenen Unteils durch Gerhards Herz, und er eilte, sich den beiden anzuschließen. Was er von diesen hörte, reifte aber auch seine schlimmste Befürchtung zur Gewißheit.

Der Totengräber hatte, in der Nähe des alten Gebäudes beschäftigt, einen lauten Aufschrei darin gehört und, als er die Räume visitierte, einen jungen Mann tot oder nur ohnmächtig in einem der oberen Zimmer gefunden. Ohne sich weiter aufzuhalten, schickte er augenblicklich nach der Polizei und nach einem Arzt, und diese trafen jetzt gerade ein, die Untersuchung vorzunehmen.

Was Gerhard gefürchtet hatte, war geschehen. Oben in dem einen Zimmer, zwischen Schutt und Trümmern, lag Werner ausgestreckt auf dem Boden – tot, das Antlitz unentstellt und ruhig, den einen Arm von sich gestreckt. Die linke Hand aber hielt ein schmales goldenes Armband, das Gerhard augenblicklich als das gefundene erkannte. Der Arzt versuchte es aus den schon erkalteten Fingern zu nehmen, aber diese hatten sich krampfhaft darum geschlossen, und es wäre, ohne Gewalt anzuwenden, nicht möglich gewesen.

Gerhard verhinderte das und brachte die Leiche nach den üblichen Formalitäten, von dem Arzt begleitet, zu Werners eigener Wohnung. Hier wurde der Körper von noch einigen anderen herbeigezogenen Ärzten, denen Gerhard alles mitteilte, was er über den aufgeregten Zustand des Freundes wußte, untersucht, und ihr Urteil lautete: »Tod, herbeigeführt durch einen plötzlichen Blutschlag!«

Der Brief, den Werner wie in Vorahnung seines Todes zurückgelassen hatte, war an Gerhard gerichtet und enthielt kurze Verfügungen über seine kleine Hinterlassenschaft. Am Schluß des Briefes erklärte er, was er Gerhard vorher mitgeteilt hatte und was sich auch später aus seinen Papieren ergab, daß – Werner nur sein Künstlername sei und er eigentlich den Namen Ernst von Hochstetten führe. Er bat deshalb – wofür er eine nicht unbedeutende Summe dem städtischen Armenhaus vermachte –, in der Gruft der Hochstetten, nahe dem »Roten Haus«, beigesetzt zu werden.

Sein Wunsch wurde erfüllt, und auch das Armband, das die erstarrte Hand noch festgehalten hatte, ruht bei ihm in der Gruft.

Der tote Chaussee-Einnehmer

I

In Wiedelstädt, einem kleinen Städtchen im –schen, lebte vor längeren Jahren Herr Meier – eine so anspruchslose Persönlichkeit wie sein Name selber.

Klein, von sehr schmächtiger Statur und ein Junggeselle von sechsundfünfzig Jahren, hatte er, solange er denken konnte, dem Leben seine eigene Existenz mit Kopieren abgezwungen und dabei sogar nicht selten selbst die geringen Ansprüche unbefriedigt gesehen, die er an das Leben machte. Trotzdem aber hörte man nie, daß er gegen das Schicksal gemurrt hätte. Mit allem zufrieden, was über ihn hereinbrach – sei es in Gutem oder Bösem –, vegetierte er fort; gegen jeden freundlich und gefällig, sich nie ereifernd, nie auch nur verdrießlich. Wenn es je ein organisches Wesen gegeben hat – wie einige Idealisten von den Tauben behaupten wollen –, das imstande gewesen ist, ohne Galle zu leben, so war es jedenfalls Herr Meier.

So sauber wie seine Handschrift war dabei sein ganzes Wesen, und das abgetragenste, fadenscheinigste Röckchen wurde auf das unerbittlichste so lange gebürstet, bis auch kein Tüttelchen Staub mehr darauf sichtbar blieb. Ein haarscharf geschliffenes Radiermesser lag zwar auf seinem Schreibtisch, aber er kam nie in den Fall, es zu benützen; ein Tintenklecks war ihm etwas Entsetzliches, obgleich er sich der Zeit nicht erinnerte, daß er selber einen gemacht hätte, und pünktlich bis zum Extrem in allen Sachen, dehnte er das natürlich auch auf seine Arbeiten aus.

Bei diesem Wesen hatte er eine angeborene Ehrfurcht vor jedem, der einen anständigen Rock auf dem Leib trug; besonders vor allen Beamten, in deren Zahl einzutreten bis jetzt sein höchster – wenn auch stets vergeblicher – Wunsch gewesen war.

Es läßt sich leicht denken, daß ein solcher Charakter, wenn auch unbeachtet, doch keinesfalls unbenützt, durch dieses Leben wandeln konnte. So hatte denn auch der Herr Kreisdirektor Roßleber durch mehrere Arbeiten, die Meier für ihn geliefert hatte, dieses würdige Individuum kaum für kurze Zeit beobachtet, als er auch den Nutzen erkannte, den er von ihm ziehen konnte, und er hatte ihn deshalb regelmäßig beschäftigt.

Meier, dabei ganz Vertrauen, Hingebung und Verehrung, machte den Kreisdirektor bald mit seinem sehnlichsten Herzenswunsch be-

kannt: eine feste Anstellung zu bekommen, und erhielt dafür vom Kreisdirektor das feste Versprechen, ihn darin zu unterstützen. Daher schrieb er ihm in dieser stets getäuschten, aber nie aufgegebenen Hoffnung dreißig Jahre lang den Bogen um einen Kreuzer billiger als jedem anderen.

Hierüber wurde der Kreisdirektor ein alter Mann und – da Meier auch nicht jung blieb und doch an jedem Neujahrstag mit seinem devotesten Wunsch nie verfehlte, seine alte Bitte vorzutragen – endlich doch gerührt.

Einige Stellen hätten sich allerdings für den alten Kopisten schon gefunden; der Kreisdirektor wußte aber recht gut, daß er, wenn er diesem eine solche zuwies, auch eben seinen Kopisten damit verlieren würde, und man konnte doch nicht von ihm verlangen, daß er sich selber einen Schaden zufügte, nur um einem anderen zu helfen! Da starb plötzlich der Chaussee-Einnehmer vor dem Römertor, und zwar zufällig gerade am zweiten Januar, wo die regelmäßig wiederkehrende einunddreißigste Neujahrsbitte des alten Mannes noch frisch in seinem Gedächtnis war. Der Platz mußte außerdem unmittelbar wieder ausgefüllt werden, denn die Straße dort war ziemlich frequentiert, und eine Stunde darauf erhielt Meier, vor Freude zitternd, die Weisung, den Posten augenblicklich zu übernehmen.

Zwar kam ihm die Sache etwas überraschend – denn wenn er auch dreißig Jahre Zeit gehabt hatte, sich darauf vorzubereiten, war ihm jetzt der Termin der Übersiedlung doch außerordentlich nahe gestellt –, aber, lieber Gott, »kurze Haare sind bald gebürstet«. Seine paar Effekten, die er wirklich besaß, bedurften keiner großen Vorbereitung, um von einem Haus in das andere transportiert zu werden. Sein ganzer Reichtum bestand in einem Bett, einem Schreibtisch, einem kleinen, außerordentlich hartgesessenen Sofa, einer Kommode, drei Stühlen und einem schmächtigen Kleiderschrank; und eine Stunde später befand sich das alles, auf einen Handwagen gepackt, schon unterwegs zum Römertor. Die Tintenflasche sowie seine Schreibmappe trug er selber, und ehe der Abend kam, war er dort vollständig eingerichtet.

Der Kreisdirektor hatte ihm dabei einen anderen Chaussee-Einnehmer hinausgeschickt, damit er von diesem die zwar sehr einfache, aber doch nötige Unterweisung erhalte. Am Nachmittag war er erst noch rasch auf dem Gericht vereidigt worden und saß mit Sonnenuntergang schon allein an seinem Fenster und nahm von vorüberfahrenden Wagen Chausseegeld ein, als ob er in seinem ganzen Leben nichts anderes getan hätte.

Das Chausseehaus vor dem Römertor lag etwa eine Viertelstunde von der Stadt entfernt, und zwischen ihm und dieser war nur noch

der mit einer niederen weißen Mauer umschlossene Kirchhof. Das ziemlich kleine Häuschen, dem sich ein schmaler, aber sehr nett gehaltener Garten anschloß, sollte auch in Zukunft nur von ihm allein bewohnt werden; für jetzt hatte er aber noch andere und ihm allerdings nicht erwünschte Einquartierung darin.

Der frühere Chaussee-Einnehmer nämlich, der erst in der vorigen Nacht gestorben war, konnte natürlich so schnell weder irgendwo anders hingeschafft noch begraben werden und mußte deshalb bis zu seiner Beerdigung im Chausseehaus bleiben. Der alte Mann lag im Nebenstübchen in seinem Leichenhemd auf dem Stroh ausgestreckt, und seine ihn überlebende Ehehälfte, die nach der Beerdigung zu Verwandten in die Stadt ziehen wollte, war bis dahin auch noch zurückgeblieben und hatte sich einstweilen ihr Bett in die Bodenkammer hinaufgeschafft.

Die arme alte Frau weinte den ganzen Tag und konnte dem Nachfolger ihres Mannes nicht genug erzählen, was für ein braver, rechtlicher Mensch ihr Seliger gewesen sei und wie unglücklich sie sich fühle, daß ihn der liebe Gott allein abberufen und sie alte Frau noch zurückgelassen hätte, um ihn zu betrauern. Dabei unterließ sie nicht, Herrn Meier mit allen Einzelheiten seiner Krankheit und seines Leidens bekannt zu machen, erzählte ihm von dem bösen Husten, den er gehabt hatte, und daß er trotzdem noch Tag und Nacht seine Pflicht erfüllt habe. Selbst in den letzten kalten Nächten kurz vor seinem Tod habe er nur selten gewollt, daß sie aufgestanden sei, wenn draußen ein Wagen gehalten habe, und das sei denn auch wohl, wie sie meinte, mit ein »Nagel zu seinem Sarg« geworden.

Die gute alte Frau plauderte in solcher Art in einem fort und unterließ nicht, dabei schmerzlich zu beklagen, daß sie jetzt aus dem alten, liebgewonnenen Häuschen müsse. Meier dagegen, die Gutmütigkeit selber und von ihrer Erzählung schon innig gerührt, versicherte ihr, daß er alles tun wolle, was in seinen Kräften stehe, um ihr den Abschied nicht zu schmerzlich zu machen. Sie sollte sich auch ja nicht damit beeilen, und wenn sie noch acht oder vierzehn Tage oder selbst mehrere Wochen dableiben wolle, so bitte er sie, ihn selber als gar kein Hindernis zu betrachten. Er würde sich schon einschränken, brauche ja auch nicht mehr als das eine Stübchen, da er in der Nähe des Schubfensters schlafen müsse, und mit der Zeit würde sie ja dann auch ihren Verlust schon eher verschmerzen.

Diese Versicherung war für die alte Frau ein großer Trost. Sie nannte Herrn Meier eine gute, ehrliche Haut und einen, der auch Mitgefühl mit seinem Nebenmenschen hätte, und nahm endlich mit einem herzlichen, noch von mancher Träne begleiteten »Gute Nacht!« Abschied, um sich in ihr kaltes Bodenkämmerchen zurückzuziehen.

Der neue Chaussee-Einnehmer war jetzt zum erstenmal allein in seinem Stübchen, aber er würde schmählich gelogen haben, wenn er gesagt hätte, daß er sich behaglich fühle. So schüchtern und devot er sich nämlich auch schon im gewöhnlichen Leben draußen gegen alle benahm, die Fortuna besser bedacht hatte als ihn – fast noch ängstlicher war er mit allem, was die Geisterwelt betraf.

Er ging nachts schon nicht gern allein über die Straße oder eine dunkle Treppe hinauf, und hatte er abends einen Weg zu besorgen, so vermied er gewiß die öden Plätze und besonders die Nähe der Kirchen, die ihm mit ihren hohen, dunklen Fenstern entsetzlich unheimlich erschienen. An einem Kirchhof wäre er abends ums Leben nicht vorübergegangen. Selbst nachts, in seiner eigenen Wohnung, konnte er nicht am Tisch sitzen, wenn hinter ihm die Tür zu seiner dunklen Schlafkammer nur angelehnt war, und nie wäre er imstande gewesen, einzuschlafen, wenn ein leerer Stuhl vor seinem Bett stand. Er hatte nämlich einmal von jemand gehört, daß sich Gespenster gern auf solche Stühle setzten, und versäumte seitdem nie, den Stuhl vor seinem Bett mit den abgelegten Kleidungsstücken so unbequem wie möglich zu machen.

Daß er sich bei einem solchen Naturell bis zu diesem Augenblick außerordentlich vor Toten gefürchtet hatte, läßt sich denken; ja es grauste ihm sogar, wenn er auf der Straße am hellen Tag einem Leichenzug begegnete. Seine Phantasie malte ihm dann den Toten aus, wie er da drinnen in seinem engen Kästchen so bleich und kalt und starr und ausgestreckt mit den geschlossenen Augen lag, und er bog immer lieber in eine Querstraße ein, um den ganzen Zug nur nicht mehr zu sehen.

Und jetzt war der arme kleine Mann dicht neben einem Toten einquartiert worden! In der anderen Stube, nur durch die dünne Tür getrennt, durch die sogar das offene Schlüsselloch führte, lag der Verblichene, und sooft er nur den Kopf dorthin wandte, überlief ihn ein eigenes, unbeschreibliches Grauen. Wer weiß auch, ob er gleich am Anfang die Stelle so bereitwillig angenommen hätte, wenn er von vornherein gewußt hätte, unter welchen Bedingungen er sie übernehmen müßte. Jetzt ließ sich das freilich nicht mehr ändern; der Eid war geleistet, er selber hier eingesetzt und verpflichtet worden, und er mußte nun ertragen, was eben zu ertragen sein mochte – und das war ja doch auch nicht so arg. Es blieb doch immer nur ein Übergang, nur eine kurze Zeit von drei Tagen, und mit allen Trostgründen, die er dafür finden konnte, malte er sich auch wieder das Angenehme seiner jetzigen festen Stellung aus.

Meier war kein Charakter, der sich in einer selbständigen Lage wohlfühlen konnte, selbst wenn er auch sein Brot dabei verdiente. Er gehörte zu den Tausenden, die Stallfütterung für das allein richtige Prinzip der Ernährung halten und sich nur dann erst glücklich fühlen, wenn der Staat übernommen hat, ihnen das bißchen Leben zu garantieren. Solche Leute halten sich für vollkommen gerettet, wenn sie nur ein paar hundert Gulden jährlich – aber regelmäßig – ausgezahlt bekommen, gleichviel, ob sie sich mehr durch eigenen Fleiß verdienen könnten. Solcherart fühlte sich Meier jetzt in seinem neuen Beruf ganz glücklich; er dachte gar nicht daran, daß der Tag und Nacht unruhige Posten eines Chaussee-Einnehmers eben nicht für einen alten, alleinstehenden Mann geeignet sei, um sich darin zur Ruhe zu setzen, und daß der Herr Kreisdirektor, für den er dreißig Jahre geschrieben hatte, ihm wohl einen besseren hätte verschaffen können. Er war, wonach er sich die dreißig Jahre lang gesehnt hatte, endlich versorgt, und damit begann für ihn eigentlich erst, trotz seiner sechsundfünfzig Jahre, das wirkliche Leben – wenn nur der Tote nicht da nebenan gelegen hätte!

Es wurde recht still draußen auf der Straße. Vor einer kleinen Weile war noch die Post vorübergefahren, und das lustige Schmettern des Horns und das Klingeln der Schlittenschellen waren schon lange in weiter Ferne verhallt. Auch dieses flüchtig angenehme Gefühl hatte er überwunden, daß der Postillion nur seinethalben geblasen hatte. Jetzt rollte noch draußen langsam ein schwerbeladener Wagen vorbei. Er hielt vor dem Fenster, der Fuhrmann kam zum Schieber, zahlte sein Chausseegeld und fuhr vorüber. Meier konnte noch hören, wie die Räder langsam über den Schnee knirschten – dann war alles still und tot.

Die alte Schwarzwälder Uhr, die an der Wand hing und mit einigen anderen Sachen noch der Witwe gehörte, schlug zehn; das Ticken der Uhr war das einzige Geräusch, das man hörte, und der neue Chaussee-Einnehmer beschloß endlich, zu Bett zu gehen. Die kleine Studierlampe brannte noch auf dem Tisch; er hätte sie gern die ganze Nacht durch brennen lassen, aber das kostete doch zuviel Öl. Außerdem hing ja auch die von der Regierung gehaltene Lampe draußen am Schubfenster und warf ihr Streiflicht schräg in die Hälfte der Stube herein.

Er schraubte seine Lampe herab und setzte sich dann noch einen Augenblick ans Fenster, um auf die öde Chaussee hinauszuschauen. Wie wunderlich das aussah! Die Lampe warf ihr scharfes, grelles Licht auf den nächsten entblätterten Pappelbaum, über die beschneiten Steinhaufen, über den glitzernden Schnee und die braun punktierten Fahrgeleise bis zu den anderen Pappeln hinüber und

auch noch ein Stück drüben auf das Feld, das der tiefere Chausseegraben mit einem schwarzen Schattenstrich vom eigentlichen Weg trennte.
Die Nacht war rabendunkel, und der wolkenbedeckte Himmel zeigte nur hier und da einen einzelnen blitzenden Stern. In weiter Ferne konnte er aber noch einige funkelnde Lichter der sich nach links hinüberstreckenden Stadt erkennen, und so weit diese entfernt waren, gewährten sie dem kleinen schüchternen Mann doch einige Beruhigung. Dort wohnten doch Menschen; die Lichter brannten vielleicht in freundlichen, belebten Stuben, und er saß lange dort auf seinem Stuhl und schaute zu ihnen hinüber.
Ein paarmal horchte er die Straße hinauf, denn er glaubte einen heranrasselnden Wagen zu hören, aber es war nichts – vielleicht nur das Klappern der alten Uhr, an das er sich noch nicht gewöhnt hatte. – Wenn nur der Tote nicht da drinnen gelegen wäre!
Immer und immer wieder flog sein scheuer Blick zur Tür hinüber, und er konnte den Gedanken nicht loswerden, daß sie sich öffnen und der Tote mit seiner Zipfelmütze hereinschauen müsse. Ein leises Zittern flog ihm zuletzt über die Glieder – vielleicht kam es von der kälter gewordenen Stube her –, und er wollte nun wirklich zu Bett gehen. Er zog sich aus, aber so leise und geräuschlos wie nur irgend möglich – denn er fürchtete sich vor jeder lauten Bewegung, die er selber machte –, legte die Kleider auf den vor das Bett gerückten Stuhl und kroch unter die Decke – aber auf wie lange?
Sonst, wenn er zu Bett gegangen war, wußte er, daß er nicht eher wieder aufzustehen brauchte, bis ihn das Tageslicht zu neuer Arbeit rief; jetzt war es etwas anderes – jetzt hatte er eine Versorgung, und jeder späte Wagen zwang ihn, das Bett zu verlassen, um seine Pflicht nicht zu versäumen.
Er war auch wirklich kaum warm geworden, als er die raschen Hufschläge herantrabender Pferde hörte und erschrocken wieder emporfuhr. Draußen hielt ein viersitziger Glaswagen mitten auf der Chaussee; der Kutscher knallte mit der Peitsche und beschwichtigte dann die darüber unruhig gewordenen Pferde. Meier öffnete sein kleines Schubfensterchen.
»Ich kann nicht vom Bock!« rief ihm der Kutscher herüber. »Meine Pferde halten nicht!«
Und der kleine Mann fuhr dienstfertig in seine Pantoffeln und in den dünnen Schlafrock und lief hinaus in den Schnee, um das Chausseegeld in Empfang zu nehmen. Der Kutscher hatte auch kein kleines Geld; er mußte zurück und wechseln, und jener fluchte, daß es eine so »verdammt lange Zeit dauere«. Er betrachtete dann das wiedergebrachte Geld beim Schein seiner eigenen Laterne, schnalzte mit der

Zunge, und fort rasselte der Wagen in die winterliche Landschaft hinein.
Meier kroch wieder in sein Bett zurück und erschrak nur, daß die Tür etwas härter zufiel, als er beabsichtigt hatte. Draußen war jetzt alles ruhig, nur das monotone Ticken der Uhr tönte fort. Es schlug halb elf; das hörte er noch, dann war er im Traum wieder heute nachmittag in der Gerichtsstube und leistete den Eid, und der Kreisdirektor ermahnte ihn, seine Pflichten getreu zu erfüllen, und der alte tote Chaussee-Einnehmer saß daneben auf einem Stuhl und weinte und sagte, es täte ihm so leid, daß er seinen Platz verlassen müßte, denn es wär' eine so gute, einträgliche Stelle gewesen.
Dann saß er plötzlich wieder an seinem Schreibtisch; er hatte eine notwendige Arbeit abzuliefern, war gerade mit der Minute fertig geworden und goß im letzten Augenblick in aller Hast und Eile das Tintenfaß über den sauber beendeten Bogen. Und wieder stand der Chaussee-Einnehmer neben ihm, sagte: »Das schadet gar nichts«, nahm die Zipfelmütze und wischte den Fleck so rein vom Papier herunter, daß auch nicht die Spur davon mehr übrigblieb. Als er aber sein sauberes Manuskript in aller Freude zusammenpackte, kam der Wagen, der seine Möbel zum Chausseehaus abholen sollte, und der Fuhrmann knallte unten vor seinem Fenster mit der Peitsche. »Ja, gleich!« rief er in aller Eile; er mußte nur erst das Paket noch zusiegeln, daß es der Herr Kreisdirektor zur rechten Zeit bekam – aber der Mann unten war entsetzlich ungeduldig; er knallte wohl schon zum sechstenmal und klopfte jetzt sogar, wahrscheinlich mit der langen Peitsche, an sein niederes Fenster im ersten Stock.
Zugleich, während das Klopfen noch forttönte, knarrte eine Tür, und Meier fuhr erwachend und mit dem Bewußtsein der übernommenen Pflichten erschrocken in seinem Bett empor. Im nächsten Augenblick sank er aber auch schon wie vom Schlag getroffen auf sein Lager zurück, denn sein Blick fiel auf die geöffnete Tür der Totenkammer, fiel auf die weiße Gestalt des Toten selber, der im Leichenhemd, die weiße Zipfelmütze auf, wie er ihn auf dem Stroh liegen gesehen hatte, geräuschlos durch das Zimmer, dem Fenster zuglitt.
»Na, Donnerwetter, das dauert heute einmal lange!« sagte jetzt eine Stimme draußen vor dem Schieber. »Sechs Pferde – hier; das wird gerade recht sein. Gute Nacht.«
Der Schieber wurde wieder zugeschoben, die Gestalt wandte sich und verschwand durch die Tür zur Totenkammer, die sich hinter ihr aufs neue schloß. Dort hörte Meier noch den fatalen Husten des Alten, von dem ihm die Frau erzählt hatte und der deutlich zu ihm herausschallte – dann war alles wieder still wie im Grab.

Die Uhr hob aus und schlug einmal an. Der Schein der draußen hängenden Laterne fiel gerade auf ihr Zifferblatt – es war halb eins; und vor Grauen mehr tot als lebendig, barg der neue Chaussee-Einnehmer den Kopf unter seiner Federdecke und fühlte den Angstschweiß sich über seinen ganzen Körper verbreiten.

III

Wie lange er so gelegen war, ob er wieder eingeschlafen war oder die Stunden wachend in zitternder Angst unter der Decke verbracht hatte, wußte er nicht. Schlittengeläut und Peitschenknallen trieben ihn aber endlich wieder aus dem Bett. Es war drei Uhr, und die Marktwagen fuhren zur Stadt; erst einzeln, dann in fast ununterbrochener Reihe, so daß er kaum Zeit behielt, sich einzuheizen. Und doch – wie froh war er über die Störung! Das Leben da draußen zerstreute die düsteren Schreckgebilde der Nacht, und als er seine Lampe wieder angezündet hatte und das Feuer lustig im Ofen knisterte, fühlte er, wie ihm nach und nach wärmer wurde, wie sein Mut, seine Lebenskraft zurückkehrte.

Endlich brach der Tag an, und die alte Frau stand auf, um den Kaffee für sie beide zu kochen; aber er scheute sich, ein Wort über die Erscheinung mit ihr zu sprechen. Außerdem blieb ihm kein Augenblick freie Zeit, da die Wagen rasch einander folgten. Ein paar Marktleute, die den alten Chaussee-Einnehmer genauer gekannt hatten, waren über das neue Gesicht erstaunt und fragten, ob der alte Folkert krank sei. Als sie hörten, daß er gestorben sei, schüttelten sie den Kopf und fuhren weiter. Die meisten fragten aber gar nicht, zahlten ihr Chausseegeld und kümmerten sich entsetzlich wenig darum, wie der aussah oder hieß, der es ihnen abnahm.

Die alte Frau schluchzte indessen im Haus herum. Der Tischler war noch einmal dagewesen, und die Leichenfrau kam und trank Kaffee mit der Alten. Auch der Armenarzt, der gerade vorüberfuhr, schaute noch einmal herein, und es war ein ewiges Hinundhergehen in und aus der Totenkammer.

Für Meier kam aber der Arzt sehr erwünscht. Den nahm er nämlich beiseite und fragte ihn auf sein Gewissen, ob er die feste Überzeugung habe, daß der alte Folkert wirklich tot sei. Er hatte erst gewartet, bis die Frau das Zimmer verlassen hatte, um ganz ungestört mit dem Herrn sprechen zu können. Darüber erklärte sich der Arzt jedoch ganz bestimmt. »Der ist tot wie eine Latte«, sagte er, zu sehr an derlei Fälle gewöhnt, um ein besonderes Zartgefühl zu zeigen; »dem tut kein Finger mehr weh; seien Sie außer Sorge.« Er glaubte wahr-

scheinlich, Meier frage nur aus Furcht, seine Stelle wieder zu verlieren.
Meier ließ sich übrigens nicht so leicht abweisen, denn mit der Erscheinung der letzten Nacht im Gedächtnis konnte ihn eine so einfache Versicherung nicht gleich zufriedenstellen. Trotzdem scheute er sich noch immer, dem fremden Mann das zu erzählen, was ihm selber in dieser Nacht begegnet war, und nur erst, als der Doktor, der mehr zu tun hatte, als sich hier mit Schwatzen aufzuhalten, fort wollte, rückte er gepreßt mit der Erscheinung heraus. Erst sprach er allerdings vom möglichen Scheintod und daß es ihm wäre, als habe er den Toten in seiner Stube husten gehört. Da aber der Arzt, hierüber ungläubig und ungeduldig, den Kopf schüttelte und sagte: »Papperlapapp! Wer weiß, was Sie gehört haben!«, ja seinen Hut und den Stock faßte und eben zur Tür hinaus wollte, durfte er nicht länger schweigen und erzählte ihm alles, was er die Nacht erlebt hatte.
Der Doktor lachte ihm zwar ins Gesicht, legte aber doch Hut und Stock wieder ab und ging mit ihm noch einmal in die Kammer hinein, wo das Bett des Toten stand. Der freilich lag starr und ausgestreckt auf seiner Bahre und rührte und regte sich nicht.
Der Arzt trat zu ihm, hatte aber kaum seine Hand angerührt und einen Blick auf die starren, toten Züge geworfen, als er auch schon wieder fast wie ärgerlich den Kopf schüttelte. »Unsinn, Unsinn, Unsinn!« wiederholte er dabei. »Blanker, barer, heller Unsinn! Sie scheinen mir lebhaft zu träumen, mein Freund. Seien Sie aber so gut, und lassen Sie mich künftig mit Ihren Alfanzereien zufrieden.« Damit lief er in das Zimmer zurück, griff Hut und Stock wieder auf und verließ rasch und ärgerlich das Haus.
Herr Meier blieb etwas verdutzt zurück. Der Mann konnte doch am Ende recht haben, und es war allerdings möglich, daß das Ganze nur ein außerordentlich lebhafter Traum gewesen war. Unheimlich blieb ihm die Geschichte freilich immer, und er sah die Tür, hinter der der Tote lag, den ganzen Tag mißtrauisch von der Seite an.
Die alte Frau hatte indessen in die Stadt gemußt, um dort mehreres zu besorgen, und Meier behielt vollkommen Zeit, sich die Sache nach allen Seiten hin reiflich zu überlegen. Darüber war er jedoch mit sich einig geworden, der Frau Folkert kein Wort davon zu sagen. Es mußte ein Traum gewesen sein, und da Meier seine schwache Seite, diese Furcht vor dem Übernatürlichen, recht gut kannte, konnte die am vorigen Tag erregte Einbildungskraft ihm allerdings recht leicht einen solchen Streich gespielt haben.
So verging der Tag; die Straße blieb außerordentlich belebt, und er kam eigentlich bis spät in die Nacht hinein gar nicht recht zu sich selbst. Die Frau war wiedergekommen und hatte das Mittagessen

bereitet, das sie beide gemeinsam verzehrten. Gegen drei Uhr setzte sie ihm dann die Kaffeekanne in die Röhre, weil sie wieder zu ihren Verwandten mußte; ebendiese Kaffeekanne bot dem guten Meier aber Stoff zu tiefem Nachdenken.

Wie sollte das jetzt werden, wenn die Frau fortgezogen war und ihn hier allein zurückgelassen hatte? Wer sollte da für ihn kochen und all die anderen Kleinigkeiten im Haus besorgen, für die ihm seine Beschäftigung kaum Zeit übrigließ? Zum erstenmal in seinem Leben fühlte er das Unangenehme des Junggesellenstandes, denn in der Stadt hatte ihm seine Hauswirtin alles besorgt. Hier war er nun selber Hauswirt, und das, woran er bis jetzt noch gar nicht gedacht hatte, zeigte sich ihm jetzt als bittere Notwendigkeit: daß er sich nämlich irgendeine Person mieten müsse, die die Wirtschaft versehen könnte.

Er selber war dabei nicht einmal imstande, sich nach einer solchen umzusehen, da er das Haus auf keine Viertelstunde verlassen durfte. Wo waren überhaupt jetzt seine hübschen Spaziergänge am Sonntagnachmittag geblieben? Er hatte eine Arbeit übernommen, die nie vollbracht werden konnte; einen endlosen Faden, den er abwickeln sollte, und ein paarmal wollte es ihn doch fast dünken, als ob ihm der Herr Kreisdirektor in dem langen Zeitraum auch wohl eine andere Stellung hätte ausfindig machen können. Aber er dachte diesen Gedanken nur ganz schüchtern und warf sich dabei auch zugleich die Undankbarkeit gegen seinen hohen Gönner vor. Die Stellung sollte noch erfunden werden, die nicht ihr Unangenehmes hatte; keine Rose war ohne Dornen, und die Versorgung deckte all die Mängel und Flecken reichlich zu.

Am Abend hatte sich Frau Folkert Besuch mitgebracht. Des Totengräbers Ehehälfte – ihre nächste Nachbarin und eine recht liebe, gesprächige Frau – war mit herübergekommen, und wieder wurde der dazu nötige lange und unvermeidliche Kaffee gebraut. Allerdings war Meier die Gesellschaft ganz angenehm, dann aber graute ihm auch wieder ein wenig vor ihren Erzählungen, denn sie sprach fast nur von Begräbnissen und berichtete, was für eine »schöne Leiche« Assessors gehabt hätten und wie knickerig sich dagegen Bürgermeisters benommen haben sollen. Auch erschrak der kleine ängstliche Mann nicht wenig darüber, mit welch fabelhafter Gleichgültigkeit die Frau von einer so hochgestellten Persönlichkeit wie »Bürgermeisters« sprach.

Aber, lieber Gott, das Grab macht alles gleich, und der Totengräber ist eigentlich der einzige offizielle Kommunist im ganzen Staat. Außerdem verging die Zeit darüber, und es war zehn Uhr geworden – Meier wußte selbst nicht wie. Die Frau mußte nach Hause, und

Frau Folkert, die an dem Abend eine Menge edle Züge von ihrem Seligen erzählt und außerordentlich viel dabei geweint hatte, ging ebenfalls mit schwerem Herzen zu Bett.
Aus der Stadt kamen noch einzelne Marktwagen. Manche der Leute hatten sich in den Wirtshäusern verspätet und kehrten jetzt in die Dörfer zurück. Es war elf Uhr, ehe die Straße still wurde und Meier damit auch Gelegenheit bekam, sein eigenes Lager aufzusuchen. Heute kam ihm das Ganze auch schon nicht mehr so ungewohnt vor – die hell beleuchtete Pappel vor dem Fenster mit ihrem langen schwarzen Schatten war ein alter Bekannter geworden, und der Chausseebaum, der stolz die Landesfarben trug und den er nicht mehr herunterlassen durfte, lehnte sich als Zeichen seiner Würde schräg in die dunkle Nacht hinaus. Er kam ihm fast vor wie eine riesige Angel, an der er die vorbeifahrenden Wagen fangen sollte.
Aber die Augen wurden ihm schwer; hatte er doch den ganzen Tag wacker auf den Füßen sein müssen. Er zog sich aus und beschloß, in dieser Nacht nicht wieder so schwer zu träumen wie in der vorigen.
Träumen? Lieber Gott, bleibt einem Chaussee-Einnehmer viel Zeit zum Träumen? Noch war er nicht einmal ganz eingeschlafen, da kam schon wieder ein Wagen vorüber, neben dem einige Betrunkene hertaumelten und wilden Lärm vollführten. Das an dem Tag eingenommene Geld hatte er schon weggeschlossen, und er warf das jetzt einkommende in eine neben dem Fenster befindliche Schublade. Es schlug halb zwölf, als er wieder ins Bett stieg, und wenn sich auch das Grauen vor seiner unheimlichen Nachbarschaft noch nicht ganz verloren hatte, so war er heute abend doch wirklich zu müde, um lange darüber nachzudenken.
Im nächsten Augenblick schon lag er dem Schlaf in den Armen und träumte – er wußte eigentlich selbst nicht recht, was er träumte, aber die Uhr hatte ausgehoben und schlug zwölf, und draußen vor dem Fenster knallte jemand mit der Peitsche. Er lag zwar im ersten Schlaf, aber er hörte die bekannte Mahnung. Er wußte, daß er aufstehen mußte, und doch waren seine Glieder wie vom Schlag gelähmt, denn wieder knarrte die Tür, wieder sah er mit dem stieren Blick der Angst die weiße Gestalt des Toten an das Fenster treten, hörte den Schieber öffnen, hörte dieselben Worte: »Na, das dauert aber lange! Sechs Pferde!« dann hörte er das Geld in den Kasten fallen, hörte das leise Husten des Unglücklichen, der selbst auf seinem Totenbett keine Ruhe finden konnte, und als sich die Tür hinter ihm geschlossen hatte, vergingen ihm selbst in Angst und Grauen die Sinne.

Als er wieder zu sich kam, sprang er aber hastig aus dem Bett, um vor allen Dingen seine Lampe anzuzünden. Die Dunkelheit preßte ihm das Herz zusammen, und er mußte Licht haben. Es war halb zwei Uhr, und eine Extrapost, die vorüberkam, brachte ihn erst eigentlich wieder zu sich selber.

Diesmal aber, das wußte er, hatte er nicht geträumt. Die Erscheinung war furchtbare Wahrheit geworden, denn der Beweis lag in der Schublade – das eingenommene Chausseegeld nämlich für den sechsspännigen Wagen –, und mit einem unbeschreiblichen Grauen betrachtete er die funkelnden, vollkommen neuen Geldstücke. Selbst der sechsspännige Wagen kam ihm jetzt gespenstisch vor, als ob er mit dem Geist des abgeschiedenen Chaussee-Einnehmers in Verbindung stünde. Allerlei tolle Ideen zuckten ihm dabei durchs Hirn. Hatte der Mann vielleicht einmal das Geld für ein solches Fuhrwerk unterschlagen, und mußte er nun nach seinem Tod regelmäßig in der Geisterstunde den vorüberfahrenden Fuhrmann abfertigen?

Er war ordentlich froh, als wieder wirkliche, lebendige Menschen vorüberkamen und seine Tätigkeit in Anspruch nahmen. Wenn auch nur durch das Fenster, so trat er dadurch mit der Welt doch wieder in Verbindung, und die Geister hatten dadurch keine Macht mehr über ihn.

Endlich wurde es Tag; so lange war ihm noch keine Nacht geworden, und er ging nur jetzt mit sich zu Rate, ob er heute der Frau Folkert das mitteilen sollte, was er in den beiden Nächten gesehen und erlebt hatte. Davon hielt ihn aber einesteils seine angeborene Gutmütigkeit ab, im Fall der alte Chaussee-Einnehmer wirklich noch zur Strafe nach seinem Tod umging; denn wie schmerzlich mußte es ja doch in diesem Fall für die Frau sein, das zu erfahren! Andernteils war er aber auch mit seiner Erzählung vom Arzt so barsch behandelt und abgewiesen worden, daß er sich fürchtete, sein Geheimnis aufs neue preiszugeben.

Vorher mußte er also Gewißheit haben, ob wirklich Tote imstande wären, sich selbständig zu bewegen, und die konnte ihm niemand besser geben als sein Nachbar, der Totengräber. Der Mann verkehrte das ganze Jahr mit Leichen und Toten; wenn irgendeiner in der Welt, mußte der es wissen. Außerdem hatten die beiden Frauen den Totengräber gestern so über alle Maßen gelobt, was er für ein ordentlicher, verständiger und gescheiter Mann sei, daß es Meier schien, als könne er nirgends bessere Aufklärung erhalten.

Um mit dem Totengräber zu sprechen, mußte er freilich zu ihm gehen, und dazu war heute noch die beste Gelegenheit. Frau Folkert hatte nämlich das Geschäft des Chaussee-Einnehmers so lange Jahre betrieben, daß er ihr dieses wohl jetzt auf ein paar Stunden anvertrauen konnte. Außerdem mußte er ohnedies in die Stadt, um sich nach einer Person für seine Wirtschaft zu erkundigen, die ihm durch vortreffliche Autorität empfohlen worden war; nämlich durch die Frau Folkert selber sowie durch die Frau des Totengräbers. Viel Zeit hatte er dabei auch nicht zu versäumen, da sich die erstere entschlossen hatte, nach der Beerdigung, die am nächsten Morgen stattfinden sollte, das Haus zu verlassen, und er erbat sich deshalb von Frau Folkert Urlaub, diesen nötigen Gang so rasch als möglich zu erledigen. Der Kirchhof lag kaum fünf Minuten vom Chausseehaus entfernt, ein klein wenig abseits von der Straße, und für ihn als nächsten Nachbarn schickte es sich ja auch ohnedies, daß er dem Totengräber seinen Besuch machte; es konnte dem Mann also gar nicht auffallen, daß er zu ihm kam.

Zuerst ging er also in die Stadt, um dort so rasch wie möglich alles abzumachen; er kam aber leider zu keinem Resultat und sprach nun auf dem Rückweg beim Totengräber vor. Herr Hillermann, wie dieser mit seinem Familiennamen hieß, befand sich gerade zu Hause, saß in seinem kleinen Stübchen mit der kurzen Pfeife im Mund beim Ofen und begrüßte den neuen Chaussee-Einnehmer auf das freundlichste.

Er war eine lange, hagere Gestalt mit rauhen, aber nicht abschreckenden Zügen. Unter den kurzgehaltenen, schon etwas dünn gewordenen schwarzen Haaren wölbte sich eine hohe Stirn, und die ein wenig emporgezogenen starken Augenbrauen gaben den kleinen, lebendigen braunen Augen noch besondere Schärfe. Herr Hillermann war dabei eine Art von Philosoph, der in seinen Kreisen besondere Achtung genoß und dem dabei doch am Urteil der Welt außerordentlich wenig gelegen schien. Er verachtete z. B. Leichensteine auf das gründlichste und schien mit einer gewissen Art von Vorliebe alle jene Gräber zu behandeln, die von der Welt vernachlässigt wurden. Den Kirchhof nannte er seine Erziehungsanstalt, in der er Kandidaten für den Himmel erzöge, und eine besondere Vorliebe hatte er für Kinderleichen – erstens nahmen sie nicht viel Platz weg, und dann wurden sie von den Hinterbliebenen gewöhnlich am meisten mit Blumen bedacht, die er mit einer wahren Leidenschaft wartete und pflegte. Sein Kirchhof glich deshalb auch im Sommer einem blühenden Garten.

Herr Hillermann war heute nachmittag bei außerordentlich guter Laune, wenn sie auch gerade nicht im Ausdruck seiner Züge sichtbar wurde, denn lachen hatte ihn noch niemand gesehen. Seine Arbeit für den heutigen Tag war aber beendet, eine weitere Anmeldung noch nicht eingetroffen, und er durfte sich also mit vollkommen freiem Herzen dieser wohlverdienten Ruhe hingeben.
Herr Meier stellte sich ihm jetzt als seinen neuen Nachbarn vor, und Hillermann schüttelte ihm derb und gutmütig die Hand. »Freut mich, Sie bei mir zu sehen«, sagte er, »und ich hoffe, wir werden gute Nachbarn. Folkert war auch eine treue Seele, nur ein bißchen schlafmützig, und er stand ein wenig unter dem Pantoffel. Na, jetzt habe ich ihm auch sein letztes Bett gegraben, und morgen wollen wir ihn hineinlegen. Da kann er ausruhen von alledem, was ihn hier geärgert und gequält hat, und in dem Schlaf stört ihn auch kein Vier- und kein Sechsspänner weiter.«
Meier sah überrascht, fast erschreckt zu ihm auf. Wußte der Mann etwas?
Aber Hillermann hatte sich abgewandt, ging zum Tisch, zog die Schublade auf und nahm ein paar Zigarren heraus. »Rauchen Sie?« fragte er, indem er Meier eine entgegenhielt.
»Nein, ich danke«, lehnte dieser den angebotenen Genuß ab; »ich habe mich nie dazu entschließen können!«
Du lieber Gott, wie gern hätte er sich dazu entschlossen, wenn er je imstande gewesen wäre, die Ausgabe des Tabaks zu erschwingen, ohne zugleich auch sein kleines, für Krankheitsfälle angelegtes Kapital zu gefährden.
»Das müssen Sie sich noch angewöhnen!« rief aber verwundert der Totengräber. »Ein Chaussee-Einnehmer und nicht rauchen! Mit was wollen Sie sich denn da um Gottes willen die müßige Zeit vertreiben? Lieber Himmel! Wenn ich mir denken sollte, daß jemand ein ganzes Lebensalter an einem Schiebefenster sitzen müsse, ohne eine Pfeife im Mund zu haben – bewahre, das geht gar nicht.«
Nun war aber Herr Meier noch keineswegs entschlossen, seine ganze Lebenszeit an dem Schiebefenster sitzen zu bleiben, und der »Geist« trug daran nicht geringe Schuld. Das ganze Leben selber behagte ihm ebenfalls noch nicht. Wenn auch in Dürftigkeit erzogen, war er doch stets an Reinlichkeit und seine Ordnung gewöhnt gewesen, während jetzt im Chausseehaus alles drunter und drüber ging. Der außergewöhnliche Zustand, der Übergang der ganzen Wirtschaft aus den Händen des einen Besitzers in die des anderen entschuldigte das allerdings vollkommen. Dem kleinen ordentlichen Mann war es aber in den beiden Tagen so ungemütlich wie möglich

vorgekommen, und wenn er an die Nächte dachte, wurde ihm ganz unheimlich zumute.
Was nun den Gebrauch des Tabaks betraf, so mochte er seinem neuen Nachbarn nicht gleich widersprechen und gab ihm eine halb ausweichende, halb zustimmende Antwort. Er versicherte ihm, daß er es versuchen wolle, und die beiden Männer setzten sich dann zum Ofen und plauderten von dem und jenem; vom alten Chaussee-Einnehmer und von neuen Gräbern, von der Frequenz der Straße und der letzten Leichenrede, die der Herr Pfarrer Beißwurz gehalten hatte. Dann kamen sie natürlich auf die hohen Getreide- und Kartoffelpreise und wie alles am leichtesten und billigsten hier draußen zu beschaffen sei, und zuletzt führte der Totengräber Herrn Meier in den Schnee hinaus, um ihm doch auch einmal »seinen Kirchhof« zu zeigen.
Herr Meier fand allerdings nicht das mindeste Interesse daran. Er war überhaupt nirgends unlieber als auf einem Kirchhof, noch dazu bei vier Zoll Schnee und mit kalbsledernen Stiefeln. Es half aber nichts; es war einmal Hillermanns Steckenpferd, und da er indessen drinnen Kaffee bestellt hatte, ließ sich der Promenade nicht gut ausweichen. Draußen bekam er auch das Loch gezeigt, in das der alte Folkert versenkt werden sollte. Dicht daneben war ein ebensolcher Platz für eine Geheimrätin hergerichtet, und Herr Hillermann meinte – ohne jedoch eine Miene dabei zu verziehen –, er hoffe, daß sich die beiden da miteinander vertragen würden. Meier gab die Bemerkung einen ordentlichen Stich durchs Herz, und mit leiser, schüchterner Stimme wagte er die Antwort, daß im Tod wohl jeder Unfriede aufhören müsse.
Hillermann, der quer über die Gräber hin den Rückweg zum Haus angetreten hatte, sah seinen Nachbarn von der Seite an, schwieg einen Augenblick und sagte kopfschüttelnd: »Nicht immer.«
»Nicht immer?« rief Herr Meier erstaunt und blieb mitten im Schnee, der ihm bis an die halben Schäfte reichte, stehen.
»Nicht immer«, bestätigte aber, auf seiner Behauptung fest beharrend, der Totengräber.
Da er jedoch in seinem Gang nicht einhielt, mußte Meier machen, daß er ihm nachkam, und vor dem Haus stampften sich die Männer erst wieder den Schnee von den naß gewordenen Stiefeln, ehe sie den Flur betraten. Hier war jedoch ein Anknüpfungspunkt für den kleinen Mann, seinen Nachbarn auf das Gespräch zu bringen, auf dem er ihn haben wollte. Allerdings hatte er sich länger in der Stadt aufgehalten, als es seine Absicht gewesen war, und bei den entsetzlich kurzen Tagen und dem bewölkten Himmel dämmerte der Abend schon wieder. Um dem Nachbarn nicht lästig zu werden, ließ er

auch eine Andeutung fallen, als ob er doch wohl jetzt wieder nach Hause müsse.
Davon wollte Hillermann aber nichts hören. »Ach was«, sprach er, »erst treten Sie herein und trinken eine Tasse Kaffee mit mir, die hält bei der Kälte Leib und Seele zusammen; nachher kommen Sie immer noch früh genug nach Hause. Die Frau Folkert wird indessen schon keinen Wagen durchbrennen lassen. Überhaupt müssen Sie sich bald jemand abrichten, der Ihnen bei der Geschichte hilft, denn alles allein zu besorgen hält ja kein Mensch aus. Selbst ein Pferd will ein paar Stunden Ruhe haben, ehe es wieder an die Arbeit geht – wieviel mehr denn ein Beamter! Sie sollten heiraten.«
»Ach du lieber Gott!« sagte Herr Meier, der über die Bemerkung ordentlich erschrak. »Ich in meinen Jahren! Aber nach einer guten Haushälterin habe ich mich heute schon umgesehen; wenn ich auch freilich – und sehr zu meinem Bedauern – die Person nicht bekommen konnte, die mir empfohlen wurde.«
»Na, das findet sich alles«, meinte Hillermann, während sie in die Stube traten; »und da steht der Kaffee. Jetzt wollen wir zulangen. Sie haben wohl nasse Füße gekriegt?«
Meier hatte allerdings in dieser Vermutung seine kalbsledernen Stiefel schon einige Male mißtrauisch befühlt, leugnete die Tatsache aber hartnäckig. Er fürchtete den Totengräber damit zu beleidigen, daß er sich auf seinem Kirchhof nasse Füße geholt haben könnte.
Die Männer setzten sich jetzt zum Kaffeetisch, und Hillermann schenkte ein. Im Zimmer war es noch viel dunkler als draußen, aber das Feuer im Ofen knisterte hell und warf aus dem Zugloch seinen lichten Schein über die weißgescheuerten Dielen bis zur geblümten Kaffeekanne hinauf.
»Sie sagten da vorhin, mein bester Herr Hillermann«, begann Herr Meier endlich, nachdem er eine Tasse Zichorienaufguß getrunken und den »Kaffee« außerordentlich gelobt hatte, »Sie sagten da vorhin, daß sich die Toten nicht immer vertrügen, he, he, he! Nicht wahr, Sie haben aber bloß einen Scherz damit gemacht? Du lieber Gott, wenn wir einmal tot sind, dann soll es uns wohl vergehen, uns um den zu kümmern, der neben uns liegt.«
Der Totengräber sah den ihm gegenübersitzenden Chaussee-Einnehmer ernst und nachdenklich an; die Züge seines Gesichts verschwanden aber schon in der düsteren Dämmerung des Zimmers, und nur die hohe weiße Stirn mit den darunter lebendig blitzenden braunen Augen war noch deutlich sichtbar. Der Chaussee-Einnehmer schaute auch mit heimlichem Grauen zu dem Mann empor, der sein ganzes Leben lang mit Leichen verkehrte und jedenfalls darin schon ganz entsetzliche Erfahrungen gesammelt haben mußte.

Das Lachen war dem armen kleinen Mann schon lange auf den Lippen erstorben.
»Mit solchen Sachen ist nicht gut zu scherzen«, sagte der Totengräber.
»Aber Sie wollen doch nicht behaupten –« stotterte Herr Meier.
»Mein lieber Herr Nachbar«, sprach da Hillermann mit ernster, feierlicher Stimme, indem er sich eine frische Tasse Kaffee einschenkte, »es gibt da draußen Dinge, die wir uns hier drinnen nicht träumen lassen, und je weiter entfernt man sich von denen da« – und er deutete dabei mit dem Daumen zurück über die Schulter zum Kirchhof – »halten kann, desto besser.«
»Von den – von den Toten?« fragte Meier mit schüchterner Stimme.
Hillermann nickte nur schweigend mit dem Kopf.
Meier, indem er fühlte, wie es ihm eiskalt über den Rücken lief, fragte fast flüsternd weiter: »Und so glauben Sie wirklich, daß ein Mensch, wenn er einmal tot ist – wirklich tot ist, mein' ich –, doch noch wieder auf der Erde erscheinen und – und gewissermaßen umgehen könne?«
»Sie sind doch ein Christ, Herr Meier?« sagte da der Totengräber ernst.
»Ich? Gewiß!« erwiderte überrascht der Chaussee-Einnehmer. »Wie kommen Sie zu der Frage, Herr Hillermann?«
»Nun sehen Sie wohl«, versetzte der andere, »dann glauben Sie doch also auch an ein Leben nach dem Tod, wie es uns selbst die Heilige Schrift lehrt. Der Tod ist deshalb auch nur der Übergang von einem Leben zum anderen, nur daß es die da drüben anders treiben als wir.«
»Und da glauben Sie, daß die bösen Menschen nach dem Tod hier noch wirklich umgehen müssen, und halten es nicht für unmöglich, daß uns einer von ihnen erscheinen könne?«
»Böse Menschen?« wiederholte kopfschüttelnd der Totengräber. »Lieber Gott, ganz wirklich böse Menschen gibt es doch wohl nur sehr wenige auf der Welt. Wir sind eigentlich von Herzen alle gut, und was hier oder da etwas mehr oder weniger Eigennutz den einen oder den anderen nach unseren Begriffen sündigen läßt, davon kann ich mir nicht denken, daß es ihm der Herrgott da oben so hoch anschlagen sollte. Einer hat auch wieder vor dem anderen Fähigkeiten bekommen, und wenn der Arme aus Hunger einen Laib Brot stiehlt, bleibt es immer zweifelhaft, ob der Reiche darum besser ist als er. Wenn der Reiche in den Verhältnissen des Armen gewesen wäre – wer kann sagen, mein Lieber, ob er nicht zwei gestohlen hätte?«
»Dann würden Sie das Umgehen der Toten also auch nicht als Strafe betrachten?« fragte Meier, dem es schon gar nicht mehr einfiel, die Tatsache des Umgehens zu bezweifeln.

»Strafe? – Bah!« sagte der Totengräber. »Eher möchte ich es für Strafe halten, da unten in unserem engen Grab festgebannt zu sein, während um Mitternacht die anderen Toten über uns ihre lustigen Spiele spielen.«

»Lustige Spiele, Herr Hillermann?« rief der Chaussee-Einnehmer überrascht, indem er unwillkürlich etwas näher zum Tisch rückte.

Hillermann schwieg wieder eine Weile; es schien fast, als ob er nicht recht mit der Sprache herausrücken wolle. Im Zimmer war es indessen ganz dunkel geworden, und die flackernden Lichter, die das Feuer warf, tanzten unheimlich genug herüber und hinüber an den Wänden.

»Ich will Ihnen etwas sagen, Herr Nachbar«, fuhr da der Totengräber fort. »Es ist das eine Sache, von der ich nicht gern spreche, denn die meisten Menschen in unserer Zeit sind leider Freigeister, die, wenn sie sich auch Christen nennen, doch weder an einen Gott noch an einen Teufel glauben. Wenn man zu denen davon spricht, lachen sie einen gewöhnlich aus, und ich sehe nicht ein, warum ich ihnen zum Gespött dienen soll.«

»Aber Sie glauben doch gewiß nicht, daß ich Sie auslachen werde, Herr Nachbar?« fragte bestürzt der Chaussee-Einnehmer, dem allein der Gedanke schon wie eine Versündigung vorkam. Wieder schwieg der Totengräber und schaute forschend auf den ihm gegenübersitzenden kleinen Mann. Über sein Gesicht zuckte es dabei herüber und hinüber, gerade wie das unheimliche Licht, das der Ofen in die Stube warf. Der Chaussee-Einnehmer sah aber nur die auf sich gehefteten blitzenden Augen, und das Herz stand ihm ordentlich still vor peinlich ängstlicher Erwartung.

»Nein, das glaube ich nicht«, sprach Herr Hillermann endlich. »Ich halte Sie für einen ruhigen, vernünftigen Menschen, und um Ihnen das zu beweisen, will ich Ihnen etwas aus meinen langjährigen Erfahrungen mitteilen, von dem Sie übrigens, wie ich hoffe, keinen Gebrauch weiter machen werden.«

»Bester Herr Hillermann!«

»Schon gut, ich glaube Ihnen. Ich weiß auch nicht einmal, ob es die da draußen« – und wieder deutete er mit dem Daumen über die Schulter – »gern haben, daß man davon spricht.«

»Die da draußen?« sagte der Chaussee-Einnehmer und rückte noch näher zum Tisch.

Der Totengräber winkte ihm aber langsam mit der Hand und redete dann mit leiserer Stimme, als er vorhin gesprochen hatte, und ernsthaft weiter: »Daß die Toten von zwölf bis ein Uhr nachts die Erlaubnis haben, ihre Gräber zu verlassen und die Oberwelt wieder zu besuchen, ist eine bekannte Tatsache. Sie wissen das wahrscheinlich

so gut, wie ich es Ihnen sagen könnte. Da haben sie dann freie Zeit, zu tun und zu treiben, was ihnen gerade gefällt, was sie freut. Nur vor den Menschen lassen sie sich nicht gern sehen, denn sie wissen, daß ihr Anblick Furcht und Entsetzen einflößen würde. Der Kirchhof selber aber ist ihr eigentlicher und natürlicher Tummelplatz, und dort treiben sie es denn nach Herzenslust. Sind Sie jemals schon zwischen zwölf und ein Uhr nachts auf einem Kirchhof gewesen?«
»Ich?« rief Herr Meier erschreckt. »Gott soll mich bewahren!«
»Wer in der Zeit dort nichts zu tun hat, sollte sich auch da nicht blikken lassen«, fuhr der Totengräber ernst fort. »Es tut nicht gut, sich denen da draußen aufzudrängen. Unsereins freilich, den sein Geschäft und seine Pflicht oft dazu zwingt, kann es nicht immer vermeiden; aber«, setzte er mit leiser Stimme hinzu, indem er sich zum Chaussee-Einnehmer hinüberbeugte, »es sieht unheimlich aus, wenn sie da draußen herüber- und hinüberhuschen.«
»Tun sie das wirklich?« flüsterte Herr Meier, dem es nach den Erscheinungen der letzten Abende nicht einfiel, daran zu zweifeln.
Der Totengräber nickte zur Bestätigung des eben Gesagten nur einfach mit dem Kopf. »Ich habe sie selber gesehen«, versetzte er dann, »wie sie getanzt und sich gehascht haben, und bei ihrem gewöhnlichen Spiel, dem Kämmerchenvermieten –«
»Kämmerchenvermieten?« rief der Chaussee-Einnehmer heftig erschreckt.
»Haben Sie nie davon gehört?«
»In meinem Leben nicht! Spielen sie das wirklich?«
»Oft und oft«, sagte der Totengräber, indem er sich scheu umsah, als ob er fürchte, daß ihn jemand dabei belausche. »Wenn in der Nähe ein Toter liegt, dem der Priester die letzte Ruhestätte noch nicht geweiht hat und der hier also auch noch nicht einziehen darf, dann kommt er nachts zwischen zwölf und eins hinaus, um die Kameraden zu besuchen, und dann treiben sie das Spiel die volle Stunde lang. Jeder kauert dann auf seinem eigenen Grab, rundumher um den dort noch nicht Eingebürgerten, und herüber und hinüber huschen sie in wilder Lust und wechseln die Plätze. Kann der fremde Geist dann ein Grab erwischen, ehe einer der anderen imstande ist, es zu erreichen, und haben sie es ihm, bis die Glocke eins schlägt, nicht wieder abgelistet, dann kriecht er draußen in das warme Bett unter der Erde, und der Ausgeschlossene muß nun den ganzen Tag scheu herumwandeln, bis er mit der nächsten Mitternacht seinen Platz erst wieder zu gewinnen versuchen kann. Ist der noch Unbegrabene aber ungeschickt gewesen, dann kehrt der Geist zu seinem Körper zurück, um die nächste Nacht sein Glück aufs neue zu versuchen. Und so geht es fort.«

»Und das haben Sie gesehen?« flüsterte der Chaussee-Einnehmer und fühlte, wie sich ihm dabei vor Entsetzen die Haare auf dem Kopf sträubten.
»Ja«, antwortete der Totengräber ebenso leise.
Da schlug die Uhr fünf, und Herr Meier erschrak ordentlich vor dem lauten Ton. Aber er hatte Frau Folkert auch versprochen, um vier Uhr spätestens wieder zu Hause zu sein; es war deshalb die höchste Zeit, daß er ging, und vorsichtig fast, als ob er sich fürchte, nach der erhaltenen Kunde eben ein Geräusch zu machen, erhob er sich von seinem Stuhl. »Ich danke Ihnen; ich danke Ihnen aufrichtig, mein guter Herr Hillermann, für das, was Sie mir eben mitgeteilt haben«, sagte er dabei. »Ich muß jetzt nach Hause. Wenn Sie mir aber erlauben, komme ich in den nächsten Tagen wieder und – erzähle Ihnen« – er beugte sich dabei ganz nahe zum Ohr des Totengräbers – »ebenfalls etwas – etwas Entsetzliches, das mir begegnet ist!«
»Ihnen?« fragte Hillermann erstaunt.
Herr Meier nickte bedeutungsvoll mit dem Kopf.
»Jetzt? Da drüben?«
Der Chaussee-Einnehmer wiederholte die Bewegung noch heftiger als vorher.
»Aber was denn, mein bester Herr Nachbar?« forschte da der Mann, der neugierig geworden war.
»Jetzt nicht, mein werter Herr«, bat aber der Chaussee-Einnehmer, der wie auf Kohlen stand, denn durch die für ihn so interessante Erzählung aufgehalten, hatte der sonst so entsetzlich pünktliche Mann schon eine volle Stunde seine Zeit überschritten! »Ein andermal, ein andermal! Jetzt schlafen Sie wohl, und nehmen Sie nochmals tausend Dank für Ihre Mitteilung.«
»Na, gute Nacht, Herr Meier«, sagte da plötzlich der Totengräber mit seiner gewöhnlichen lauten, etwas tiefen Stimme, so daß der ängstliche Chaussee-Einnehmer ordentlich zusammenfuhr. Dann begleitete er ihn durch den Hausflur an die vordere Tür, bis zu dem schmalen, zur Chaussee führenden Weg, schüttelte ihm die Hand und wünschte ihm dort noch einmal, wohl zu schlafen.

V

Herr Meier sah sich im nächsten Augenblick allein auf der Straße, und zwar kaum zwanzig Schritt von der niederen weißen Kirchhofmauer entfernt. Nach dem eben Gehörten kam ihm aber der Platz so furchtbar unheimlich vor, daß er den einsamen, mit Weiden bepflanzten Weg, der zur Chaussee führte, mit Zittern und Zagen ein-

schlug. Er konnte es sich auch nicht versagen, sich umzudrehen und zur Mauer zurückzusehen.
Gerade dort aber, wohin er blickte, schaute die Spitze eines weißen Monuments über die Mauer vor – und der Chaussee-Einnehmer, mit all den Eindrücken der letzten Stunde im Kopf, hielt das für etwas kaum Geringeres als einen der stillen Bewohner jenes unheimlichen Platzes, der ihm über die Mauer nachsah. Lange Zeit zum Untersuchen nahm er sich auch nicht, sondern er faßte ohne weiteres beide Rockschöße unter den Arm und lief, was er laufen konnte, die Weidenallee entlang, nicht eher rastend, als bis er die belebtere Chaussee erreichte.
»Herr Jesus, Herr Chaussee-Einnehmer, was sind Sie denn so in Eile?« redete ihn da ein Mann an, der eben auf der Straße heruntergekam. »Ist was los?«
Meier erschrak erst, denn eine der Pappeln hatte den Mann bis dahin verdeckt gehalten. Zu seiner Freude erkannte er aber schnell genug den alten lahmen Chaussee-Arbeiter, der gerade vor seiner Tür den Tag über Steine klopfte. Das war doch ein Mensch, und das Grauen, das ihn in der Nähe des Kirchhofs beschlichen hatte, wich mit dessen Nähe. Daß er ihn aber hier so unerwartet traf, brachte ihn auch wieder auf einen neuen, glücklichen Gedanken.
Er war nämlich, während er die Weidenallee entlangflog, zu dem festen Entschluß gekommen, diese Nacht nicht wieder allein in seinem Zimmer zu schlafen. War der Tote erst einmal hinaus auf seinen letzten Ruheplatz gebracht, dann blieb er auch hoffentlich da draußen und kehrte nicht wieder zurück; bekam er ja dort ein Kämmerchen für sich selber. Die letzte Nacht aber, die er noch unter seinem Dach lag, wollte er sich nicht wieder der Gefahr aussetzen, noch einmal von ihm erschreckt zu werden, und er hatte deshalb im Sinn gehabt, Frau Folkert alles zu sagen und sie zu bitten, mit ihm aufzubleiben. Allerdings hätte er das nur höchst ungern getan, und die Frau hätte sich wahrscheinlich noch mehr gefürchtet als er selber.
Eine bessere Hilfe erhoffte er dagegen von dem alten Steinklopfer. Wenn auch lahm und halb taub, war er doch ein Mann, und durch das Versprechen eines Trinkgelds hoffte er ihn leicht dahin zu bewegen, bei ihm in der Stube zu übernachten.
Er säumte denn auch nicht länger, und obgleich es einige Schwierigkeit hatte, ihm begreiflich zu machen, was er von ihm wollte, verstand es der Alte kaum, als er sich auch vollkommen bereitwillig dazu zeigte. Er mußte freilich erst in die Stadt, um es seiner Frau zu sagen, damit sich die nicht seinetwegen ängstigte; er versprach aber pünktlich um zehn Uhr wieder draußen am Chausseehaus zu sein – ersparte er sich doch da morgen früh den Weg.

Dem Chaussee-Einnehmer war das sogar noch lieber, als wenn er gleich mitgegangen wäre, denn Frau Folkert hätte ihn sonst sicher gefragt, was er mit dem Alten wolle. Um zehn Uhr lag die trauernde Witwe aber lange in ihrem Bett, und er entging dadurch selbst einer ihm fatalen Notlüge.

Das abgemacht, eilte er jetzt mit viel leichterem Herzen dem Haus zu und fand dort zu seiner Beruhigung eine ganze Gesellschaft von Frauen um die große Kaffeekanne versammelt. Frau Folkert war also auch die Zeit nicht lang geworden, und er brauchte sich seines längeren Ausbleibens wegen keine Gewissensbisse zu machen.

Das Gespräch drehte sich übrigens den ganzen Abend nur um den Seligen, seine letzte Krankheit und alle ähnlichen Leiden, die in den letzten zwanzig Jahren in bekannten Familien vorgekommen waren. Es wurde fast neun Uhr, ehe sich die Gäste zum Aufbruch anschickten; auch geschah das nicht ohne die bestimmte Versicherung, am nächsten Morgen beim Leichenzug wieder zu erscheinen und dem »guten lieben Herzen« die letzte Ehre anzutun.

Frau Folkert hatte den ganzen Abend in der Erinnerung an den Hingeschiedenen außerordentlich viel geweint und außerordentlich viel Kaffee getrunken, und sie suchte jetzt bald ihr Lager auf, um für den nächsten, schweren Tag Kräfte zu sammeln. Meier dagegen, dem es nach der heutigen schauerlichen Erzählung des Totengräbers noch einmal so unheimlich in dem stillen Zimmer vorkam, erwartete mit sehnsüchtiger Ungeduld den alten Steinklopfer, um in dessen Gesellschaft den gefürchteten Schrecken der nächsten Stunden ruhiger die Stirn bieten zu können.

Der Alte hielt auch Wort. Es hatte noch nicht zehn geschlagen, da humpelte er schon an seinem Krückstock herbei und wurde vom Chaussee-Einnehmer auf das freudigste begrüßt.

Herr Meier hatte ein kleines Fläschchen mit altem, gutem Franzbranntwein, das er zuweilen bei vorkommenden Kolikanfällen benützte. Dieses opferte er und überraschte den alten Mann mit einem selber hergestellten und ganz ausgezeichneten Grog. An ein Gespräch mit ihm war freilich nicht zu denken, denn Meier hätte zu sehr schreien müssen, und dann wäre Frau Folkert oben aufmerksam geworden. Ihm genügte jedoch die alleinige Gegenwart des Mannes, und dieser schien sich ebenfalls im Genuß des Grogs so wohl zu befinden, daß er gar nicht daran dachte, weshalb ihn der Chaussee-Einnehmer denn eigentlich zur Nachtwache eingeladen hatte, und noch viel weniger nach einer Ursache fragte.

Bis elf Uhr kamen mehrere Gespanne vorüber, mit denen Meier aber wenig Arbeit hatte. Es war Theater in der Stadt gewesen, und einige der benachbarten Gutsbesitzer kehrten jetzt nach Hause zurück.

Das Chausseegeld hatten sie dabei schon bei der Einfahrt bezahlt; manche von ihnen besaßen auch Freikarten, und die Kutscher gaben sich nicht die Mühe, anzuhalten.
Nach elf Uhr war es ruhig und der Steinklopfer durch seine Tagesarbeit und den genossenen ungewohnten Trank müde geworden. Meier hatte allerdings die Absicht gehabt, aufzubleiben; der Grog machte aber auch ihm die Augenlider schwer. Er legte deshalb eine wollene Decke neben sein Bett, damit sich der Alte darauf ein wenig ausstrecken könne, horchte noch einmal hinaus, ob er keinen Wagen weiter kommen höre, schob ein paar Stücke Torf in den Ofen und ging dann ebenfalls zu Bett.
Trotzdem war er fest entschlossen, munter zu bleiben, rückte sich die Kopfkissen hoch in die Höhe, damit er mehr saß als lag, und hielt die Augen fest auf die Tür der Totenkammer geheftet. Er mochte eine ganze Weile so gesessen haben, aber dem bloßen Willen, wach zu bleiben, war doch wohl sein ermüdeter Körper nicht gewachsen gewesen. Erst schloß er nur ein paarmal die Augen, dann ließ er sie ganz zu – er konnte ja doch alles hören, was um ihn vorging –, und zuletzt fiel er in einen halb schlafenden, halb wachen Zustand, in dem er nur noch dann und wann einmal unbewußt schwerfällig und scheu mit den Augen blinzelte. – Eine Viertelstunde später schlief er so fest wie der Steinklopfer vor seinem Bett.
Draußen vor dem Fenster rollte ein Wagen an, hielt, und der Fuhrmann knallte mit der Peitsche – drei-, viermal. Meier rührte und regte sich nicht.
»Hallo!« rief es jetzt dicht vor der Scheibe, und in dem unbewußten Gefühl, daß irgend etwas irgendwo nicht richtig wäre, fuhr der Chaussee-Einnehmer in seinem Bett empor – knickte aber auch ebenso rasch wieder zusammen, als plötzlich sein jetzt ganz waches Ohr das entsetzliche Hüsteln aus dem Nachbarzimmer traf.
»Da ist er wieder!« stöhnte er aus tiefster Brust, während ihm der kalte Angstschweiß in großen Tropfen auf die Stirn trat. »Metzler!« rief er dabei, und vor Zittern brachte er den Namen des Steinklopfers kaum über die Lippen. »Metzler, um Gottes willen, Metzler!«
Der taube Alte hörte nicht und schlief sanft und süß!
»Metzler! Heiland der Welt! Metzler!«
Die Türklinke bewegte sich – jedes weitere Wort erstarb ihm auf den Lippen –, und im nächsten Augenblick trat die Erscheinung, wie er sie die beiden vorigen Nächte gesehen hatte, wieder in die Stube und glitt geräuschlos durch den dunklen Teil des Zimmers zum Fenster, dessen Schieber sie höchst geschickt öffnete.
Was dort gesprochen wurde, hörte er diesmal nicht, denn sein ganzes Sinnen und Trachten war jetzt nur darauf gerichtet, den schla-

fenden Steinklopfer munter zu bekommen. Sowie ihm die Gestalt deshalb den Rücken zudrehte, fuhr er mit dem Arm langsam und vorsichtig unter der Decke heraus, erwischte den Alten glücklich bei der Schulter und schüttelte ihn aus Leibeskräften.
»Drei Maß!« rief dieser da mit lauter, deutlicher Stimme, und Meier fuhr blitzschnell mit dem Arm wieder unter die Decke zurück und schloß die Augen, denn die Erscheinung drehte sich langsam nach ihm um, und nicht ums Leben hätte er ihrem Blick begegnen mögen. Da hörte er die Tür wieder zuklinken – und als er unter den halbgeschlossenen Lidern vorsichtig herausblinzelte, war sie verschwunden.
Wohl zehn Minuten blieb der arme Chaussee-Einnehmer noch ohne die Fähigkeit, auch nur ein Glied zu regen, in seinem Bett ausgestreckt liegen. Er hörte dabei nochmals das Husten des Toten – dann war alles still; die Uhr tickte, und Metzler schnarchte neben seinem Bett in süßer Ruhe.
Das letztere Geräusch brachte ihn aber auch endlich wieder zu sich selber. Es war wenigstens ein lebendes Wesen, das er neben sich wußte; er war nicht mehr allein mit dem gespenstischen Unhold, und aus dem Bett springend, in das er sich diesmal angekleidet gelegt hatte, rüttelte er nach einiger Anstrengung den Steinklopfer wirklich wach. Da schlug die alte Schwarzwälder Uhr eins, und eine wohltätige Beruhigung kehrte in sein Herz zurück. War doch die Geisterstunde vorüber, und er hatte von dem Toten für jetzt nichts mehr zu fürchten.
Allerdings hätte er dem Steinklopfer jetzt gern das eben Erlebte mitgeteilt, denn es drängte ihn in diesem Augenblick, sein Herz irgendeiner menschlichen Seele auszuschütten; aber der Alte war, wie gesagt, so schwerhörig, daß er gezwungen gewesen wäre, es ihm in die Ohren zu schreien, und das durfte er mit dieser Nachbarschaft selbst nach ein Uhr nicht wagen. Einen Vorwand mußte er aber erfinden, weshalb er ihn wachgerüttelt hatte, und es blieb ihm also nichts anderes übrig, als den Rest seiner Flasche Franzbranntwein dem Alten preiszugeben, was dieser auch als Entschuldigung für das plötzliche und gewaltsame Wecken vollständig gelten ließ.
Während er übrigens mit dem Alten am Ofen saß, war er einig mit sich geworden, diese Todesangst nicht länger zu ertragen; die Leiche wurde zwar an diesem Morgen begraben, und die Möglichkeit war da, daß der unruhige Tote von da an seine Wirksamkeit auf den Kirchhof beschränken würde. Geschah das aber nicht, kam er auch dann noch wieder, um das Geschäft selbst nach seinem Tod fortzusetzen, dann wollte Meier dieses Amt nicht mit ihm teilen. Nein – dann lieber Schreiber mit unbestimmtem Einkommen und Sicherheit und

Ruhe als mit einer ebenso bestimmten Gespenstererscheinung jede Nacht! Er hätte das auch auf die Länge der Zeit nicht ausgehalten, denn schon jetzt fühlte er, wie ihm durch die stete Aufregung und Angst alle Glieder am Leib wie zerschlagen waren.
Einzelne Gespanne, die vorbeifuhren, beschäftigten ihn etwas, und der Morgen brach endlich an. Mit diesem aber kam reges Leben in das Haus, denn die Beerdigung des alten Chaussee-Einnehmers sollte um zehn Uhr stattfinden.
Frau Folkert war auch schon seit fünf Uhr in der Küche beschäftigt gewesen, um die dazu nötigen Vorbereitungen zu treffen, denn ein Imbiß, Kaffee, Branntwein und Kuchen durften dabei natürlich nicht fehlen.
Herr Meier saß übrigens wieder an seinem Fenster, um seiner Pflicht nachzugehen, und Metzler draußen an seinem Steinhaufen, wobei er sich jetzt nachträglich vergebens den Kopf zerbrach, weshalb ihn der Chaussee-Einnehmer die letzte Nacht wohl bei sich behalten und ihm den guten Grog und ein Trinkgeld gegeben hatte.

VI

Das Begräbnis war vorüber, alle übrigen Formalitäten erledigt; die Frauen hatten gejammert und geweint, und der alte Folkert lag draußen in seinem letzten Kämmerchen, mit Erde warm zugedeckt, auf dem sonst überall beschneiten Kirchhof des Herrn Hillermann.
Die Frau Folkert war allein zurückgekommen. Als sie sich aber recht ordentlich ausgeweint hatte, nahm auch wieder das eigentliche Leben ihre Tätigkeit in Anspruch. Da sie doch nicht auf die Länge der Zeit in dem alten, liebgewonnenen Haus wohnen bleiben konnte, wollte sie auch gleich in die Stadt übersiedeln, um all die trüben Erinnerungen loszuwerden. Das Zusammenpacken ihres Eigentums beschäftigte sie deshalb eine gute Weile. Ihr Mittagsmahl hielten die beiden Leute dann von dem übriggebliebenen Leichenfrühstück, und da um ein Uhr die Männer bestellt waren, die ihr Gepäck in die Stadt führen sollten, kochte Frau Folkert dem neuen Chaussee-Einnehmer den letzten Kaffee.
Meier war indessen in einer höchst unbehaglichen Stimmung. Erstens hatte er noch keine Haushälterin, da die ihm empfohlene schon anderweitig vergeben war, und dann drückte ihn auch die Erscheinung der letzten Nächte schwer auf dem Herzen. Er konnte nämlich nicht mit sich einig werden, ob er es Frau Folkert entdecken sollte oder nicht. Ein paarmal lag es ihm schon auf der Zunge, und trotzdem konnte er nicht den Mut sammeln, damit zu beginnen.

Die Frau war ebenfalls mit ihren trüben Gedanken beschäftigt, und die beiden Leute waren sich wohl drei viertel Stunden gegenübergesessen, ohne daß auch nur ein Wort zwischen ihnen gewechselt worden wäre. Endlich brach da Frau Folkert das Schweigen. »Mein lieber Herr Meier«, sagte sie, »ich gehe nun heute mittag fort und wünsche Ihnen Glück und Segen in dem alten Haus. Möge es Ihnen so lange Jahre so gut darin gehen, wie es mir und meinem seligen Mann – dem armen Herzen, das jetzt in seinem stillen Grab ruht – hier ergangen ist. Ich hätte nicht geglaubt, ihn zu überleben, aber der Himmel hat es anders gewollt, und ich ziehe jetzt mit recht schwerem Herzen fort von hier.«

Sie drückte ihr Tuch wieder an die Augen, um die hervorbrechenden Tränen abzutrocknen, und Meier, überhaupt leicht gerührt, fühlte selber, wie ihm das Wasser in die Augen kam.

»Meine gute Frau Folkert«, erwiderte er, und er hätte es jetzt nicht mehr übers Herz bringen können, ihr auch nur ein Wort davon zu sagen, daß ihr seliger Mann die Nächte über da gespukt habe – denn wie furchtbar müßte ihr die Entdeckung gewesen sein! –, »seien Sie versichert, daß ich innigen Anteil an Ihrem Schicksal nehme.«

»Ich weiß es, lieber Herr Meier«, versetzte die Frau, noch immer unter Tränen. »Sie haben ein gutes Herz, und der Himmel lohne Ihnen die freundlichen Worte. Ich will nur hoffen, daß Sie recht bald jemanden finden, der Ihnen Ihre Wirtschaft hier besorgt.«

»Das wird schwerfallen, beste Frau Folkert«, sagte mit einem tiefen Seufzer der Chaussee-Einnehmer; »wenigstens in der nächsten Zeit. Ich werde mich wohl noch eine Weile allein behelfen müssen.«

»Aber das wird nicht gutgehen, mein guter Herr Meier«, erwiderte die Frau, indem sie sich ihre Tränen vollends abtrocknete und das Tuch in die Tasche schob. »Wenn der Mensch den ganzen Tag seine Arbeit hat, ist er die Nacht gewöhnlich schläfrig, und Ihr Geschäft geht immer, Tag und Nacht. Der alte taube Metzler wird Ihnen dabei auch nicht viel helfen können.«

»Metzler?« Meier zuckte erschreckt in seinem Stuhl empor, denn woher wußte die Frau, daß der alte Steinklopfer die Nacht in seinem Zimmer gewesen war? Solange er da war – davon war er überzeugt –, hatte sie keinen Fuß hereingesetzt.

»Sehen Sie, Herr Meier«, fuhr aber die Frau fort, ohne seine Überraschung zu bemerken, »solange ich da war, ging das auch noch immer an. Wenn Sie aber jetzt allein bleiben, müssen Sie sich auch für die Nächte einen leiseren Schlaf anschaffen, sonst laufen Klagen ein, und dann kommen Nasen und Verweise von oben herunter. Die Herren vom Gericht spaßen nicht, wenn ein unterer Beamter seine Pflicht auch nur ein einziges Mal nicht erfüllt.«

»Aber beste Frau Folkert«, sagte Meier bestürzt, »ich hoffe, daß ich bis jetzt auch noch nicht ein einziges Mal lässig gewesen bin.«
Die Frau schüttelte den Kopf und meinte gutmütig: »Nu, nu, es hat ja nichts zu bedeuten, und ich habe es gern getan. Aber die drei letzten Nächte klatschten vorbeifahrende Geschirre so lange vor Ihrem Fenster mit der Peitsche, bis ich selber herunterkam und sie abfertigte – sie stünden vielleicht sonst noch immer da.«
»Sie?« rief Herr Meier in äußerster Bestürzung und sprang unwillkürlich von seinem Stuhl auf.
»Na, bleiben Sie nur sitzen, Herr Meier«, sagte die Frau, ihm mit der Hand winkend; »ich mache schon keinen Gebrauch davon, und den Leuten draußen hat es auch nichts geschadet, daß sie ein paar Minuten warten mußten.«
»Aber wie sind Sie da, um Gottes willen, hier hereingekommen?« rief Meier, der sich von seiner Bestürzung noch immer nicht erholen konnte.
»Sehen Sie wohl«, nickte ihm die Frau zu, »daß Sie fest geschlafen haben? Ja lieber Gott, wenn man nicht daran gewöhnt ist und im ersten Schlaf liegt, wacht man nicht leicht von einem Peitschenklatschen auf; aber wenn man nun schon so wie ich weit über zwanzig Jahre darauf gehorcht hat, da hört man's durch ein Dutzend Türen durch. Sie taten mir übrigens leid, denn da ich doch einmal auf war, wollte ich Sie auch nicht gern stören und bin durch unsere frühere Schlafkammer gegangen, wo mein armer Seliger auf seinem kalten Stroh lag. Die Küchentür knarrt so, und um durch die Küche zu gehen, hätte ich auch über den zugigen Gang gemußt. Aber da draußen kommen wahrhaftig schon die Leute! Ich muß nur nachsehen, daß sie mir nicht was Falsches mit forträumen.«
Meier blieb allein am Tisch zurück, und wenn die Frau nicht zu sehr mit ihren anderen Sachen beschäftigt gewesen wäre, hätte sie die unsagbare Überraschung, die ihre Worte bei dem neuen Chaussee-Einnehmer hervorbrachten, bemerken müssen. Das also war der Geist gewesen, vor dem er die drei Tage in Furcht und Zittern gelebt hatte! Das war die entsetzliche Erscheinung – die gutmütige Frau, die auf den Zehen ins Zimmer schlich, um ihn nicht im Schlaf zu stören! – Herr Meier lief mit langen Schritten in der kleinen Stube auf und ab, rieb sich die Hände, kratzte sich hinter den Ohren und war mit einem Wort wie vor den Kopf geschlagen.
Allerdings dankte er seinem Schöpfer, daß er der Frau und dem Totengräber nichts von der Erscheinung erzählt hatte, und der Arzt würde schon selber nichts weiter davon sagen, da er es ja nur für einen Traum gehalten hatte. Dabei konnte er ihn recht gut lassen. Draußen aber wurden unterdessen die Kisten und Kästen der Frau

Folkert aufgeladen, während Herrn Meier ein neuer Plan, ein neuer Gedanke durch den Kopf blitzte. Er hatte in der letzten Zeit keinen gescheiteren gehabt.

»Jawohl, Herr Meier. – Gebt mir nur auf den kleinen Spiegel acht«, sagte die Frau draußen zu den Leuten, indem sie sich, schon in der Tür, noch einmal nach ihnen umdrehte; »die blaue Glasvase will ich selber tragen. – Was steht Ihnen zu Diensten, mein guter Herr Meier?«

»Frau Folkert«, sprach da der kleine Mann, der sich ein Herz zu einem gewaltsamen Entschluß gefaßt hatte, »Sie verlassen dieses Ihnen liebe Haus ungern, wie Sie mir versichert haben.«

»Lieber Gott, es ist kein Wunder«, seufzte die Frau. »Wenn man so lange Jahre an einem Platz glücklich und zufrieden gelebt hat und muß ihn dann auf seine alten Tage verlassen, da tut einem das immer weh.«

»Aber es zwingt Sie ja niemand dazu«, meinte Herr Meier.

»Was hilft mir eine kurze Zeit mehr oder weniger? Das Herz wird einem nur noch immer schwerer«, entgegnete die Frau. »Jetzt geht's in einem hin, und mit der Zeit gewöhnt man sich ja auch draußen wieder ein.«

»Ich will Ihnen etwas sagen, Frau Folkert«, rief Herr Meier: »Bleiben Sie bei mir! Sie wissen mit dem Geschäft umzugehen und können mich unterstützen! Dabei führen Sie unseren Haushalt wie bisher fort, und über die Bedingungen werden wir uns schon einigen. Wo für einen gekocht wird, essen auch zwei, und Sie bleiben dann in Ihrem alten und gewohnten Leben wie bisher.«

»Ach, Sie gutes Herz!« sprach die Frau und ergriff seine Hand. »Und ich sollte wirklich in dem alten Haus bleiben? Ich hätte es Ihnen schon selber gern vorgeschlagen, aber ich glaubte nicht, daß Ihnen eine alte Frau wie ich genügen würde.«

»Also Sie bleiben da?« rief der neue Chaussee-Einnehmer, ihr die Hand hinhaltend.

»Von Herzen gern«, sagte Frau Folkert, indem sie einschlug; »und Sie sollen einmal sehen, wie ich Ihnen schon alles hübsch und behaglich einrichten werde.«

Dem neuen Chaussee-Einnehmer war ein Stein vom Herzen gefallen.

Frau Folkert schickte die Leute mit dem Karren wieder fort; die Sachen wurden aufs neue eingeräumt, die Frau führte die Wirtschaft nach wie vor, und als ich neulich dort vorüberkam, saß Herr Meier, der sich jetzt das Rauchen angewöhnt hatte, mit einer langen Pfeife hinter weißen, reinlichen Gardinen am Fenster und blies den blauen Dampf ganz vergnügt und zufrieden in die Morgenluft hinaus.